





WALTHER RATHENAU

GESAMMELTE SCHRIFTEN

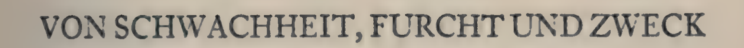
IN FÜNF BÄNDEN

Vierter Band

1918
S. FISCHER · VERLAG · BERLIN



AUFSÄTZE



VON SCHWACHHEIT, FURCHT UND ZWECK

DIE BEIDEN WURZELN DES WOLLENS

Wenn man die Vielgestaltigkeit menschlicher Naturen und Charaktere betrachtet, so zweifelt man, ob es möglich ist, eine Ordnung zu erkennen, an der die verworrene Erscheinung sich aufreiht, oder gar ein Grundgesetz zu finden, aus dem sie sich entwickelt.

Und doch bekräftigt das Gefühl und verlangt die Vernunft, daß eine Gesetzmäßigkeit, ja eine Polarität erkennbar sei, aus deren Gegensätzlichkeit das scheinbar Willkürliche Sinn erhalte; gleichwie aus dem mutwilligen Wirbel der Schneeflocken doch zuletzt die erdenwärts gerichtete Bewegung als das Wesentliche hervortritt und jedes widerspenstige Element zu seinem Ziele führt.

Denn uns allen ist bewußt, daß gewisse Gruppen scheinbar unverwandter Seelenqualitäten stets verschwistert auftreten, wie bei manchen Tieren weiße Haare mit roten Augen, während andre, scheinbar wesensgleiche Eigenschaften sich nie verbinden. Auch die äußere Erscheinung in ihrem fühlbaren Zusammenhang mit den inneren Attributen weist auf das Vorhandensein einer Polarität; alle Menschen, die bei ausgesprochenen eigenen Gesetzen eine starke Empfindung für Individualität besitzen, sind imstande, unmittelbar zu empfinden, ob eine Persönlichkeit, die ihnen neu gegenübertritt, der eigenen

Geistesgattung oder der einen, einheitlichen, ihnen entgegengesetzten, angehört.

Die alten Kategorien der vier Temperamente oder der sieben planetaren Influenzen teilen das Gebiet, aber sie ordnen es nicht. Ihre Elemente sind es nicht, aus denen die Gesamtheit der menschlichen Eigenschaften in klarer Folge sich aufbaut. Auch die Werte der Energie, der Lebenskraft und der Geschlechtlichkeit sind es nicht; noch weniger die der Begabung, der Züchtung, der Kultur, der Erziehung. Alle diese Kategorien schaffen willkürliche Gebietstrennungen, wie daraus erhellt, daß entweder die wichtigsten Qualitäten gleichzeitig in verschiedenen Begriffsprovinzen auftreten, oder daß dieselbe Provinz widerstreitende und sich ausschließende Qualitäten beherbergt.

Soll die endgültige Trennung geschehen, so muß der Schnitt tief hinabdringen, bis auf den unbewußten Untergrund menschlicher Stimmung, bis in jene Schichten, in denen menschliches Wesen auf der Grundfeste der organischen Schöpfung ruht. Hier ist das Wollen und Denken noch indifferenziert verschmolzen, hier schlummern die Keime der Persönlichkeit und Individualität noch unbefruchtet.

Die Bezeichnungen, die für diese Grundstimmungen die Sprache herleiht, sind unzulänglich. Denn was wir Mut und Furcht zu nennen gewohnt sind, das kann ein bewußter Affekt, zuzeiten gar ein Ergebnis des Denkens sein. Nicht diese Bedeutung soll hier gezeichnet werden, sondern vielmehr die mutvoll oder furchthaft gefärbte Willensstrebung, die Neigung zum Angriff, zum Hervorbrechen, und die Neigung zur Abwehr, zur Flucht. Mit andern Worten die gewaltige Gegensätzlichkeit, welche die

gesamte Schöpfung durchquert, die den Granit gegen den Ton, den Dornstrauch gegen die Mimose, das bewehrte Tier gegen das flüchtige Tier in Kontrast setzt. In diesem Sinne sind Mut und Furcht die gegensätzlichen Urelemente der menschlichen Seelenstimmung; unbeeinflußt vom Erlebnis, unabhängig vom Denken und Wollen, vom Glauben und Wissen. Die Stimmungen beherrschen von der Geburt bis zum Tode das Leben der Menschen, Völker und Rassen; und könnte sich der Geist mit Deutlichkeit in frühere tierische oder vegetative Existenzen versetzen, so würde er die gleiche Polarität des Grundempfindens in diesen einfacheren Seelen wiedererkennen.

Es ist das Wesen aller Polaritäten, daß sie nicht zum Ruhepunkt eines absoluten, äußersten Begriffes führen, sondern Relativitäten, Richtungsgrößen bleiben. Wärme und Kälte, Härte und Weichheit, positive und negative Ladung sind relative Begriffe; und wenn die Polarität der Mut- und Furchtstimmung auch ihrerseits nicht absolute Werte erreicht, vielmehr zwischen einer Höchst- und Mindestgrenze der Erfahrung eingeschlossen, alle Abstufungen und Mischungen einer Skala aufweist, so bleibt sie dennoch ein Richtgesetz — und zunächst das einzige — dieses Denkgebietes, denn unser Denken ist polar, und Erkennen heißt Polaritäten aufdecken.

DIE KINDER DER FURCHT

Mut kommt aus Stärke, Furcht aus Schwäche. Die Wehr des Starken ist Kraft und Zuversicht, die Wehr des Schwachen ist Furcht und Flucht. Die Furcht lehrt ihn Gefahren verhüten, indem

sie seinen Blick vorschauend in die Zukunft richtet. Vorschauende Furcht ist Sorge; auf Sorge und Hoffnung gründet sich der Aufbau des Geistes, der die Gegenwart verläßt, um in der Zukunft zu leben. Da nun aber der Geist seine Stimmungen und Empfindungen verwirklichen muß, um sie zu begreifen und zu besitzen, so schafft der Sorgen- und Hoffnungsvolle sich Vorstellungen, die im Künftigen liegen, denen er, als vermeintlichen Ruhepunkten seines Wollens, mit allen Kräften des Denkens zustrebt. Diese Vorstellungen heißen Zwecke, und so wird, im Stande des Denkens, aus dem Furchtmenschen der Zweckmensch: Schwachheit, Furcht und Zweck ist die Stammtafel seines Geistes.

Indem nun der Zweckmensch im voraus alle Gefahr zu erledigen und alle Not zu beseitigen strebt, um sich von den Qualen der Furcht zu befreien, schafft er sich die gegenwärtigste Not und Gefahr. In der Hand des schützenden Gottes fühlte er sich nicht sicher: nun ergreift ihn der Dämon und treibt ihn aus der sprießenden Gegenwart in die fruchtlose Zukunft, die mit jedem Schritt ihm abermals die gleiche unverstandene und verschmähte Gegenwart entgegenträgt.

ZWECK UND VERSTAND

Blick und Sorge ins Künftige gewandt, wird er sich seiner Verstandeskräfte bewußt, die das Dunkel zerteilen. Er sinnt und sorgt, strebt und begehrt, forscht und grübelt. So schmiedet er sich zu der Wehr der Furcht die neue Waffe des Verstandes.

Noch tritt er dem Starken nicht gerüstet entgegen, noch muß er ducken, wenn jener tobt, sammeln,

wenn jener genießt. Aber er lernt lauern und spähen, warten und dulden, schmeicheln, lügen und versprechen, arbeiten und schaffen, handeln, tauschen, verbünden und verfeinden. So wirbt er ein Rüstzeug, das angesammelt, vererbt und vermehrt ihm, dem Schwachen, dereinst das Mittel verleiht, selbst zum Angreifer und Eroberer zu werden, obzwar nicht im offenen Kampfe, und den ihm zum Herrn gesetzten Feind zu verdrängen und zu vertilgen.

DER ZWECKMENSCH

Der Zweckmensch ist ein Geschöpf des Leidens. Seufzend beginnt er sein Tagewerk, denn die neue Sonne leuchtet Gefahren und Sorgen. Der Peitschenhieb des Schreckens ist ihm gewohnt; was den Starken lachen macht, macht ihn beben. Sein Herz klopft vor unerbrochenen Siegeln und verschlossenen Türen. In Ketten der Angst geschmiedet kennt er nicht die Ruhe der Seele, die heiter, frei und selig macht.

Selbst im Genuß gibt er sich nicht dahin. Seine Stirn entrunzelt und sein Herz entfaltet sich niemals ganz; und wenn der Mensch des Augenblickes aus weiter Brust singt und jubelt, so ist des Zweckmenschen Antwort ein gequältes Lachen.

Er kann nicht Feste feiern. Sein Auge erblickt das Gespenst des Kommenden an der Mitte der Tafel und die Gäste scheinen ihm wahnsinnige Toren. Er genießt im Taumel, in der Betäubung, schuldbewußt und reuevoll.

Dem Schmerz frönt er unersättlich, würdelos, mit Wollust. Denn der Schmerz verlöscht einen Teil seiner Angst; mehr noch: er gibt ihm recht.

Nur wenn hinter dem vorhandenen Übel das größere hervorlugt, krampft er sich regungslos zusammen und verharrt in scheinbarer Größe. Dann wird er als Märtyrer erfunden und bisweilen gepriesen.

Das Lachen, dem lebenskräftigen Menschen ein Naturlaut der Freude, ist dem Klugen eine Reaktion auf Witzempfindung. Das heißt: auf schnell erkannte Unstimmigkeit in der Maske der Übereinstimmung; eine halbe Schadenfreude. Für das Verkehrte, Törichte, Schwache, vor allem das Unzweckmäßige ist sein Blick geschärft; deshalb ist er ein mißtrauischer Pessimist, ein satirischer, kritischer Zweifler. Bewunderung ist ihm ein verhaßtes Gefühl, denn ihn erhebt sie nicht, sondern wirft ihn zurück; darum zollt er sie allenfalls Verstorbenen: am liebsten Gott.

Gott fürchtet er und sucht ihn für seine Zwecke zu gewinnen. Hat er die Furcht Gottes aber überwunden — das ist ihm Befreiung, denn die Gottheit ahnend zu lieben, ist sein Bedürfnis nicht —, so ist Zynismus seine Rache am gestürzten Idol.

Wie die Dinge, die der Zweckmensch fürchtet, tatsächliche und greifbare sind, so muß sein Geist sich unablässig mit Tatsächlichkeiten mühen. Er ist lernbegierig, lüstern nach Wißbarem, neugierig. Neben den Tatsachen läßt er einfache Zusammenhänge gelten; eine mechanische Klarheit und handgreifliche Theorie scheint ihm zweckdienlich. Die Freude am Gedanken, das Denken als Selbstzweck ist ihm fremd. Die Welt als Schöpfung frommt ihm nicht. Bewältigung der Erscheinung durch den Geist ist ihm gespenstige Spekulation. Kein Wunder; denn alles reine Denken nährt sich aus Kräften der Seele. Phantasie, Liebe und Begeisterung müssen

auf ihren Schwingen den Geist emportragen, wenn er über der Schleierwelt des Geschehens ruhen soll. Begeisterung aber ist dem Zweckmenschen schlechthin eine Torheit, der erspähenswerte Schwachpunkt des Gegners.

Da nun alles schöpferische Denken visionär sein muß, also im gemeinen Sinn unklar, anfechtbar und unplausibel, so sind auch seinem Erfassen Grenzen gesetzt. Der plausible Gedanke, die überzeugende Trivialität, der erhärtete Beweis behagt seinem Geist, und Kompliziertheit und Paradoxie ersetzt ihm Tiefe und Wahrheit.

Wer gesenkten Blickes und voreingenommenen Geistes über die Erde zieht, begreift nicht, daß das bloße Dasein ein Quell der Seligkeit ist. Er kennt nicht die Freude an eigener Kraft und Schönheit, noch an Kraft und Schönheit der Welt. Hat er aber keine Freude in sich selbst, so muß er an Freude spendende Dinge glauben und ihrer begehren.

So lechzt er nach dem, was ihm Ersatz der Freude ist: nach Genüssen. Ja, mehr noch, seiner ins Künftige gerichteten Sinnesart gemäß, nach Anwartschaft und Anrecht auf Genüsse. Und da er die höchsten Freuden ungekostet verschmäht, so strebt er, unbefriedigt und aufgeregt, nach den seltenen. Die Schuld seiner Organe den Dingen aufbürdend, erhofft er vom schwer Erreichbaren, was seine im Genuß versagende Natur ihm verwehrt. Das fremdartige Land, die seltene Speise, der künstliche Duft, die verwegene Kunst, das verfeinerte Weib ist sein Traum und Begehr. Und indem er bei jedem neu Errungenen knirschend gesteht, daß dies auch nichts ist, bleibt er ein Opfer des Dämons, der ihn dem Luftbild entgegen in die Wüste treibt.

Der Kraftlose beneidet den Starken um seine Gewalt. In dem Bewußtsein, daß er aus eigenem Wesen Gewalt nicht üben kann, trachtet er, Kraft durch Macht zu ersetzen. Aus Sklaverei erstanden, will er Sklaven befehlen, von Furcht gepeinigt, will er Furcht erwecken. Das Schwert, das sein Arm nicht heben kann, sollen Stärkere, Zahlreichere, Zahllose, durch Klugheit, List, Vertrag und Recht Gefesselte für ihn schwingen. Nicht die Freude am Schaffen und Walten beseelt ihn; unpersönliche Macht sagt ihm nichts. Denn das innere verantwortungsvolle Wesen des Herrschens bleibt ihm fremd; die äußere Gebärde, Wink und Kniefall ist ihm alles. Und schließlich begnügt er sich mit dem Schein der Macht, sofern noch dieser Furcht oder Neid erwecken kann.

Aber befangen in unablässigem Ermessen und Erwägen seiner Kräfte und seines Wesens, ist er im Besitz dem Zweifel, in der Macht der Verzagnis hingegeben. Er braucht unablässig Trost und Gewißheit; und die er in dem erschöpften Schrein seiner Brust nicht findet, heischt er vom Nächsten. Das Urteil andrer ist ihm wichtig. Er ist sich selber nur, was er andern scheint. Er begehrt, fordert und bettelt Anerkennung. Und die ist ihm die liebste, die, gleichviel, ob in pergamentner oder metallischer Fassung, dauernd und weithin sichtbar ein für alle Male quittiert und der Nachprüfung enthebt.

So ist das, was Menschen Eitelkeit und Anmaßung zu nennen pflegen, der Bescheidenheiten tiefste, denn sie ist wahrhafte Unterwürfigkeit. Der Eitle spricht zur Welt: Ihr seid meine Richter und Gebieter. Erst wenn Ihr mich anerkennt, bin ich mir selbst ein Mensch; deshalb flehe ich Euch an (am liebsten

zwänge ich Euch): lobt mich, bewundert mich, redet von mir, damit ich Euch glaube, was ich mir selbst bezweifle. Und so wird er den Menschen zum Ekel. Denn er verlangt beides von ihnen, das sie niemals zugleich geben: Bewunderung und Knechtsdienst. Er will sie betrügen, daß sie erst zu ihm aufblicken und dann von ihm getreten werden. Er bedarf ihrer, damit sie ihm Lebenskraft schenken, und will sie doch verachten dürfen. Deshalb ist er als Herr unmöglich.

Also steht dem Furchthaften der Sinn nach Dreierlei: nach Genüssen, Macht und Anerkennung. Daß Reichtum seine Sache ist, mag man ermessen.

Einige Striche mögen das Bild ergänzen und den Zügen des neueren Menschen angleichen.

Kein Tiefgang. Wer fürchtet, muß Opportunist sein können, denn neue Gefahren fordern neue Abwehren. Innige und wahrhaftige Überzeugung, die dem starken Menschen aus der Liebe zur Sache quillt, ist hier Beschwernis; auch liebt der Zweckmensch die Sache nicht; sie ist ihm ein gleichgültiges Werkzeug. Wer aber nicht überzeugt ist, der kann nicht überzeugen, und wer nicht die Masse und Schwere der Persönlichkeit in sich trägt, der kann die Trägheit der Geister nicht überwinden. Da nun dem Zielbewußten alles daran liegt, auf andre zu wirken, so wird er schwatzhaft, eindringlich und aufdringlich. Er ist Erfinder der Superlative und Hyperbeln. Denn nach Sklavenart ist er gewohnt und einverstanden, daß ihm ungern und nur zur Hälfte geglaubt wird.

Menschensucht. Einsamkeit nährt Furcht. Deshalb flüchtet er unter Menschen, zumal seinesgleichen, die ihm zu allerlei dienen. Sie betäuben

durch Geschwätz, füttern seine Neugier, lassen sich Wirkung gefallen und gewähren den Trost gleicher Artung und Interessen. So groß ist bei einzelnen die Menschensucht, daß sie kaum ihren Nächsten erblicken, ohne seiner im Geist zu begehren. Sie wollen wissen, wer er ist und was er treibt; sie wollen einen Eindruck irgendwelcher Art auf ihn machen, ihm gefallen, imponieren oder auffallen und, wenn alles versagt, wenigstens in ihrer Art ihn dadurch überwinden und besitzen, daß sie ihn kritisieren.

Das Gespräch der Menschensüchtigen ist nicht Mitteilung, sondern Kampf, aus dem sie gestärkt hervorgehen, wenn sie den Gegner durch Kenntnis, Argumente oder Übertreibung zum Nachgeben gezwungen haben.

Natürlich bilden im Auge des Zielbewußten die Menschen dieser Zeit eine Staffel des Wertes und der Vorzüglichkeit. So versucht er, mit gierigem Arm von Sprosse zu Sprosse zu klettern, und vergißt, daß den Oberen seine Gegenwart verhaßt, den Zurückgebliebenen seine Unteransicht lächerlich ist.

Denkweise. Seinen Gedanken ist er selbst der einzige Mittelpunkt. Wie an einen elastischen Faden geheftet, schnellt jede seiner Vorstellungen auf das eigene Ich zurück. Seine Gedanken machen Ausflüge, keine Forschungsfahrten; deshalb kommen ihre Läufe über einfache Bewegungsformen und kleine Entfernungen nicht hinaus. In der unmittelbaren Denknähe seines Ich freilich kennt er Weg und Steg; deshalb ist er Meister der Begründungen, Ausflüchte und dialektischen Künste.

„Wie stehe ich zu dieser Sache und Tatsache? Was kann ich damit anfangen? Was ist sie wert?“ Dies sind die Denkformen seiner egozentrischen Auf-

fassung, die sich unablässig in Bewertungen und Kritiken äußert.

Selbst wenn der Geist, mit lockerem Zügel sich selbst überlassen, seine Straße wählen darf, träumt der Zweckhafte höchst persönliche und praktische Dinge: „Gesetzt, dies und das passiert: was werde ich antworten? Wie werde ich mich benehmen? Wie werde ich wirken?" Und so wird er zum Schauspieler seiner selbst.

Kein Wunder, daß er bald jede instinktive Regung seiner Seele kennt wie den Mechanismus einer Uhr und mit indiskretem Vergnügen sich selbst über die Schulter blicken lernt. Dieser Kunst, auf der ein gut Teil Wirkung unsrer heutigen Literatur beruht, verdankt er den unbegreiflich intimen Einblick in die Seelen der andern und ihre zartesten Äußerungen. Freilich vernichtet solche Unzucht des Geistes die letzten Spuren unbefangener Naivität; und so steht der Zweckmensch ratlos vor den momentanen, kraftvollen Entschließungen des Starken, die, wie von einem Gotte diktiert, unantastbar wie die Wahrheit selbst hervorbrechen, ohne daß es des Denkens bedarf. Denn nur der reine, selbstvertrauende Instinkt ist solcher Sicherheit des Anspruches, der Abwehr und des Urteiles fähig, die unbeirrbar ist durch geschwätzige Rabulistik.

Schadenfreude und Mitleid. Gleichheit aller Menschen ist der Wunsch des Geängsteten. Glück, Verdienst und Größe der andern bedrückt ihn; deshalb sieht er sie gern auf die eigene Ebene herabsinken. Aber wie die Höhen, so sind ihm die Tiefen zuwider; er will keine Unglücklichen; denn sie sind ein böses Beispiel und eine schlimme Vorbedeutung. Er ist schadenfroh und mitleidig zugleich. Mitleid aber

ist eine Abart der Furcht, Gattungsfurcht. Die Griechen kannten diese Einheit; und zu der Zeit, da ihre Kultur blühte, hatten sie die Gewohnheit, sich durch Kunstübungen „von solchen Leidenschaften“ zu entlasten.

Naturempfinden. Nur dem Wunschlosen läßt die Natur ihr Antlitz leuchten. Den König beschenkt sie, nicht den Bettler. Dem Zweckmenschen ist die Ehrfurcht vor der Gesetzmäßigkeit des Organischen fremd. Das Geheimnis des keimenden Blattes, die Schönheit des Tieres, das Gefieder der Wolken, die Glorie des Lichtes ist ihm eitel. Er verlangt von der Wiese Sträuße und von der See Schätze; von fremden Städten Seltenheiten, die man in Taschen und Säcken fortträgt. Er will, was er Sehenswürdigkeiten und Merkwürdigkeiten nennt; Ungewöhnliches und Übertriebenes, das sich besitzen und verwerten läßt; das Gewohnte ist ihm nicht würdig, gesehen und gemerkt zu werden. Ihm ist Natur nur dann Erlebnis, wenn sie ihn bereichert. Selbst auf friedlichen und beschaulichen Gängen und Wegen plagt ihn das Zweckbewußtsein, so daß er seinem Fuß willkürliche Schrittgesetze vorschreibt und gleichgültige Dinge bald aus abergläubischem, bald aus neugierigem Zielinstinkt abzählt oder sonst zu bändigen sucht.

Sklaverei. Alle Sklaverei ist freiwillig. Denn ihr Wesen besteht nicht in der Macht des Unterdrückers noch in irgendeiner Not, die unabwendbar wäre, wie Krankheit, Greisentum, Tod, sondern in dem stets erneuten willfährigen Gehorsam des Unterdrückten, der aus Furcht geleistet wird. Aus Furcht vor anscheinend Schlimmerem, vor Leiden, die doch fast immer nur Leiden des Leibes und Lebens sein können.

Deshalb ist Sklaverei nur möglich, wo Furcht

herrscht; sie ist die eigenste Not des Furchtmenschen und deshalb als Ausübung seine eigenste Begierde. Der Furchtlose übt weder noch duldet Sklaverei. „Lieber tot als Sklav“ ist der Wahlspruch starker Menschen.

Freilich kennen auch Starke die Abhängigkeit, die aber nicht Knechtschaft der Furcht, sondern Gefolgschaft der Treue ist. Hier führt Achtung und Neigung, Überzeugung und Pflicht zu einem edlen Verhältnis, das nicht einseitige Rechte gestattet. So entsteht als vornehmste Form des Menschendienstes die Königstreue germanischer Völker, die im Gegensatze zur Proskynese des Orients auf freier und selbstbewußter Schätzung eigener und fremder Kraft beruht.

Die beiden Kardinaltugenden. Die Tugend der Zweckbehafteten ist Barmherzigkeit; die Tugend der Zweckbefreiten ist Mut, dessen Spiegelbild Ehre heißt.

Daß die Werturteile der Zweckfreien — Mut als Tugend; Furcht und ihr Gefolge von Lug, Heimlichkeit und Arglist als Laster — noch heute das Fundament des tatsächlichen westeuropäischen Sittenempfindens bedeuten, und daß an dieser Schätzung die Einführung christlicher Lehren nichts Wesentliches geändert hat, ist an andrer Stelle ausführlicher erörtert.

Zwar ist die Barmherzigkeit der Schwachen so sehr mit Unlust gepaart und von wahrer Güte des Herzens verschieden, daß man sie nur eine Tugend wider Willen nennen kann. Dennoch war ihre Erfindung und Einführung in alle Gebiete des Lebens eine gewaltige Sendung, gewaltiger noch als die Erfindung der Kunst, wovon später die Rede sein

soll. Ja, vielleicht bedeutet diese Sendung die Rechtfertigung der Schwachen in der sittlichen Ökonomie der Welt.

DAS KAINSZEICHEN

Die Dichter haben Kain zu rechtfertigen gesucht, gleich als habe der stolzere Bruder den behäbigen Gottesknecht in edler Empörung erschlagen. Mit Unrecht; Kain war vor der Tat ein Neidhart, nach der Tat ein Lügner; sein Verbrechen war vorbedachte Tücke; er war ein Meuchelmörder. Deshalb strafte ihn Gott mit dem, was ihn sündigen machte: mit dem Fluche der Furcht. „Unstet und flüchtig sollst du sein auf Erden."

So ward er der Stammvater der von Furcht Gequälten, und bis auf den heutigen Tag tragen seine Kinder den Stempel, den der Gott ihm auf die Stirn brannte. Das Kainszeichen ist das Zeichen der Furcht. Die Schrift weiß über dies Zeichen nichts, und die Schriftgelehrten schweigen. Wer aber die Schriftzüge des menschlichen Antlitzes zu lesen versteht, dem flammt das Mal entgegen; er kann es deuten und beschreiben.

Was ist dies Zeichen? Nicht auf der Stirn, sondern dicht unter ihrem Aufstieg ist es zu suchen. Mit seinem Finger berührte Gott die Stelle zwischen den beiden Augen und drückte sie nieder. So, daß die Nase nicht mehr, in kühnem Bogen der Stirn entspringend, die Augen trennte, sondern wehmütig hangend ihre Wurzel tief in der Verbindungslinie der beiden Augenwinkel befestigte. Aus dem Nasenansatz des Löwen, der breit und wuchtig aus der Stirn hervorquillt, wurde die spitze, dünne Nasenmündung des Affen, die ängstlich, weit hinter der

Stirnfläche aus der Nachbarschaft der Tränendrüsen herabläuft.

Die Künstler haben dies längst gewußt. Michelangelos Brutus und alle Köpfe der Heroen tragen die Züge der Löwenstirn, alle Fratzen und Masken gemeiner Menschennatur den Stempel der Affen und Neger.

Ist dieses wahr: daß ein sichtbar physiognomisches Zeichen den Furcht- und Zweckmenschen vom Furcht- und Zweckfreien scheidet, so müssen sich zahllose Fragen von Abstammung und Zusammengehörigkeit lösen, muß manches Rätsel von verflossenen Völkern sich offenbaren.

Hier sei nur eine — jüngst erneute — Streitfrage, die nach dem wahren Wesen der Griechen, von ungefähr gestreift. Ihren Göttern und Heroen geben die hellenischen Künstler die reinen Züge mutvollen Adels. Auch die älteren, idealisierten Menschenbildnisse weisen die götterähnliche Form. Als aber in späterer Zeit man häufiger vom Künstler die landläufige Ähnlichkeit des Bildnisses verlangte, da begannen die naturalistischsten Abbildungen das Kainszeichen zu verraten, so daß es scheinen möchte, als habe das Volk der Griechen in seiner Mehrzahl den Charakter des Furchtmenschen getragen.

Woher stammten nun die Götterzüge? Waren sie eine Erinnerung an ein entschwundenes, durch Mischung aufgezehrtes Volk von olympischer Bildung?

Ein Weiteres. Satyre und ihre Sippe von Wald- und Flurwesen wurden von jeher als Stirngezeichnete gebildet. Was bedeutet dies? Sollte neben jenem göttlichen Stamm ein alter tierisch gearteter von Furchtmenschen Berg und Dickicht bevölkert haben? Und waren diese Satyrmenschen wirklich die Erfinder der Pansflöte und musikalischer Kunst?

Liebten sie Tänze bei Abendschein, wie die nordischen Zwerge, und waren sie die ersten, die sich an „tragischen“ Spielen erfreuten? War Marsyas Apolls Rival? Oder gar sein Lehrer?

Es ist, als habe die ahnende Weisheit des Volkes das physiognomische Gesetz, von dem wir handeln, längst empfunden. Man spricht im Deutschen von „hochnasigen“ Menschen; und die Meinung ist, daß dies sonderliche Wort solche bezeichnet, die den Kopf hochmütig zurückgelehnt und somit die Nase als höchste Bekrönung tragen. Dagegen scheint, daß der Volksmund von den hochhinaufreichenden Nasen der Furchtlosen spricht, und in diesem Sinne sei das Wort gedeutet.

Den alten Adelsgeschlechtern des Abendlandes ist die hochnasige Gesichtsbildung eigentümlich; bei den unterworfenen, dienenden und arbeitenden Stämmen findet sie sich selten. Noch seltener vielleicht bei den Völkern des Ostens und Südens, bei Gelben und Schwarzen. Sollen Rassenhypothesen ausgesprochen werden, so muß man an einen nordischen Stamm denken, der, durch epochale Verhältnisse zum Hauptträger dieser Bildung gezüchtet, sein Abzeichen auf einige von ihm befruchtete Menschenarten vererbt hätte. Und so wäre man wieder bei jenem wunder- und geheimnisvollen Urvolk des Nordens angelangt, dessen blonde Häupter wir so gern mit aller Herrlichkeit des Menschentums krönen.

ENTSTEHUNG DER KUNST

Der sorgenvoll Voreingenommene findet die Welt arm. Wer im Geist den morgigen Tag durchlebt und durchforscht, dem geht die heutige Sonne nicht

auf und nicht unter. Natur öffnet ihre Arme nur dem Selbstvergessenen.

Nicht immer liegen die Schönheiten der Welt zutage, und die sinnfälligen sind nicht die edlen. Dem flüchtigen Auge sind die Regenwolken nur graue Fetzen, die Hügelketten ein ödes Gewelle und die Bäume des Waldes ein grünes Einerlei Die unendlichen Gesetzmäßigkeiten, die von dem Geäder des Blütenblattes bis zu den granitenen Rippen des Felsenleibes alles Geschaffene durchquellen und zur Schönheit beleben, offenbaren sich nur der willenlos empfangenden Seele.

Und doch dürstet die Seele des gefangenen Menschen heißer als andre nach Genüssen der fühlbaren Welt; und mehr noch als die Seele dürsten die Sinne. So bedarf er, der den reinen Hauch und Duft der Dinge nicht spürt, der starken, sinnfälligen Reize, der Surrogate und Extrakte.

Er beginnt, künstlich zu verschönen, zu schmücken, seinen Leib, sein Haar, sein Gerät. Das, was die Natur scheinbar nicht hat und kann, wie etwa gleichmäßige, lebhafte und unvergängliche Färbung, gerade Linie, vollkommene Symmetrie, reinen Ton und Klang, begehrt er festzuhalten, dauerhaft zu machen und zu besitzen. Er will über die Natur hinaus, will reicher sein als sie und diesen Reichtum sichern, so daß er nicht hinwegschmelzen, verblühen, verwehen kann, wie die reinen Gaben des Himmels und der Erde.

Ein Schritt: und er bemächtigt sich der einfachen, leicht faßbaren Gesetzmäßigkeiten. Die Umrißlinie eines Tieres, der Aufbau eines Baumes, eine harmonische Tonfolge, ein Rhythmus wird sein Eigentum. Er schreitet fort von uranfänglichen Gesetz-

mäßigkeiten zu den schwierigeren des körperlichen Aufbaus, des Gleichgewichtes, der Bewegung, des Ausdruckes; ein Geheimnis nach dem andern wird sein eigen, — und es entsteht die Kunst.

Dem Sorgenfreien, Unbefangenen ist alles dies eine Torheit. Was sollen ihm Spielzeuge? Die Natur ist in ihrer Unbeständigkeit reicher und in ihrer Ungleichmäßigkeit prächtiger als aller Tand. Der vierfach machtvolle Schritt des Jahres und sein heiliges Sinnbild von Blüte und Reife, Tod und Wiedergeburt ergreift seinen Sinn tiefer als leblose Blumen, Tiere und Menschen aus Stein und Erde. Eine Behausung, und wäre sie mit den Goldblechen Salomonis bekleidet, bedeutet einen armseligen Flecken am Ufer und Waldrand. Wenn die Natur ihre Stimme erhebt, so verstummen alle Gebilde zu Götzen. Das Ohr des Starken vernimmt ihre brausende Sprache: denn all seine vielen müßigen Stunden sind Lauschen, Betrachten, Empfinden und Erinnern. Gibt es nicht heute noch Menschen, denen man vergeblich klar zu machen versucht, daß sie einer farbigen Kruste an den Wänden eines Gemaches oder auf den Maschen einer Leinwand die gleiche Andacht schulden wie einem blühenden Baum, und daß ein geformtes Metallblech oder ein geschnitztes Holz köstlicher ist als ein Felsblock oder ein Zweig?

Wenn vor alten Zeiten ein Seefahrer zu seinen friesischen Küsten heimkehrte und den Frauen einen italischen Glaskrug wies, die zerbrechliche Ware mit harten Händen behutsam fassend, so erregte er Staunen, aber keine Sehnsucht. Der Dichter der griechischen Ilias erwärmte sich an der Pracht göttlichen Waffengerätes; vom Schatz der Nibelungen aber wissen wir nicht, wie er aussah; niemand hat es

der Mühe für wert gefunden, davon zu sprechen. Wir wissen nur, daß nicht Götter, sondern unterirdische Furchtwesen ihn schufen; Götter gaben ihn preis; im übrigen war sein Wert Zauberei und sein Besitz Verderben.

Tote Helden und ihre Ehren lebendig zu erhalten und geheime Mächte durch Bild, Wort und Klang zu bannen: damit war für das Kunstbedürfnis der Starken genug geschehen; und was in ihren Sagen und Liedern uns heute Kunstgenuß schafft, der Einklang des klaren Wortes und des lauteren Gedankens: Das war ehedem nicht Kunst im Sinn unsrer Zeit; so wenig wie heute das Ebenmaß der Rede des gemeinen Mannes, das unsrer Schriftsprache nicht gelingen will.

Für sich allein hätten die Starken niemals begehrt und vermocht, der Welt das Spiel der Kunst zu schenken. Für die Entwicklung der Kunst zum Stolz der Menschheit aber geschah Gewaltiges, wenn eine Sturzwelle freigesinnter Stämme über die Dämme eines Zweckvolkes hereinbrach und das ruhende Gewässer aufwühlte. Dann erblühte der Kunst ein Frühling und dem Stil eine Epoche.

Nicht durch Kritik, sondern durch Herrschgewalt zwang das frische Blut die alte Zunft, gewohnte Formen zu zerbrechen, ererbte Fertigkeiten in die Bahnen seines Willens zu lenken. Sein Wille aber war: Natur, Gleichmaß und Adel. Und der neue Wille schuf neue Meister; Adelsherrschaft war das Staatswesen, und Adelsdienst war die Kunst.

Dann aber, wenn das zähe alte Geblüt das hellere und jüngere aufzuzehren begann, wenn Mischung den Fluß beruhigt und die frühere Färbung emporgekehrt hatte, dann floß auch Kunst in altem Laufe

bergab, abgelenkt zwar, aber von neuem dem Gesetz und Wesen des Zweckmenschen folgend.

Welcher Art ist nun das Ziel und Gleichgewicht, dem das Empfinden dieser Menschen immer wieder zustrebt? Es ist die Kunst der Sinne und der Sensation. Denn wie sie auch, benommen und befangen, die beseelte Architektonik und Organik der Erscheinung, den Kosmos nie erfassen und begreifen: ihre Sinne sind nicht stumpf und ihre Leidenschaften nicht tot.

Drei Elemente kennzeichnen die Kunst der Schwachen. Zum ersten: Das, was die Sinne liebkost und berauscht; Zauber des Klanges und der Farbe, Pracht und Dekoration. Dann, was die Leidenschaften der Furchthaften aufbäumen macht — die sind Furcht, Mitleid, Grauen, Zorn, Ekstase —: das Sensationelle. Zum dritten, was den Verstand reizt, kitzelt und betreten macht: Kontraste, zugespitzte Charakteristik, Witz und Esprit.

Vor der Form, dem Ausdruck innerer organischer Gesetze, hat diese Kunst keinen Respekt. Innigkeit, Gemüt und Frömmigkeit des Herzens kennt sie nicht. Größe, Einfachheit, Ebenmaß läßt sie kalt.

So bedarf es weniger Worte, um an den Weg zu erinnern, den, sich selbst überlassen, Zweckmenschenkunst durchlaufen mußte.

Beginnend von majestätischer Vision und heiliger Andacht, gelangte Malerei zur Darstellung bedeutungsvoller, dann schöner, dann dekorativer Dinge und Vorgänge. Immer mehr befreite sie sich von außersinnlichem Inhalt, und immer entschiedener erklärte sie das vom Geist unbehindertere Auge zum einigen Richter und Herren ihrer Kunst, so daß

sie zuletzt in der Anordnung der Flächen, im Schätzen der Helligkeiten, im Ausgleich der Farben, im Aufspüren des materiell Charakteristischen und der unzähligen Minimalwirkungen, die halb unbewußt auf das Gesicht als Stimmung wirken, die höchste sinnliche Gewalt erlangte.

Die Dichtung begann mit Göttern und Heroen. Anbetung und Verherrlichung tönte von ihren Saiten. Die sich einst rühmte, die ethischste aller Künste zu sein, sie hat sich bis zum heutigen Tage aller außersinnlichen Zutat so völlig entkleidet, daß greifbarste Darstellung der umgebenden Welt und flüchtigste Auflösung der Reize und Empfindungen nun ihre meisterliche Fertigkeit geworden ist. Selbst die Tragödie, ehemals die Schule der Schuld, Sühne und Erlösung, lernt auf die transzendenten Triebwerke verzichten. Von den jüngeren Meistern dieser Kunst sind Werke ausgegangen, deren Kraft, unabhängig von aller Ethik, im naturgeschichtlichen Vorgang sozusagen und in der bloßen Tragik der Situation zu ruhen scheint, so daß diese Dramen mehr eine Reihe tragischer Bilder denn Tragödien im früheren Sinn genannt werden müssen.

Von den Künsten der Musik und Architektur sei hier nur im Vorübergehen Erwähnung. Die eine hat, gleichen Gesetzen gehorchend, den Weg von palestrinischer Strenge zu den Zuckungen sinnlicher Leidenschaft durchlaufen; die andre ist denselben Gesetzen — daneben gewissen technischen Verhältnissen — so gänzlich erlegen, daß sie den Namen einer Kunst nicht mehr verdient, wenn sie die tragenden, stützenden und lastenden Glieder aller Zeiten zu malerischem Wandschmuck erniedrigt.

So ist die Kunst empfangen und geboren worden

und der ärgeren Hand gefolgt. Es steht nicht an, diesen Vorgang zu bedauern oder zu verlästern; denn jede Entwickelung in der Natur fordert Ehrfurcht, auch da, wo sie menschliche Dinge ordnet.

HISTORIE

Alle Geschichte ist ein Kampf der Klugen gegen die Starken. Wo die Starken auftraten, da wurden sie Herrscher, und wo sie herrschten, da mußten sie langsam, unmerklich und unausbleiblich der Maulwurfsarbeit ihrer schwachen und klugen Hörigen erliegen. Zähigkeit, schmachvolle Geduld, stets neu sich erzeugende Überzahl auf seiten der Schwachen. Herrscherkraft, Zusammengehörigkeit, Adelsgefühl und Erblichkeit der Tradition war die Rüstung der Starken. Wo die Starken herrschen, da gilt Zucht, Tüchtigkeit und Unkultur; wo die Schwachen regieren, wuchert Schwätzer- und Tribunenherrschaft, Korruption und Genußsucht. Das Regiment der Starken stürzt, sobald es den Unterdrückten gelungen ist, die Atmosphäre des Geistes mit ihrem Hauch zu erfüllen: so fiel Rom nach dem Aufstieg des Christentumes, Frankreich nach dem Zeitalter der Aufklärung. Daher ist es die Aufgabe der Starken, den öffentlichen Geist im Rückstand zu erhalten.

Heutzutage ist die Welt der Abenteuer und Gefahren, der Kämpfe und Eroberungen, der Tapferkeiten und Herrschgewalten zerronnen. Unsre Welt ist eine Produktions-Vereinigung, eine Werkstatt, ein Mechanismus. Die Kraft des Armes vermag nichts mehr gegen Schwungräder und Panzerplatten; den Ausgang politischer und wirtschaftlicher Trans-

aktionen entscheidet nicht Tapferkeit und Gesinnung; Herrschertugend und Gewalt findet in Kurien und Märkten keine Gefolgschaft. Die Macht unsrer Zeit ist die Zahl; wir kennen keine Siege, sondern Erfolge; selbst im Krieg bedeutet Arbeit mehr als Bravouren. Die üblichen Mittel des Erfolges sind: Kenntnisse: das ist Geduld; Arbeit: das ist Knechtschaft; Umsicht: das ist Furcht; Streben: das ist Zweckhaftigkeit. Lohn des Erfolges sind Genüsse und Auszeichnung. Daher ist diese Zeit das Goldene Alter der Zweckmenschen.

Die neue Epoche brach an, als der Boden Europas von befreiten Rassen und emanzipierten Hörigen zu wimmeln begann. Die erschreckend in der Zahl, maßlos in den Ansprüchen wachsende Gesellschaft mußte mit neuen Mitteln genährt, bekleidet und unterhalten werden. Verkehr, Industrie und Technik brauchten Millionen Hände und verteilten Millionen Glückslose. Da mußte alle Autorität verblassen, und es triumphierte der liberale Gedanke mit dem Wahlspruch: „Wir können's auch" und „Wir sind nicht schlechter". Und zu derselben Zeit, als der Demos die Legitimität, das Kapital den Feudalismus überwand, um die Wende des neunzehnten Jahrhunderts, das das bürgerliche heißen könnte, war der Sieg der Klugen über die Starken vollendet.

1904

EIN TRAKTAT VOM BÖSEN GEWISSEN

Auf der vergoldeten Armlehne des Präsidentensessels saß der Erste Konsul, Napoleon Bonaparte, und zerstach mit seinem Federmesser die Tischdecke, die wie ein grüner See mit zwei langen Buchten sich vor ihm ausbreitete.

„Ich bitte, meine Herren," sagte er mit dem fremdartig harten Tonfall, den seine Umgebung fürchtete, „bleiben wir bei der Aufgabe. Sie haben vor zwei Jahren für die Beratungen des Code Civil einige Arbeitslust mitgebracht; vielleicht, weil die Begriffe Ihnen mehr Schwierigkeiten machten. Hier, beim Strafgesetz, wird zu viel philosophiert. Für sechstausend Franken im Jahr halte ich Ihnen, wenn Sie wollen, einen Professor, der zweimal wöchentlich alle Systeme widerlegt und noch Zeit findet, seinem Verleger jedes Jahr ein Buch zu machen. Wir arbeiten nicht genug. Es ist zwei Uhr, und wir haben noch nicht zehn Paragraphen erledigt."

Die sechzehn Herren, die in neuen Uniformen um den Hufeisentisch saßen, fingen an, müde zu werden. Seit acht Uhr früh dauerte die Sitzung. Alle Glastüren des Saales waren geöffnet, die Julisonne brannte auf die gelben Markisen, und die Luft roch nach Papier und Leder.

„Auf Ihre Distinktionen von Schuld und Sühne lasse ich mich nicht ein," fuhr der Konsul fort. „Die Strafe ist dazu da, die Zahl der Verbrechen zu mindern. Deshalb muß sie richtig abgewogen und qualifiziert sein. Das, was Sie das Schuldbewußtsein des Verbrechers oder gar sein Sühnebedürfnis nennen, ist mir gleichgültig. Genug, wenn er weiß, daß ein Rückfall ihm ernste Verlegenheiten bringen kann. Maleville kennt meine Ansichten über Schuld und Schuldbewußtsein. Er mag Ihnen, wenn Sie wollen,

ein paar Gedanken entwickeln, während ich Sie auf zwei Minuten verlasse. Sie hörten, daß Augereau sich um Zwölf melden ließ. Mir ist, als hielte er sich noch immer im Nebenzimmer auf; dieser Mensch hat die Leidenschaft des Wartens."

Alsbald erhob sich am Ende der rechten Tischbucht die hohe Gestalt des Herrn von Maleville in dunkler Ziviluniform, deren goldgestickter Kragen Hals und Kinn wie ein Verband einzwängte. Er verneigte sich zuerst nach dem Platz des Konsuls hin, dann nach dem linken Flügel; dabei führte er mit einer abgerundeten Bewegung den Arm zur halben Höhe des Oberkörpers.

„Der Befehl des Konsuls," sagte er, „seinen Gedanken als Dolmetsch zu dienen, setzt mich in Verlegenheit. Selbst unter der Deckung seiner Autorität fühle ich mich beunruhigt, ja, eingeschüchtert in einer Versammlung, die an die Meisterschaft seiner Erklärungen und Beweise gewöhnt ist."

Diese Worte konnte Napoleon noch vernehmen; er hatte mit hastigen Schritten den Saal durchmessen und verschwand hinter einer grüngoldenen Flügeltür, deren Füllungen mit Fackeln, Leiern und Lorbeerzweigen geschmückt waren.

„Unterstützen Sie mich, meine Herren," fuhr der Redner fort, „durch die Erlaubnis, aller Theorie zu entsagen und ein Erlebnis zu erzählen, das dem Konsul einiges Interesse erweckt und, wie er zu versichern die Huld hatte, ihm seine eigene Anschauung vom Truge des Schuldbewußtseins versinnlicht hat.

Wenige Jahre vor der Umwälzung, der wir unsern politischen Zustand verdanken, starb mein Vater. Mir, dem älteren Sohn, hinterließ er, nach damaliger

Sitte, seinen Landsitz, der stark verschuldet war, meinem Bruder eine kleine Rente und uns beiden einen Namen, der in jener Zeit große Rechte und Pflichten in sich trug. Herkommen mehr als Neigung wies meinen Bruder auf das Waffenhandwerk; und so diente er in Versailles, in naher Umgebung des Königs. Der Anblick des zur Statistentruppe fürstlicher Unterhaltungen entwürdigten Heeres verdroß ihn, und er träumte davon, der jungen Römerrepublik, die jenseits des Meeres sich erhob, seinen Arm zu leihen.

Inzwischen kämpfte ich um mein Eigentum. Alte Prozesse wurden beglichen, das System gewissenloser Pächter und diebischer Intendanten verworfen, Besserungen und Reformen eingeführt; und nach Jahren harter Arbeit sah ich das Erbe entlastet, ja schließlich, durch meine Vermählung mit einer benachbarten Grundbesitzerin, zu einem Umfang abgerundet, der in der Familie, so weit die Überlieferung reichte, nicht erhört war.

„In dieser Zeit der Tätigkeit und des Gedeihens besuchte mich mein Bruder, um Abschied zu nehmen. Nicht ohne Unruhe hatte ich die Begegnung erwartet, denn ich erwog, daß der Gegensatz heimatlichen Behagens und seines eigenen Wanderschicksals angetan sein müsse, ihm neuen Zwiespalt zu schaffen. Auch hatte meine Frau mir vertraut, er habe in ihrer frühen Mädchenzeit mit allen Zeichen schüchterner Jugendneigung sich um sie bemüht. Ich fand ihn äußerlich gealtert, innerlich scheinbar durch Selbstbeherrschung gebändigt. Mich begrüßte er mit rückhaltloser Herzlichkeit, meine Frau freundschaftlich und ohne Mitklingen eines Gefühles, das ich befürchtet hatte; und so war in geschwister-

lichem Zusammensein bald alle Besorgnis aufgelöst und geschwunden."

Bei diesen Worten vernahm man im Nebengemach Stühlerücken und lautes Sprechen. Wie unter einem Windhauch erschauerte das Kollegium, als in der aufgerissenen Tür der Konsul erschien, schnaufend, mit geröteter Stirn, auf der die dünne, vom Scheitel herabgestrichene Haarsträhne klebte.

„Belehren Sie diesen General, meine Herren, wie viele Batterien wir auf den Forts von Wimereux haben! Er weist mir nach, daß es nicht mehr als sechs sind ... Bitte, äußern Sie sich, Pernichon, der Sie als Statistiker gelten wollen; oder, wenn Sie nichts wissen, so laufen Sie und schaffen Sie die Zahlen!"

Pernichon, ein schwächlich grauer Ingénieur des Ponts et Chaussées, der sich einiger Kenntnisse auf dem Gebiete des Verkehrswesens rühmte, zur Zeit aber mit der Regelung des Gefängniswesens betraut war, erwog eine Sekunde, ob er daran erinnern solle, daß er mit der Artillerie nicht das mindeste zu tun habe. Aber unter dem Bann der Gewissensangst schmolz ihm die Rede zu einer murmelnden Lautfolge zusammen, und er beeilte sich, mit einer Verbeugung den nächsten Ausgang zu erreichen, während die goldbeschlagene Degenscheide in großen Schwingungen ihm an die Absätze schlug.

Napoleons grünschimmernde Augen waren hinter der Tür verschwunden, als Maleville, seines Unbehagens nicht ganz Meister, wieder zu reden begann.

„Die vorübergehende Beklemmung," sagte er, „in die des Konsuls Mißstimmung einige von uns — um beim Thema zu bleiben: schuldlos — versetzt hat,

benutze ich, um Ihre Teilnahme an dem Seelenzustand zu heischen, den ich Ihnen darzustellen wünsche. Ohne durch Steigerungen Ihre Spannung zu erwecken, sage ich Ihnen: am Abend des Tages, von dem ich Ihnen berichtete, habe ich meinen Bruder getötet."

Hier machte der Erzähler eine kurze Pause und blickte mit geschlossenen Lippen auf die Mappe aus Maroquinleder, die vor ihm lag und die Aufschrift Ministère de Justice trug. Die hochgezogenen Stirnen und leicht gehöhlten Wangen der Anwesenden waren ihm zugewandt.

Maleville fuhr fort: „Wie soll ich Ihnen eine Tat motivieren, die in der Sekunde später mir so unfaßbar war wie Ihnen? Mein Bruder hatte in Paris viel in den Salons der großen Damen verkehrt, die Ihnen aus den siebenziger Jahren erinnerlich sind. Bei diesen Bufetièren des Esprit galt ein geschliffenes Wort mehr als heute ein Seesieg über England; und jede höhnische Spitze traf das Bestehende, das Herkommen, die Autorität.

Daß mein Bruder schon vor dem Tag der Bastille Revolutionär war, konnte mir nicht entgehen, als ich ihn, vielleicht allzulange, vielleicht auch allzu selbstbewußt, durch Äcker, Forsten und Vorwerke des väterlichen Besitzes führte. Sein freundlich offenes Wesen kehrte sich in Mißmut und Bitterkeit; und manches scharfe Wort wurde gewechselt. Als er jedoch, seinem Offizierskleid zum Hohn, sich rühmte, er selbst werde nächstens das Volk der Enterbten gegen die Ausbeuter führen helfen, da beging ich das Verbrechen, ihn des Neides, der Undankbarkeit, des Verrates zu zeihen.

Die folgenden Sekunden kann ich nicht schildern.

Wie ich Schmerz und Schmach des Faustschlages im Antlitz brennen fühlte, wie ich zweimal mit dem Metallknauf meines Rohres ausholte und schlug: in meiner Erinnerung knäult es sich in eine unauflösbare Zuckung zusammen. Aber mit nüchterner Deutlichkeit sehe ich noch den lebendigen Menschen niederbrechen und in der krampfhaften Stellung des gewaltsam Verendenden sich auf dem Boden strecken.

Ich blickte um mich. Es war ein entlegener Teil des Parkes, wo die Kieswege enden und kleine überwachsene Pfade im Grün der Waldwiesen sich verlieren. In der Nähe stand von Väterzeiten her als Jagddenkmal ein steinerner Hirsch; dahinter lag ein Weiher. Es war neun Uhr abends.

So mußte es sein, sagte ich. Ich bin schuldlos. Ruchbar kann es nicht werden. Jetzt Ruhe und Überlegung! Da plötzlich stieg es in mir empor wie eine brennende Woge, die mir die Eingeweide hob, über meinem Kopf zusammenschlug und alle Besinnung fortriß. Ich lag am Boden und grub Stirn und Zähne in den Morast des Weges. Ich wagte nicht mehr, den Toten anzublicken. Ich wagte nicht, ihm die Augen zu schließen, — die Augen, die lachend und weinend mir aus Kindertagen vertraut waren. Ich wagte nicht, die Hände zu berühren, die mich tausendmal begrüßt hatten; diese nachdenklichen Hände, deren Züge mir befreundet waren wie liebe Gesichter. Mir graute, das Haar von dieser feingeaderten Schläfe zu streichen, die von meinem Schlage blutete. Ein Teil meines Leibes, meines Lebens lag neben mir, — besudelt, vernichtet, der Fäulnis hingeworfen durch die Tat meiner Hände.

Nie hatte ich bis zu dieser Stunde den Namen des Herrn angerufen als zu frivolen Beteuerungen; jetzt

schrie, nein, heulte meine ganze Seele empor: Gott, du mußt diese Schuld von mir nehmen, du mußt dies Blut von mir waschen, du mußt mich retten!"

Malevilles mit starker Empfindung gesprochene Worte schienen von den Wänden des schweigenden Saales widerzuhallen. Niemand rührte sich. Eine kurze, etwas unbehagliche Bewegung der Hörer wurde erst merkbar, als er fast unvermittelt sich in den höfischen Ton der Rede zurückfand.

„Ich hoffe, meine Herren, daß ich Ihre Geduld nicht mißbrauchte, indem ich Ihnen dies Erlebnis, das als Traum endete, in den Formen der Wirklichkeit vortrug. Ich sage: ‚endete'; denn es gibt Augenblicke, wo es mich tröstet, an Wunder zu glauben. Und warum sollte der allmächtige Gott, der über Gegenwart und Zukunft Herr ist, nicht die Gewalt haben, die Maschen des Geschehenen aufzulösen, die Zeit rückwärts zu zwingen, Vergangenes ungeschehen zu machen? Es gibt Erlebnisse, die man zu träumen glaubt, und wiederum: in allen Träumen weht ein zarter Schleier über den Dingen, den man nach dem Erwachen erst erinnernd wahrnimmt: dieser Traum hatte nichts Traumhaftes; er trug alle Merkmale des Lebens."

Hier unterbrach den Sprecher ein Mitglied der Versammlung, der Generalprokurator: „Und wo war, wenn ich fragen darf, Ihr Herr Bruder, als dieses zweifelhafte Ereignis sich zutrug?"

„Ohne mein Wissen," erwiderte Maleville, „war er kurze Zeit vorher tatsächlich nach Amerika ausgewandert. Er erlag später in New Orleans dem Fieber. Den genauen Zeitpunkt seines Todes habe ich niemals festzustellen vermocht ... Aber bleiben wir

bei der Sache, meine Herren! Die Frage, ob Wunder oder Wirklichkeit, Traum oder Tat, hat uns hier nicht zu beschäftigen. Wir sprachen vom Schuldbewußtsein. Meine Schuld war wirklich, denn ich hatte die Tat mit allen Fasern meiner Nerven begangen, mit aller Notwendigkeit meiner Natur, mit allem Bewußtsein meiner Seele. Mein Geist konnte nicht wacher sein, als er war; und stünde ich, ohne diese schreckliche Erfahrung, noch einmal auf demselben Fleck: wachend oder träumend, ich fürchte, ich beginge sie wieder.

Das, wie mir scheint, eigentlich Wunderbare und dennoch Natürliche des Vorganges will ich jetzt erst erwähnen. Solange ich die Wirklichkeit meiner Tat vor mir sah, war meine Verzweiflung tiefer, als Menschen ermessen können; als ich erwachte, fühlte ich mich frei von allem Schuldbewußtsein, rein und glücklich. Niemals wieder habe ich dieses Verbrechen bereut; niemals mehr hat es mir auch nur eine Stunde lang Sorge gemacht. Es bleibt ein Traum; ein Vorfall, meiner Verantwortung so fremd, als wäre er dem Fremdesten widerfahren. Meine Seele, die diese Ausgeburt erzeugt hat, leugnet alle Mutterschaft und stolziert in ihrer Jungfräulichkeit. Meine Schuld bestand, — und mein Gewissen kümmerte sich nicht darum.

Ich versage mir, diese Seelenerscheinung theoretisch zu erläutern, denn der Konsul hat, wie Sie gemerkt haben werden, die Audienz beendet. Die Darlegung, die den Zeitraum seiner Abwesenheit auszufüllen bestimmt war, hätte er Ihnen wahrscheinlich kürzer, sicherlich überzeugender vorgeführt."

In der Tat hatte die ovale Klinke der lackierten Tür sich schon bewegt und der Flügel eine winzige

Spalte geöffnet. Jetzt wurde er, dem die Schlußworte galten, sichtbar. Mit breiten Schritten spazierte er, sichtlich guter Laune, über die Lorbeerkränze und fliegenden Adler des Teppichs nach seinem Sitz und sagte, indem er den Kopf auf die Seite neigte und die Hände in die Taschen versenkte: „Ich hoffe, daß Maleville Sie gut unterhalten hat. Wenn hier mit Traumdeutung gedient ist, so hätte ich vielleicht darauf verzichtet, Ihnen Geschichten zu erzählen, und Sie nur auf eine sehr triviale Erfahrung verwiesen, die jeder von Ihnen schon gemacht haben wird. Sie träumen, daß Sie sich wegen einer strafbaren Tat zu verantworten haben. Sie suchen sich der Verantwortung zu entziehen. Man verfolgt Sie. Man greift Sie auf und verhört Sie. Sie leugnen, führen Wahrscheinlichkeiten an, versuchen, ein Alibi zu konstruieren. Sie erdichten Tatsachen, treten psychologische Beweise an, beschuldigen andre, trachten, das Verfahren zu verschleppen, hoffen auf Zufälle, suchen Zeugen irrezumachen. Sie schließen mit einem glänzenden Plaidoyer, — und werden verurteilt. Während der ganzen Zeit haben Sie von Ihrem Gewissen, Ihrem Schuldbewußtsein, Ihrer Reue und Zerknirschung schwerere Qualen erlitten, als von der Schikane des Verfahrens und der Härte der Strafe.

Sie erwachen: und was bemerken Sie? Sie haben Ihre Verfolgung, Ihren Prozeß und Ihre Verurteilung geträumt. Ihr Verbrechen haben Sie zu träumen vergessen. Es war eine Voraussetzung der Komödie, aber eine Voraussetzung, die Sie nicht geprüft haben. Eine falsche Voraussetzung. Und doch fühlten Sie sich schuldig, waren Sie schuldig so gut wie einer, der das Vergnügen oder den Nutzen des Vergehens gekostet hatte. Sie hatten die Indigestion

ohne Mahlzeit, den Katzenjammer ohne Rausch. Ihr Schuldbewußtsein war entstanden, wie ein Jucken der Haut, ein Schmerz im Finger, — ohne sittlichen Anlaß.

... Genug der Philosophie, meine Herren; wir haben zu arbeiten. Ich wünsche, daß Sie Schuld und Strafe ohne metaphysische Nebengedanken betrachten, sozusagen als Spielregeln. Das Schuldbewußtsein ist eine Zwangsvorstellung, die man sich durch unbedachtes Handeln oder durch Unvorsichtigkeit zuzieht, und die Strafe ist keine Sühne, keine Rache, kein Sakrament, sondern einfach eine umgekehrte Belohnung, — weiter nichts.

Und jetzt, bitte ich, zum nächsten Paragraphen."

1903

DAS GRUNDGESETZ DER ÄSTHETIK

Folgendes Grundgesetz der Ästhetik soll aufgestellt und erläutert werden:

Ästhetischer Genuß entsteht, wenn eine verborgene Gesetzmäßigkeit empfunden wird.

Dies ist der Satz von der latenten Gesetzmäßigkeit.

„Ästhetischer Genuß" bedeutet die vom Zweck losgelöste Freude an einer wahrgenommenen Erscheinung; sie umfaßt somit den Naturgenuß und Kunstgenuß.

Die Gesetzmäßigkeit muß eine „verborgene" sein: das heißt eine solche, die nicht Gegenstand der Erkenntnis geworden ist.

Die Gesetzmäßigkeit muß „empfunden" werden: das heißt, sie muß auf die unbewußten Kräfte der Seele wirken. Wird sie mit Bewußtsein erkannt, so gehört der Vorgang nicht mehr dem Kreise der Ästhetik an. Hier scheiden sich Kunst und Wissenschaft: die Kunst läßt uns das Gesetzmäßige empfinden, die Wissenschaft lehrt es erkennen.

Ist eine Gesetzmäßigkeit erkannt, so löst sie ästhetisches Empfinden nicht mehr aus. Hierauf beruht die Entwicklung und Geschichte der Kunst. Denn aus der Unendlichkeit der Gesetzmäßigkeiten der Natur ergreift die Kunst immer neue, um sie durch Darstellung fühlbar zu machen, bis sie jeweils vom nachstrebenden Geist in Erkenntnis verwandelt sind. Sie können dann einer eklektischen Übung noch als Rezepte dienen; ihre ästhetische Kraft ist jedoch erschöpft.

Deshalb läßt sich das Wesenhafte der Kunst nicht lehren. Lernbar ist nur Kunstfertigkeit.

In angenähert historischer Reihenfolge sollen einige Gesetzmäßigkeiten aufgeführt werden, die aus der Betrachtung der Natur durch bildende Kunst versinnlicht worden sind. Die meisten dieser Gesetzmäßigkeiten sind bereits verstandesmäßig erkannt und somit zu Kunstrezepten geworden.

Gesetze der geometrischen Linie, Symmetrie, geometrische Ähnlichkeit. Die Empfindung, daß gewisse Linien in der Natur, etwa gerade Linien und einfache Kurven, eine ruhige, wohltuende Wirkung ausüben, eben weil sie eine wahrnehmbare Gesetzmäßigkeit enthalten, daß ferner diese Gesetzmäßigkeit durch Wiederholung oder symmetrische Spiegelung klarer hervortritt, ist urzeitlich. Ebenso die Wahrnehmung des Gesetzes der geometrischen Ähnlichkeit von Figuren, zumal von Umrißlinien.

Hierauf beruht das älteste geometrische Ornament und die Zeichnung von Umrißgestalten von Tieren und Menschen.

Gesetzmäßigkeit der Struktur. Die Natur formt ihre Geschöpfe nach unveränderlichen Gesetzen der Zahl und Form. Die Zahl der Blätter und Staubfäden bei einer Blütenart bleibt stets die gleiche, ebenso ihre Form, Anordnung und Struktur. Auf dieser Gesetzmäßigkeit ist das Pflanzenornament mit seiner stilisierenden Umbildung erwachsen, insofern als diese das Zufällige und minder Wesentliche beseitigt und sich nur an einige hervorleuchtende Gesetze des Aufbaues hält.

Gesetzmäßigkeit des Materials. Da, wo die Kunst nachbildet, schafft sie ein Doppeltes: sie spiegelt die Gesetzmäßigkeit der Natur; aber um das

Spiegelbild festzuhalten, muß sie es an Materie heften. Diese Materie, gleichviel ob Farbstoff, Ton, Gewebe, Erz oder Stein, wird gleichsam zum Gefäß des Ewigen, des Gesetzes. Der beschauende Blick soll nicht getäuscht, sondern verklärt werden, im Doppelgenuß der widergestrahlten Natur und der widerstrahlenden Materie. Bild und Gebildetes werden gleichzeitig und doch getrennt empfunden; der Kristallbau des Marmors und die bildliche Flächengestaltung bleiben gedoppelt und wirken in eins. Aus dieser Notwendigkeit ergibt sich, wie im Vorübergehen bemerkt sei, das Unerfreuliche der materiellen Nachahmung, wie etwa der Wachsfiguren oder der auf Täuschung gemalten Bilder; denn diese unterdrücken die Gesetzmäßigkeit des geformten Materials zugunsten einer mechanischen Nachahmung.

Ist nun die Materie als solche zum zweiten Gegenstand der ästhetischen Wirkung geworden, so sind auch ihre innewohnenden Gesetze: Struktur, Festigkeit, Oberflächenwirkung, zur künstlerischen Bedeutung erhoben, und mit ihnen die Art und Technik der Bearbeitung. Es entsteht somit ein reizvolles Wechselspiel zwischen der Bearbeitungs- und Behandlungsweise und der beseelenden Gestaltung; so zwar, daß mit denkbar einfachen und der Materie angepaßten Handwerksgriffen das Bild der Masse eingeprägt wird, während umgekehrt die Gesetzmäßigkeit des Bildes gewissermaßen durch das Mittel des Stoffes empfunden und diesem angepaßt wird. Aus diesem Zusammenhange entsteht die Gesetzmäßigkeit der künstlerischen Technik.

Es ist somit künstlerisch nicht gleichgültig, ob ein Basaltblock ebenso bearbeitet und behandelt wird

wie ein Marmorblock oder gar ein Erzguß. Es ist auch nicht gleichgültig, ob eine Farbenwirkung oder Formengebung durch ängstlich kunstgewerbliche Kleinarbeit erlistet wird, wo ein kühner Pinselstrich die gleiche Wirkung unter kennzeichnendem Ausdruck des Malmittels ergeben hätte.

Gesetzmäßigkeit des Typus und Idealisierung. Die Griechen, als ein zweischichtiges Volk von dunklen Unterworfenen und hellen Eroberern, empfanden den Kontrast der menschlichen Typen aufs deutlichste. Der kurznasige, rundköpfige Schlag der Satyrn, Silene, Komödianten und Plebejer trat dem langnasigen, schmalköpfigen der Eroberer und Herrscher entgegen. Eine übertreibende Hervorkehrung des aristokratischen Formgesetzes, bei welchem unbewußt und unfehlbar alle Kennzeichen der Mutrasse ins Licht traten, schuf den Idealtypus: hoher Nasenansatz, langer Nasenrücken, tiefe Augen, kurze Oberlippe, gewölbtes Kinn, breite Brust, schmale Hüften, flachgewölbte Formen. Dieses Gesetz des Menschenideals hat jedesmal, wenn es von neuem auftauchte, die Bewunderung arischer Augen erregt und daher lange als absoluter Schönheitskanon gegolten. Mit einigem Recht, insofern als es die unbewußt empfundene Gesetzmäßigkeit des Zusammenhanges zwischen Körpergestaltung und Lebenskräften der Mutrasse spiegelt. Einen Begriff von der allmählichen Verschmelzung der beiden Völkerschichten gibt die allmählich niedersteigende Umbildung des Idealkörpers. Die Leibesformen werden rundlich, die äußersten Gliedmaßen klein, die Finger spitz, das Joch der Stirn tritt hervor.

Gesetzmäßigkeit des Ausdrucks und des Charakters. Daß der Ausdruck der Gemütsbe-

wegung nicht als eine unfaßbare geistige Strahlung dem Haupte entströmt, sondern körperlich im Muskelspiel der Stirn, der Wangen, Lippen und Augenlider und in der Bewegung des Augapfels sich verwirklicht, empfanden wohl ebenfalls die Griechen als erste. Von der erschütternden Wirkung dieses fühlbar gewordenen Geheimnisses auf das Volk: als nämlich getünchte Wände durch Farbe und Umriß hindurch menschliche Leidenschaft und Empfindung dem Beschauer entgegenstrahlten, sind uns Zeugnisse der Alten aufbewahrt.

Dagegen der gesetzmäßige Zusammenhang zwischen Form und Seele, das physiognomische Gesetz, „Charakterisierung" in der Wiedergabe genannt, äußert sich schon früher in orientalischen Werken und wirkt, als eines der unerschöpflichen Geheimnisse, bis in unsre Zeit fort.

G e s e t z m ä ß i g k e i t d e s F a r b e n s p i e l s b e l e u c h t e t e r F l ä c h e n u n d d e r p l a s t i s c h e n S c h a t t e n w i r k u n g. Daß es in der Natur einfarbige Flächen nicht gibt, daß selbst gleichmäßig mit einem einheitlichen Farbenton bestrichene Ebenen auch in gleichförmiger Beleuchtung sich farbig abstufen, daß auf gerundeten Flächen, zumal solchen von organischem Bau, die Tönung sich zum lebhaften Farbenflimmer erhöht, ist, wie es scheint, der älteren Naturbetrachtung und Kunst nicht zu Bewußtsein gekommen. Empfunden wurde dies Gesetz, und etwa gleichzeitig das der Darstellbarkeit plastischer Wirkung durch das Mittel der Schattierung, zur Zeit des jüngeren Griechentums. Die Erinnerung an diese Enthüllung blieb lebendig und schuf die Künstleranekdote von Parrhasios und Apelles. Achtzehn Jahrhunderte später vertiefte sich Lionardo in die

Gesetze der Oberflächenwirkung und glaubte in ihnen das Wesen malerischer Darstellung zu erblicken.

Gesetzmäßigkeiten der Raumwirkung, des Hintergrundes, der Perspektive und der Luftperspektive. Auch in diese Anschauungsgesetze, die die Renaissance vollkommener, die Neuzeit im innersten sich zu eigen machte, drang das Altertum ein. Freilich war die Freude am Hauptgegenstande noch zu jung und zu stark; die Erweiterung zum Raume blieb ein Spiel, das in leichter Umrahmung das Werk umgab. Als eine große Enthüllung — von der sich jeder Rechenschaft geben mag, der seiner ersten kindlichen Zeichenversuche sich erinnert — wirkte das Aufleben der perspektivischen Zusammenhänge. Hier vollzog sich der seltsame und ungeheure Vorgang: daß die Gesetzmäßigkeit auf den naiven Beschauenden ihre volle, unbewußte Wirkung tut, während der Schaffende nicht instinktiv, sondern reflektierend, ja berechnend, also auf dem Wege der Wissenschaft der Natur das Gesetz entrungen hat.

Die Enthüllung der Luftperspektive beruht auf der erstmaligen Befähigung des Blickes, sich nicht auf den Gegenstand, sondern auf die Bildfläche einzustellen. Betrachte ich den entfernten Baum für sich, so erscheint er grün, betrachte ich ihn unter Umfassung des Vordergrundes, so erscheint er blau. Das Fühlbarwerden dieses Gesetzes bereitete die Ergreifung der Landschaft vor.

Gesetzmäßigkeit der Flächenteilung und des Gleichgewichts farbiger Flächen. Sie ist nicht im betrachteten Naturobjekt ausgesprochen, sondern gründet sich auf eine physiologische Vorliebe des Auges für ein proportioniertes, in

seinen Massen und Gegensätzen klar gegliedertes Gesichtsfeld. Vornehmlich architektonische und auf Fernwirkung gestellte Aufgaben förderten diese Gesetzmäßigkeit zutage; in alten Reliefs, späteren Mosaiken und Glasbildern fand sie Ausdruck, neuerdings, nach langer Vergessenheit, japanischen Einflüssen gehorchend, auf verschiedenen Gebieten der Malerei.

Gesetzmäßigkeit der seelischen Suggestion wurde in der christlichen Kunst lebendig. Daß einem in traditionellen Vorstellungsformen sich bewegenden Geiste gewisse Geräte und Wesen, Symbole, Gebärden und Vorgänge überkommene Erinnerungsbilder und Empfindungen auszulösen vermögen, ist ein psychologisches Gesetz, dem eine auf das Transzendente gerichtete Darstellung entgegenkommen mußte.

Zeichnerische Gesetzmäßigkeiten. Das Streben nach körperhafter Wirkung förderte subjektiv-physiologische Gesetze zutage. Auf der Tatsache, daß gewisse Systeme gleichartig verlaufender Kurven einen der plastischen Erscheinung ähnelnden Eindruck dem Auge hinterlassen, beruht der Effekt der Schraffierung; auf der Tatsache, daß das zweiäugige Sehen mehrfach gekrümmte Flächen aufzufassen vermag, beruht die Kunstregel der Überschneidung.

Gesichtsfeld. In der fortschreitenden Enthüllung weiterer Gesetzmäßigkeiten bekräftigt sich die Neigung, von der Erfassung des Gegenstandes zur Erfassung des Gesichtsfeldes zu gelangen und insofern gewissermaßen eine künstliche Naivität des Sehens sich anzueignen, als das Auge des Neugeborenen oder sehend gewordenen Blinden gleich-

falls nur ein farbiges Gesamtbild aufnehmen kann, bevor es die Trennung in Gegenstände erlernt hat. Die Entdeckung der Gesetzmäßigkeiten des Gesichtsfeldes kann als die Grundlage der gesamten neueren Kunstdarstellung betrachtet werden. Auf ihr ruht zunächst die

Gesetzmäßigkeit des Landschaftseindrucks. Dem überblickenden Auge wird die organische Struktur der Erdfeste sichtbar, der Bau der Gebirge, die Schwindung der Fernen, die Krümmung des Himmelsglobus, die Ordnung der Wolkenbilder. Durch die unsichtbare einschließende Linie, mit der die Natur alle ihre Organismen zu einheitlicher Formung umhüllt, sondern sich Massen gegen Massen, und es entsteht aus Form, Farbe und Licht die Landschaft. Zunächst vorwiegend in ihrer physischen und geographischen Gestaltung, später vom Stimmungsgehalt erfüllt, der als eine weitere, im Psychologischen wurzelnde Gesetzmäßigkeit sich offenbart.

Helldunkel. Das gegenständliche Sehen, auf Form und Farbe des Objekts gerichtet, empfand den Schatten als eine Störung, als ein halbwegs Zufälliges, das als Mittel der plastischen Wirkung allenfalls Geltung behielt. Die Umfassung des Gesichtskreises ließ im Wechsel der belichteten und beschatteten Räume ein organisches Gesetz empfinden, das mit der psychologischen Gewalt, die allen Gegensätzen eigen ist, den Beschauenden ergriff. Nun war der Schatten nicht mehr eine dunkle Befleckung, sondern die Atmosphäre dunkelnder Räume, die nach eigenartigen Gesetzen alle Eigenfarben dämpft und abtönt. Durch die Wirkung des Gegensatzes erhöhte sich der Lichtstrahl zur be-

herrschenden Stimme, und der Beschauer, der bis dahin am bloßen Farbenspiel der Sichtbarkeit sich erfreut hatte, empfand, daß eine Welt des Lichtes und des Dunkels unter dieser kaleidoskopischen Erscheinung ruhte.

Ein weiterer Schritt mehr realer als phantastischer Richtung war der neuesten Zeit vorbehalten, die durch vorsichtiges, fast verstandesmäßiges Abwägen der Lichtwerte die mechanische Annäherung des Impressionismus an das alltägliche Abbild der Wirklichkeit zuwege brachte.

Gesetzmäßigkeit der Stimmung. Sobald das Weltbild als Gesichtskreis, der Gesichtskreis als Landschaft gefaßt war, mußten die Wechselwirkungen des optischen Erlebnisses und der seelischen Verfassung fühlbar werden. Die Gesetze dieser Wirkungen breiten sich nach mehrfacher Richtung ins Ungemessene; denn in diesem Punkt treffen die Mannigfaltigkeiten der Persönlichkeit, des allgemein Psychologischen und des Sichtbaren, zusammen. Daher ist das Gebiet der Stimmungen seit einigen Jahrhunderten zum eigentlichsten Gebiet der Kunst geworden.

Im Anfang wurden nur die äußersten dieser Wirkungen empfunden: Groteskes, Furchterregendes, Sinnbelebendes. Später die verweichlichten Formen der ursprünglichen Reflexe: Sehnsucht, Sentimentalität, Schwärmerei, Sensualität. Zuletzt verkörperten sich jene leichten Regungen, die in ihrer Vielfältigkeit von der Sprache nicht bezeichnet werden können, die von einer Stunde des Tages, von einem Wolkenzuge, einer Ahnung des Meeres, einem Herbstblatt oder einem Sonnenfleck ausgelöst werden.

Wenn aus der Zahl der angeführten Beispiele, die durchweg der bildenden Kunst — als einer zwar sonderhaften, doch der Übersicht und Erinnerung besonders zugänglichen — entnommen sind, wenn aus dieser Aufzählung das Wesen der latenten Gesetzmäßigkeit noch nicht genügend deutlich erhellen sollte, wenn vielmehr aus der Gleichförmigkeit der Beispiele mehr eine kunstgeschichtliche Rezeptenlehre hervorzublicken schiene als eine Theorie enthüllter Naturgeheimnisse: so liegt dieser Widerspruch in der Doppelnatur des angeschauten Gesetzmäßigen selbst begründet. Unenthüllt, geahnt, empfindend wahrgenommen, ist das Gesetz ein Geheimnis, das die Kraft der ästhetischen Wirkung in sich schließt; rückblickend betrachtet, entdeckt, erklärt, ist es dieser Wirkung bar, eine Erweiterung zwar der Erkenntnis, für die Kunst jedoch ein Werkstattmittel. Die Besprechung und Aufzählung selbst aber setzt voraus, daß irgend jemand das Geheimnis, von dem die Rede ist, bereits erkannt und daher vernichtet habe; und bestand es für den Leser noch als ein Geheimnis, so ging es durch das Lesen selbst verloren.

Nur demjenigen wird es möglich, die Doppelgestalt des Gesetzes, des verhüllt Angeschauten und des erkannt Entschleierten, zu erfassen, der im eigenen Geiste den erschreckenden Vorgang dieses Erkennens erfahren hat. Keinem bleibt er erspart, der die Ereignisse der Natur und Kunst mit Heftigkeit erlebt; und wie von den Übergewalten der Natur die Produktion befreit, so befreit von den Überwirkungen der Kunst die Erkenntnis.

In einfachster Form geschieht der Erkenntnisprozeß, wenn man ein meisterliches Zeichnungsblatt zur Hand nimmt. Was liegt in diesen wenigen Strichen, die ihren Gegenstand auszusaugen, zu erschöpfen scheinen? Man sagt: das Wesentliche. Gewiß, aber was ist hier wesentlich? Das Gesetz aus der Werkstatt der Natur, die so und so die Muskeln und Sehnen knüpft, so und so den Boden furcht oder die Wolken treibt, so und nicht anders, zu allen Zeiten, ein für allemal. Und ist in diesen Strichen wirklich eine Gesetzmäßigkeit fortempfunden, so wird sie sich dem Betrachtenden, oft wider seinen Willen, auch geistig erschließen.

SCHÖNHEIT

Auch die Frage, die vor fünfzig Jahren den Ästhetikern zu denken gab, gehört in dieses Gebiet: was ist schön und was ist häßlich? Kann Häßliches schön und Schönes häßlich sein? Ist das Schöne ästhetisch wertvoll oder das Charakteristische?

Es sind Wortspiele. Der Begriff des Schönen bezeichnet ursprünglich das, was durch sein Scheinen Freude bringt oder verspricht. Diese Freude aber muß durchaus nicht notwendig ästhetische Freude sein. Denn die ästhetische Freude ist in der Wahrnehmung, der *αἴσθησις*, selbst beschlossen, sie geht nicht darüber hinaus, sie ist zweckfrei. Vom ästhetisch Schönen gilt das Wort „selig ist es in ihm selbst“, nicht vom Schönen schlechthin. Ein schönes Gesicht, das im herkömmlichen Sinne ein sinnlich ansprechendes Gesicht bedeutet, ein schöner Braten oder ein schönes Stück Seife, diese Gegenstände

werden nicht notwendig selig in ihnen selbst genannt werden müssen.

Nun hat aber die Bezeichnung „schön“, da sie kein einfaches Synonym besitzt, sich auf das ganze Gebiet der ästhetischen Freude erstreckt, so daß man getrost von der Schönheit eines Unwetters, einer Katastrophe, eines Leichnams reden kann, obwohl diese Verbindungen dem ursprünglichen und volkstümlich erhaltenen Begriff des Schönen widersprechen. Aus dieser nothaften Erweiterung des Begriffes hat man die Ästhetik geradezu als die Lehre vom Schönen definiert, während sie die Lehre vom ästhetisch Erregenden ist.

Verlangt nun ein Beliebiger, im Anspruch dieses Irrtums, die Kunst möchte sich mehr als bisher an die Darstellung des Schönen halten, so kann man sicher sein, daß er, den Begriff im wahren und ursprünglichen Sinne meinend, sich die Abbildung reizender Frauen und appetitlicher Nahrungsmittel wünscht. Erwidert man ihm, im Sinne des weiteren Begriffs, auch eine Schweineherde sei von Natur schön, so ist einer der populären Widersprüche und Streitpunkte geschaffen.

Um den Zwiespalt zwischen dem angeblichen Alleinrecht des Schönen und dem Schutz des landläufig Häßlichen auszuweichen, haben manche die ästhetische Wirkung im Charakteristischen finden wollen. Gewiß kann die Charakteristik ästhetische Freude erregen, indem auch sie ein Gesetzmäßiges widerspiegelt: aber dies Gesetzmäßige muß ein intuitiv empfundenes, nicht erkanntes sein. Sonst müßte jede triviale Charakterregel zur ästhetischen Wirkung führen.

Ästhetisch wirkend und erregend ist allzeit nur

eines schlechthin: das fühlbar gewordene innere Gesetz.

DICHTKUNST

Hier herrscht die geheime Gesetzmäßigkeit des menschlichen Erlebens.

Die erzählende Dichtung versinnlicht die Gesetze, die im Wechselspiel zwischen Ereignis und Empfindung walten: die Persönlichkeit schafft sich ihre Welt, und die Welt wirkt rückgestaltend auf die Persönlichkeit.

Auf der Wechselwirkung zwischen Affekt und Schicksal, soweit sie gesetzmäßig ist, beruht die Dramatik. Der Mensch, von Leidenschaft erhoben, greift in die Speichen des Geschehens und wird zermalmt oder gerettet.

Aller Dichtung notwendig ist die Einheit: Einheit der Figuren, Einheit der Handlung und Einheit — wenn auch nicht Einförmigkeit — der Stimmung; denn nur von gleichbleibendem Untergrund kann das Gesetz wahrnehmbar sich abheben. Notwendig ferner ist ihr Objektivität; denn wenn das Gesetz erläuternd ausgesprochen wird, tritt nüchterne Erkenntnis an die Stelle des dichterischen Empfindens.

Entgegengesetzt aller Dichtung ist das Zufällige, weil es das Gesetz aufhebt. In den Voraussetzungen der Dichtungen ist es freilich nicht zu entbehren, weil bestimmte, persönliche Menschen aus der Verworrenheit der Menge hervortreten sollen; im Verlaufe darf es nicht mehr entscheiden. Glücks- und Unglücksfälle, Maschinengötter und Wunder sind nicht im Wesen dieser Kunst.

Das Epos gestaltet Ereignisse und Zustände, welche auf das Einzeldasein gesetzmäßig einwirken, sein Inhalt ist Erlebnis und Entwicklung; daher bedarf es der zusammenhängenden Schilderung und Erzählung. Das Drama stellt Affekte, Handlungen und Schicksale zur Schau; und da Affekte und Handlungen — sofern man diese im Gegensatz zu Verrichtungen nennen darf — ihre letzte Äußerung im Worte finden, so ist die Kunstform des Dramas der Dialog.

Das Wesen des Dichters besteht darin, daß in ihm das psychische Gesetz der Welt ein erschautes Abbild findet. Seine Werke sind groß und wahrhaft, wenn es ihm gelingt, in seinen Geschöpfen, in ihren Schicksalen und Erlebnissen, Stimmungen und Leidenschaften, Handlungen und Gedanken, die gleiche innere, geheimnisvolle und notwendige Gesetzmäßigkeit wirken zu lassen und alles Zufällige und unorganische außerhalb des Gesetzes Stehende zu bändigen.

Eine Annäherung und Verschmelzung, ja Verwechselung der Kunstformen findet bisweilen statt; insbesondere neigt die das Beschauliche liebende deutsche Literatur dazu, in dramatischer Umkleidung Vorgänge, Erlebnisse und Entwickelungen zu schildern, somit an die Stelle des Dramas die dramatisierte Novelle zu setzen.

Die lyrische Dichtung rührt an das geheimnisvolle Kunstgebiet der Musik, indem sie das der begrifflichen Sprache nicht mehr Zugängliche, das Unaussprechliche ausspricht. Die Ereignisse des Lebens werden in ihr zum verschleierten Untergrund, auf dem die Ereignisse der Seele in rätselhafter und dennoch klar empfundener Gesetzmäßigkeit sich abbil-

den. Ihr Gegenstand ist das Gesetz des Seelengrundes, der tiefer liegt als die Erkenntnis, ihr Kunstmittel ist die Evokation, wenn so die psychische Gabe bezeichnet werden darf, aus Worten, Gedanken, Anklängen und Tonspielen die Stimmung und Reminiszenz erstehen zu lassen, die nicht in den Dingen liegt, sondern um sie schwebt und dennoch wahrer ist als die Dinge selbst.

MUSIK

Die intuitivste und transzendenteste aller Künste ist erfüllt von Gesetzmäßigkeit und Geheimnis: sie ist, so möchte man sagen, das zur sinnlichen Wahrnehmung gewordene Gesetz. Schon ihre Elemente verkörpern geheime Gesetzmäßigkeit.

Unter den Lauten der tönenden Welt wählt sie den musikalischen Ton, die Klangform, von der die nachspürende Wissenschaft aussagt, daß sie auf den reinsten Schwingungen beruht. Als zweites Element dient ihr die Harmonie, die auf dem Gesetz der einfachen Verhältnisse zwischen den Schwingungszahlen der Töne sich aufbaut. Zum dritten stellt die Melodie ihr Tonreihen her, die den Tonfall der Sprache in seinem Gesetz erfassen und ihn verklären, indem sie ihn auf reine Intervalle stimmen. Die Wiederholung, das zeitliche Abbild dessen, was im Raume Symmetrie heißt, läßt die Gesetzmäßigkeit der Melodie hervortreten und rundet sie zur Einheit. Als viertes Element beschließt die Gesetzmäßigkeit des Rhythmus, gehoben und gestützt von Zeitmaß und Dynamik, den gewaltigen Kreis der musikalischen Wirkung. Stets gegenwärtig, doch keineswegs dauernd wahrgenommen, durchdringt

dies reine Urgesetz die Schöpfung, vom Schritt der Gestirne zum Atemzuge, vom Meeresrauschen zum Pendelschlag; in ihm begreifen wir die Zeit und alles Zeitliche.

Indem nun Klang und Harmonie den Sinn erfüllen, Rhythmus und Zeitmaß das Temperament ergreifen, Melodik die Phantasie zur unbewußten Erinnerung und Ahnung erweckt, nimmt Musik kraft ihrer elementaren Gesetzmäßigkeiten die ganze Seele dahin. Und indem ihr alle Gesetze, die unerklärlichsten, in der Verknüpfung der Seelenkräfte preisgegeben sind, steigert sie, ein Symbol des transzendenten Gesetzes, ihre Wirkung über das Maß aller Künste fast zur Naturkraft.

TECHNISCHE KÜNSTE

Die konstruktiven und gewerblichen Künste, vor allen die Architektur, erwachsen aus vier Gruppen von Gesetzmäßigkeiten:

Gesetzmäßigkeit des Materials. Seine Festigkeit, Härte und Elastizität, seine Struktur und Bearbeitungsfähigkeit, seine Oberflächenwirkung und Angreifbarkeit werden dem Auge und Tastsinn fühlbar gemacht, und so entsteht jene behagliche Empfindung, die man als Materialgefühl bezeichnen könnte.

Gesetzmäßigkeit der Konstruktion. Aus den Gesetzen des Materials erhebt sich die Gesetzmäßigkeit des Aufbaus, der Zusammensetzung der Teile, der Grundform und Konstruktion. Ein inneres, halb erlerntes, halb geahntes Gefühl läßt uns empfinden, wieweit die Form den Gesetzen der Standhaftigkeit und Festigkeit entspricht, ob sie der Anforderung des Tragens und Ruhens, der Belastung und Hand-

habung gerecht wird, ob sie den Handgriffen der Bearbeitung und Herstellung sich anpaßt.

Gesetzmäßigkeit der Größenwirkung und Proportion, sowie

Gesetzmäßigkeit der Ausgestaltung und Schmükkung stehen mit den Materialgesetzen in Zusammenhang, sprechen aber gleichzeitig zu Kräften unsrer Seele, deren Zusammenwirken schwerer aufzudecken ist.

Wir betrachten eine Kirche, eine Brücke, ein Gerät nicht an sich, sondern im Rahmen seiner Umgebung und seiner Verwendung. Wir messen es an unsrer Körperlichkeit und Kraft und an den Naturkräften, Licht, Wetter, Wasserdruck, denen es ausgesetzt ist. Eine abschätzende innere Vorstellung sagt uns, daß die Größe eines Rundbaus luftig und dennoch sicher uns umschließt, daß die Fenster einer Front in schöner Teilung den Raum mit Licht erfüllen, daß ein Gefäß in gutem Gleichgewicht und rechter Schwere sich handhabt.

Zuletzt entsprießt dem kunstgeschaffenen Werk das zum Schmuck gestaltete Glied und das Ornament, damit, gleichwie in der Blüte des Baumes, Element und Struktur des Organismus, zur feinsten und klarsten Form erhoben, sich mikrokosmisch offenbare und der Überschuß der Schöpferkraft nach überwundener Mühsal des mechanischen Schaffens im Spiel ausströmend sich befreie.

ZUR LEHRE VON DEN GENIESSENDEN

Nochmals muß daran erinnert werden, daß Kunst- und Naturgenuß nicht aus der erkennenden, sondern aus der empfindenden Wahrnehmung eines

Gesetzmäßigen hervorgehen. Ist das unbewußte Erlebnis zur Erkenntnis geworden, so ist die ästhetische Empfindung erstorben; ein andres, ein verstandesmäßiges, historisches, vergleichendes Behagen kann an seine Stelle treten, und dieses ist es, was von ästhetisch nicht veranlagten Naturen oft mit dem ursprünglichen, naiven Genießen verwechselt wird; die Freude an kunsthistorischer Erkenntnis, die, in ihrem Zerstören des Geheimnisvollen, künstlerischem Vollbringen und Genießen geradewegs entgegensteht, ist vielfach eine Folge dieser Verwechslung.

Ist das Geheimnis des Gesetzes aufgespürt, so wird dieses zum erlernbaren Kunstmittel, zum Handwerks- und Kunstgriff, zum Rezept. Alle Zeiten, die der Kunst verlorengingen, waren solche, in denen sie als ein Erlernbares galt, und in denen die Regel, das anerkannte Gesetz, das Kunstmittel, also die der ästhetischen Wirkung widerstreitenden Prinzipien, galten. Die Entwicklung der Kunst dagegen beruht auf der Flucht vor der Regel; indem verlassen wird, was seinen Schleier verloren hat, und verfolgt wird, was sich verhüllt.

Von der Doppelnatur des erkannten und des unerkannten Gesetzes geht aber noch eine zweite, seltsame Wirkung aus: die Schichtung der Empfänglichen, des Publikums.

Vor den Raffaelischen Stanzenbildern treffen sich drei Gruppen von Menschen: die einen, vorwiegend Künstler, denen die Kunstmittel der Renaissance, die Regeln der Anatomie, des Faltenwurfs, der Gruppierung, der Raumausfüllung und der Farbenkontraste geläufige Kunstmittel sind; sie finden nichts, was ahnungsvoll zu ihrem Herzen spricht, erklären die Werke als virtuos und langweilig, die Enthusiasten

als unverständig und sich selbst als naiv. Ihnen sind die Geheimnisse, die einst der Genius herabholte, entschleiert und daher erschöpft.

Die andern erfreuen sich an den Wirkungen, deren Zustandekommen ihnen rätselhaft scheint, und die ihnen die heutige Kunst aus angezweifelten Gründen nicht mehr oder nicht genügend entgegenzubringen scheint; nennen die Tadler blasiert und sich selbst Idealisten.

Die dritten lächeln über die beiden ersten, weil sie ihnen gleichermaßen abwegig erscheinen. Sie selbst vergleichen im Geiste die Werke des Meisters mit denen seiner Vorgänger, ermessen seine Genialität am Fortschritt und freuen sich dieser Erkenntnis. Sie bezeichnen sich als kunstverständig und die übrigen als unwissend.

So schichten sich die Menschen eines Zeitalters nach ihrer Fähigkeit des künstlerischen Genießens, die, abgesehen von jeder Veranlagung, durch einen nüchternen Erfahrungsfaktor bestimmt wird. Ihr Genießen ist rückwärts oder vorwärts gewandt, je nachdem, was sie ästhetisch erfahren und erlebt haben, und ob ihnen ein geheimes Gesetz als verborgen oder enthüllt entgegentritt. Es entsteht eine Ästhetik der Zurückgebliebenen und eine Ästhetik der Vorschreitenden.

Der beständig wachsende Zwiespalt unsrer Zeit, die allzuviel gesehen hat und nichts vergessen kann: die wechselseitige Abneigung zwischen Kunst und Volk, beruht auf dieser doppelten Ästhetik. Er verschärft sich dadurch, daß unsre Epoche zwar der Kunst in niemals dagewesenem Maße bedarf und dennoch nicht in ihr lebt, da ihre Kräfte vom Mechanismus einer übervölkerten Lebensgemeinschaft verzehrt sind.

Natur- und Kunstempfindung ist Ahnung des Unbewußten, des Gesetzmäßigen und also des Göttlichen; ihr Wesen ist transzendent. Erkenntnis ist dem Wesen der Kunst entgegengesetzt; daher kann Kunst niemals lehrhaft, mitteilend oder moralisierend sein. Ihr Kampf liegt in dem Verhältnis zum Zufälligen, dessen sie bedarf, um sinnlich und körperhaft zu werden, und dessen sie sich erwehren muß, um göttlich zu bleiben.

Kunst schafft und beseligt, Erkenntnis ordnet und besänftigt. Der Wissenschaft ist Ahnung mit Unklarheit gleichbedeutend und daher zuwider, sie verlangt deutliche Frage und entschiedene Antwort. Sie verflüchtigt das Sinnliche zum Begriff und erledigt das Zufällige als Sonderfall. Sie schmilzt den Reichtum und die Mannigfaltigkeit der Welt nieder zu löslicher Einförmigkeit und kristallisiert daraus die farblose Formel. Auch sie betrachtet das Gesetz; aber ihr Anschauen der Gottheit ist zweckhaft, denn sie will ihr Geheimnis. Das Wesen der Kunst aber ist, wie das der Natur und der Gottheit selbst, zweckfrei.

1900—1908

WIDMUNGEN

FRANK WEDEKIND

ZUM FÜNFZIGSTEN JAHR

Natur und Wille

In einem seiner Romane findet der große Balzac sich genötigt, einen Park zu schildern. Mit lässiger Hand teilt er an Wiesen, Baumgruppen, Teiche schmückende Beiwörter aus, dann wendet er sich erleichtert dem Herrenhause zu, um es mit einer vergleichenden Würdigung des italienischen und des Mansartschen Dachbaus zu bedenken. Die Natur interessiert ihn nicht. Ihm gilt nur der Mensch, seine Sitten, Gesellschaft und Einrichtungen. Jede menschliche Hülle, Leib und Gesicht, Haus, Gerät und Kleid, von seinem Auge geformt, lebt unvergeßlich; doch die Hülle der Gottheit, die blühende Welt, ist nur ein Bühnenteppich zu Füßen des Experimentalobjekts.

Dagegen in Shakespeares und Goethes Garten fehlt kein Kraut, kein Insekt und kein Gestein; der Mensch tritt auf, geschaffen in Paradiesen und Höllen, ein lebender Teil der Welt, niemals ein Schaustück vor einem Hintergrunde.

Balzacs Welt ist die ursprüngliche. Beginnend von der Bibel, kennen die Romane des Ostens nur Willen, Freuden und Leiden, Gutes und Schlechtes. Diese lapidare Betrachtung, angewendet auf das schillernde Paris der Restauration, schuf die Historiographie der werdenden Neuzeit; Beamtentum und Halbwelt, Aristokratie und Jobberei, Geschäft und Militär, Tribunal und Presse sind fünfzig Jahre lang das geblieben, wozu Balzac sie gemacht hat, und jede künftige Zeit wird diese

Welt begreifen, indem sie ihren Schöpfer vernimmt.

Wedekinds Welt ist enger, nicht ärmer. Sozial betrachtet beginnt sie beim besseren Kunstunternehmer und Impresario und endet beim Kleinbürger und der Dirne; ethisch betrachtet umfaßt sie die letzte bürgerliche Insel berufener Romantik, die der Flut unsrer Zeit widersteht und von Flüchtlingen aller Lager bevölkert wird. Gleichviel welche Verkleidung das Szenarium vorschreibt: diese Welt bleibt gleichförmig, und in ihrer Geschlossenheit umfaßt sie eine gewählte und doch nicht willkürliche Mustersammlung des wirren menschlichen Universums.

Seinen Geschöpfen nähert sich der Dichter mit jenen urzeitlichen Mitteln der Betrachtung. Gut und schlecht, dumm und klug, Polizei, Öffentlichkeit, Besitz und Macht sind ihm unbestrittene Realien. Seine ethische Freiheit zeigt sich nicht darin, daß er die Erscheinung über alle Wertung hinweghebt, auch nicht darin, daß er ein einiges göttliches Urgesetz zur Achse der Welt macht: es genügt ihm, zu erläutern, daß in richtiger Deutung der herrschenden Betrachtungsweise manches, das sittlich erscheint, unsittlich, manches, das unrecht gilt, Recht ist.

Diese ethische Umlagerung ohne Gewaltsamkeit und Aufdringlichkeit reizt, verwirrt und interessiert; die innerliche antike Behandlung des neuzeitlichsten Stoffes überrascht durch Paradoxie. Eine lapidare Behandlung des Gewohnten, zum vollkommenen Kunstmittel ausgebildet, eine eiserne Folge des Gedankens und Dialogs, eine furchtlose Kenntnis heimlicher Dinge gibt dem Werk Festig-

keit und Männlichkeit; ja in glücklichsten Momenten bricht aus den ethischen Notwendigkeiten eine Schicksalsphantasie von einfacher Größe.

Die altertümliche Weltbetrachtung neigt zur Schaffung von Typen; denn in der Auswahl von Einzelzügen aus der Unendlichkeit des Mannigfaltigen folgt sie nicht so dem unbewußten Triebe der Reminiszenz wie dem bewußten Willen zum Wesentlichen. Dieser Wille aber ist nicht frei von einseitiger Willkür, und so beschränken sich die dichterischen Motive, die schließlich mit Sinnlichkeit und Macht sich behelfen können.

Der künstlerischen Gefahr aus dieser erzwungenen Vereinfachung ist Wedekind nicht erlegen. Nie ist seine Produktion zum erklügelten Typen- und Maskenspiel, zur lieblosen Karikatur, zur kalten Witzblattsatire herabgesunken; stets blieb sie Kunst und Dichtung. Denn in einem Punkte ruhen seine Geschöpfe mit dem Mittelpunkt der seelischen Schöpfung verbunden: in der Tiefe ihres Schmerzes. Deshalb sind sie Menschen, deshalb ist ihr Erlebnis Schicksal. Über alles intellektuale, naturfremde, konventionelle Streben hinweg erhebt sich Wedekinds schmerzvolles Werk zur absoluten Schöpfung und somit zum Anspruch auf Dauer.

7. Mai 1914

HERMANN STEHR
ZUM FÜNFZIGSTEN JAHR

Auch das Echte kann in unsrer Zeit populär sein: nämlich aus Mißverständnis. Dies Mißverständnis knüpft sich zumeist an Autorität oder an gefällige Nebendinge.

Die Zeit begreift nicht sich selbst; wie sollte sie das Echte aus seinen eigenen Kräften begreifen? Es eilt der Zeit voraus, es bleibt hinter der Zeit zurück, es fügt sich nicht in ihre Formeln, Lehren und Grimassen.

Hermann Stehr, unsres Landes größter Epiker, lebt unbekannt; seine Werke sind in den Händen weniger Hundert, das Ausland, das sich Indiens erbarmt, hat seinen Namen nie vernommen. Autorität schützt ihn nicht; für die Mächte, die Autorität verleihen, Bühne, Wissenschaft, Presse und Frauen, hat er nicht geschrieben. So wenig wie die Werke der Natur sind seine Werke gefällig; die verborgenen Quellen in den Tiefen der Gesteine und der Herzen hat er angeschlagen; die Dinge unter Tage, jenseits des Wollens, die Labyrinthe der Brust sind ihm vertraut. Seine Menschen reden mit dem Herzen und atmen mit der Seele; wer sie hört, vernimmt Laute, die für das Ohr der Gottheit bestimmt sind. Seine Welt ist deutsch-schlesisches Licht und Land, wolkenbeschattet, von Himmelsstrahlen durchzogen, wie in Jakob Böhmes Schusterkugel es sich spiegelt; sein Gott brennt in der Liebeskraft der Kreatur.

Hermann Stehr, dem Volksschullehrer, Edelmann und Dichter steht es an, auf Fahnen und Kränze der Menge zu verzichten; unser Land schuldet ihm den Dank, die Verehrung und die Liebe derer, die sich im Geist verantwortlich fühlen.

16. Februar 1914

MAX LIEBERMANN

ZUM SIEBZIGSTEN JAHR

Sein Großvater, dessen lebensgroßes Bildnis, von unbekannter Meisterhand gemalt, in seinem Arbeitszimmer hängt, ist mein Urgroßvater. Der war unter Friedrich Wilhelm III. einer der frühen preußischen Großindustriellen; wie die Züge seines Bildes es weisen und wie sein seltsamer Name es will, ein milder, heiterer und lieber Mann. Seine Frau gebar ihm sieben Söhne und drei Töchter; die Söhne, riesenhafte und leidenschaftliche Männer, sind hochbetagt gestorben, von den Töchtern lebt die jüngste als Ahnin erwachsener Urenkel. Jene zehn Kinder haben ihre Mutter nie lachen sehen; sie war von starkem, eiferndem Willen, der in ihrem Testamente fortlebt; sie ging auf in der Liebe zu ihren Kindern, deren Stärken und Schwächen sie genau bezeichnete, und zu ihrem Mann, dessen Lebenslust ihr eine harmlose Narrheit war.

Das Wesen dieser beiden Vorfahren spüren wir Nachkommen im Blut: im Wechsel von Willensstärke und Heiterkeit, verantwortlichem Ernst und Leidenschaft.

Vor nun etwa dreißig Jahren war Max Liebermann aus der Fremde heimgekehrt, jung vermählt mit einer der schönsten und liebenswertesten Frauen, die das jugendlich gewordene Berlin aufwies; er schenkte mir die freundliche, fast kameradschaftliche Neigung des Älteren, im Kampfe Stehenden, die ich mit dem unverbrüchlichen Glauben an seine Sendung und Zukunft erwiderte.

Ähnlich wie er zu mir hatte ein Menschenalter zuvor mein Vater zu ihm gestanden und ihm ge-

holfen, die Abneigung der Familie gegen den Malerberuf zu brechen. Mich wiederum ermutigte Max zum gleichen Beruf, doch es zog mich stärker zu den Natur- und Geisteswissenschaften, und während ich den Verzicht auf ein Doppeldasein langsam verschmerzte, stärkte es mich, schöne Stunden in seiner Werkstatt am Landwehrkanal zu verbringen und Werke entstehen zu sehen, die meiner Vorstellung von einer werdenden Kunst entsprachen.

Die großen Gestirne des französischen Impressionismus waren uns allen noch unbekannt; wir hatten eine Vorstellung von erloschenen Sternen und kleineren Satelliten, etwa von der Art Courbets und Bastien-Lepages; gelegentlich vernahm man von Abseitigeren, etwa Israels und Leibl. Menzel war sehr berühmt; auch unsre störrige Familie hatte diesem Ruhm gehuldigt, indem einer der Verwandten sich um ein großes Bild bewarb; er erhielt die Laurahütte, und man war bei aller Bewunderung enttäuscht, weil man den rußigen und qualmigen Gegenstand nicht schön fand. Menzel war der große preußische Meister, aber man sah ihn anders als heute. Man liebte die prickelnde Farbigkeit der spitzesten kleinen Guaschbilder, den Pomp der dargestellten Hofszenen und abendlichen Säle, die physiognomischen Überraschungen der Gesichter, die minutiöse Gewissenhaftigkeit der Einzelheiten. Mit diesen materiellen Vorzügen, die man realistisch nannte, schien gelegentlich die heute vergessene breite und leere Pinselvirtuosität Gussows erfolgreich zu wetteifern. Es war viel, wenn der Begriff einer Malweise überhaupt erörtert wurde. Gewöhnlich erfreute man sich im Publikum an einer nachahmenden, optisch täuschenden Wirkung auf Grund

einer gemeinsam gewordenen konventionellen Sehweise; in den Ausstellungen am Kantianplatz bewunderte man das rührende Schicksal der schuldlos entlassenen Gouvernante und die verwerfliche Pracht der römischen Kaiserzeit.

Liebermanns Bilder fand man häßlich. Sie zeigten weder ungebrochene Farben, noch appetitliche Lebensmittel, weder schöne Gerätschaften noch klassische Gliedmaßen. „Warum muß er gerade das Häßliche malen?" fragte man.

In diesem Widerstand vereinigte sich Kritik und Autorität, Publikum und Familie. Unsre Zeit, die aus Furcht, durch eine verkannte Genialität blamiert zu werden, die verdächtigste Sonderlichkeit skrupelhaft ernst nimmt, und jedes Vokabular, das ein Schalk bei der Lampe ersann, auswendig lernt, unsre Zeit kann solche Kämpfe des einen gegen alle nicht mehr ermessen, obwohl sie noch heute, bei andern Menschen, in der Stille, mit veränderten Anonymitäten fortdauern. Sichtbar und furchtbar werden diese Konflikte in allen Zeiten homogener Gemeinschaftsurteile, wie die bürgerliche Salonzeit seit 1850 eine war.

Wille und Charakter waren die Kräfte, die sich mit einer großen spezifischen Begabung des Auges und der Hand verbinden mußten, um ein Schicksal und eine solche Zeit zu bezwingen.

Wäre Liebermann als ein Naturkind und Träumer geboren worden, mit jener intellektfreien, weltfremden und himmelnahen Begabung, die von der romantischen Betrachtung als die einzige gepriesen wird, und die auf dieser Erde nie, selbst in der Musik nicht, das Große vollbracht hat, so hätten die Hebel der Kampfeskräfte ihn zerbrochen. Er war der

Naturkindschaft fern, vielleicht ferner als er wünschte. Er war getränkt mit dem Geiste und der Ladung der drei großen kontinentalen Kunststätten, geschult in Beobachtung, Prüfung und Urteil. Dem Städter war die Natur eine Entdeckung; eine Entdeckung war ihm auch die westliche Sehweise und Gestaltungsart, vor allem die der beginnenden Epoche charakteristische Betrachtung. Diese Betrachtung, die dem literarischen und malerischen Naturalismus zugrunde lag, könnte man als die objektiv willenlose bezeichnen: man achtete auf das, was die Dinge unterschied und sie in Beziehung zueinander brachte; man suchte dies darstellend so objektiv und kennzeichnend wie möglich zu registrieren und jede gefühlsmäßige Nebenwirkung, jede Möglichkeit einer mittelbaren Deutung auszuschalten. Die vorangegangene Epoche hatte die enthusiastischen Momente arg mißbraucht, und man war gegen die scheinbar billigen Wirkungen der Rührung, der Sehnsucht, des Sinnenreizes, der Begeisterung und ähnlicher Affekte mißtrauisch geworden. Daß in dieser willenlosen und gewollten Objektivität einer der typischen Einseitigkeitsirrtümer liegt, die jede Kunstepoche wertvoll und überwindbar machen: indem auch das anscheinend objektiv Charakteristische schließlich nur ein gefühlsmäßig Bevorzugtes ist, betrifft uns hier nicht.

Es ist reizvoll und unerschöpflich problematisch, wie im Menschenwesen Naivität und Bewußtsein sich durchdringen, ohne sich aufheben zu müssen. Liebermann kannte sich und die andern, seine Stellung zur Welt und ihre Stellung zu ihm; seine Kunst war zur Ars militans geworden, er maß sie an der Vergangenheit und wußte, was er wollte.

Und dennoch: wußte er es? Weiß es einer von uns, was er will? Unsre Naivität strebt zum Absoluten, und aus diesem Streben, gebrochen an unsrer Endlichkeit, entsteht das Persönliche.

Sicherlich war ihm deutlich, was er nicht wollte. Ob er es in eine Formel gefaßt hat, weiß ich nicht; fast möchte ich es glauben.

Eines Abends saß ich in seinem Arbeitszimmer, das neben dem Brandenburger Tor liegt und weit über den Tiergarten blickt. Er hatte in seiner formvollen, bildhaften Art einen Aufsatz über Israels geschrieben und las mir das Manuskript vor. Am Schlusse fragte er in dem gehackten Berliner Tonfall, den er mit einiger Absichtlichkeit liebt: „Na, wat sagste dazu?"

Ich sagte: „Famos; aber ich habe immer auf ein Wort gewartet, und das kam nicht."

? —

„Das Wort: Gemüt."

Im Druck las ich später ein andres Wort, das mir aus der Verlesung nicht erinnerlich war, das kühlere und auf Israels, wie ich glaube, weniger zutreffende Wort: Phantasie. Aber ich verstand, daß Liebermann den wärmeren Klang vermeiden mußte: er schien ihm sentimental.

Bewußt oder nicht; wenn seine Gefühlseinstellung sich in eine Formel fassen ließ, so war es diese: Flucht vor der Sentimentalität.

Darin lag die Abkehr von einer überalteten Epoche, von der totgesagten Romantik, die nicht sterben wollte und in der deutschen Familienkunst nistete. Die alte Handwerkerkunst war stark und fromm gewesen, die jüngere Hofkunst virtuos und glänzend, die Kunst des erwerbenden Bürgertums, des Salons,

der bourgeoisen Dame und des Pensionats wurde sentimental.

Darin lag ein Selbstschutz gegen eigene Weichheit; eine Härte gegen sich selbst, wie starker Wille sie liebt.

Darin lag ein kernhaftes Erfassen der neuen westlichen Kunst; ein so inneres Erfassen, daß alles Umgebende, Technische nebensächlich und beweglich blieb; deshalb konnte der ideenhafte, übernationale Kern zum Inhalt einer neuen deutschen Kunst werden. Ein Nachahmer hätte das Äußere ergriffen und wäre unschöpferisch, abhängig und fremdländisch geblieben.

Darin lag vor allem die Selbstverkündung einer werdenden deutschen Epoche. Die Mechanisierung und mit ihr die Großstadt, ihre Schöpfung, eilte zu ihrem Gipfel, die kleinstaatliche Gemessenheit und Gelassenheit war abgesunken, das Denken war eilig, sachlich, interessiert und spröde geworden, das Seelenhafte schien zu verebben.

Es wäre lohnend, die alte Schillersche Untersuchung zu erneuern. Unser Sprachgebrauch würde sein berühmtes Kräftepaar klassisch und romantisch benennen und das Sentimentale nicht dem Naiven, sondern dem echten Urgefühl entgegenstellen. Denn was wir heute sentimental nennen, ist nicht das reflektierend Abgeleitete, sondern das Falsche. Die mechanische Gefühlserregung durch Surrogate und Requisiten, das hysterische Einschnappen auf seelisch unvertiefte Reizungen, die kalte Erpressung der Affekte des Mitleids, der Rührung, des Enthusiasmus und der Schwärmerei und ihre lüsterne Hergabe ohne innere Ergriffenheit, ja ohne echten Anteil: das ist es, was uns vorschwebt, wenn wir uns des mißbrauchten Begriffs der Sentimentalität

bedienen. Wir kennen die Billigkeit der sentimentalen Erregungsmittel, wir wissen, daß eine Wasserfahrt bei Mondschein oder eine beliebige Erzählung vom kranken Kinde zum unvermittelten Gefühlserguß mißbraucht werden kann, und verachten solche apothekerhaften Kunstmittel aus Respekt vor echtem Natur- und Menschlichkeitsgefühl.

Dies aber ist die Grenze. Wird jenseits des billigen und falschen Gefühls auch nur um eines Schrittes Breite das Echte und Menschliche angezweifelt, so entsteht Skeptizismus, der alle Kunst und alles Leben erstarren macht.

Nicht immer hat die objektivierende Kunst des Naturalismus die Grenze bewahrt. In der Literatur blieb sie zurück; sie nahm die Mißgeschicke der Krankheit, Armut und dumpfen Leidenschaftlichkeit als etwas so unwiderleglich Objektives, daß sie im Jammer sentimental wurde; in der Malerei ging sie oft so weit, daß sie sich vor einem Gesichtsausdruck oder vor einer Stimmung ängstigte und aus Enthaltsamkeit erkaltete.

Liebermanns Kunst erkaltete nicht, obwohl sie mit der Tendenz der Sentimentalitätsfeindschaft in den Kern der entstehenden Epoche drang und ihre Gefahren teilte. Denn er war ein leidenschaftlicher Mensch; und wenn er manches verhüllte, was er empfand, so schimmerte das Blut der Empfindung durch die Hülle der Objektivität.

Diese Hülle aber war gewoben aus der dauerhaften Kette der Selbstkritik und dem schimmernden Einschlag des Geschmacks. Denn seine willensstarke Abneigung gegen das Verstiegene meisterte und begrenzte auch seine Form.

Von der Kunst einer berühmten Stadt hat er einmal gesagt: „Wissense, det sieht alles jut aus, aber

et is nich jut." Ich habe ihn oft das Wort gut, selten das Wort schön aussprechen hören.

Inhalt und Form sind relative Begriffe, aber innerhalb der Relativität auf die Kunstschaffung anwendbar. Der sentimentalen Falschheit des Inhalts entspricht die dekorative und billig-sinnliche Leerheit und Geschwollenheit der Form: die Aufmachung, der Vortrag, der Schick, der Schmiß, der Pomp und der Prunk. Doch auch hier liegt im Willen zur Enthaltsamkeit eine Gefahr; denn die Natur ist nicht puritanisch: auf einen Schmetterlingsflügel verschwendet sie mehr Sinnenreiz, als eine Palette zu fassen vermag.

Liebermanns Malerei verzichtet nachdrücklich auf dekorativen Linienschwung, auf architektonische Flächenteilung und auf feurigen Schmelz; ungebrochene Farben erscheinen nie, lebhafte selten und in kleinen Flecken, starkes Rot und Blau sind vermieden. Dennoch sind seine Werke niemals trocken, selten schwankend oder zerrissen; stets waltet in ihnen ein diskreter Reichtum, eine selbstsichere Vornehmheit, die sich bisweilen zur Größe, ja zur Monumentalität erhebt.

Denn die Beschränkung ist bei ihm nicht Kargheit der Natur, sondern Sinnlichkeit, durch Willen und kritischen Geschmack gezügelt. Diese Willenskraft bändigt die Natur, indem sie sich selbst bändigt.

Menschen des Willens, der Leidenschaft und der Sinnlichkeit, unter die Pressung äußeren und inneren Kampfes gesetzt, verschäumen nicht in unbewußtem und ungemessenem, naturgewolltem Gestalten. Aber sie erzeugen in sich selbst die höchste, ja dämonische Individualität, die Kraft der unaufhörlichen Jugend, der Wandlung und Erneuerung im selbstgeschaffenen Bereiche.

Wir kennen im Werke Liebermanns eine Reihe von Perioden: keine ist eine Periode der Jugend, keine des Alters. Alle sind organisch, geschlossen und reif; alle bewegen sich im Zirkel einer Persönlichkeit, Physiognomie und Handschrift. Nur eines wächst, belebt sich und löst sich los: die Meisterschaft.

Für immer hat sich die Kunst vom Handwerk getrennt. Ihr Wesen ist subtil geworden; alte Täuschungslust ist geschwunden, es soll nur noch der Hauch der Empfindung vermittelt werden; der Ballast der Materie, der vordem alle handwerklichen Reize der Kunstarbeit trug, verflüchtigt sich. An die Stelle der kalligraphischen Mühsal tritt die lockere Handschrift; das Füllen, Runden und Glätten bleibt dem Gewerbe. Meisterschaft läßt sich nicht mehr lehren und lernen; der letzte gelernte Meister war Menzel; zwischen ihm und Liebermann liegt die Kluft einer Zeit.

Es gibt farbige Felshänge, an denen die Abendröten von Jahrhunderten zu haften scheinen; so ist die Meisterschaft Liebermanns der Abglanz des Unermeßlichen, das sein Auge erfaßt und seine Hand gestaltet hat. Sie ist Lebenswerk und gibt Zeugnis von einem Blick, der sich mildert, und einem Griffel, der leicht wird.

Popularität ist gemeinhin Mißverständnis. Bei Liebermann ist sie es nicht. Er ward bekämpft und verfolgt, solange die neue Zeit, die er in sich trug, jung und verdächtig war; er wurde populär, indem er die alte Zeit, Mann um Mann, Werk um Werk, in selbsterneuter Jugend überlebte.

In Menzel hatte das alte Preußen sich sein Denkmal gesetzt; freilich blieb alles unzeitlich offenbarte, das der Genialität anhaftet, den Zeitgenossen

unbemerkt. In Liebermann malt das neue, großstädtisch mechanisierte Preußen sich selbst. Nicht seine Bauten und Säle: das wäre oberflächliche Spiegelung; sondern seinen Geist, projiziert auf Natur, Menschen und Dinge.

Der Sohn der Stadt, des jüdischen Patriziats, der übernationalen Bildung wurde zu diesem Dienst ausersehen; ein Mensch des Geistes und Willens, des Kampfes, der Leidenschaft und Reflexion mußte es sein.

Selbstgebändigt, voll verhaltener Lebenskraft, scharf zugreifend und abweisend, sachlich und innerlich bewegt mußte eine Kunst sich gestalten, durch die ein Volk der Tat, ein Geschlecht von Offizieren und Ingenieuren, von Arbeitern und Forschern sich seines Schauens bewußt werden sollte.

Nicht unbewußter Hang zur Natur, nicht Träumerei, Sehnsucht und Lyrik, nicht Mystik und Ekstase, nicht Pathos und Sinnenlust konnte der gewaltigen Betriebsamkeit des neupreußischen Geistes frommen. Diese Kunst mußte beobachten, nicht deuten, sie mußte darstellen, nicht ersinnen; sie charakterisierte durch Auswahl und Weglassung, nicht durch Übertreibung.

In allen kommenden Zeiten wird diese preußische Kunst Max Liebermanns leben, und bieten, was der stärksten zeitlichen Kunst zu bieten obliegt: das Bild ihrer Zeit. Sie wird nicht Stürme der Liebe und des Hasses erregen, sie wird mehr zum Auge des Kenners als zum Herzen des Enthusiasten sprechen. Aber sie wird dem Menschen das bedeutende Bild eines Menschen enthüllen, ein Bild der Beherrschtheit und Beherrschung, der Vornehmheit und Meisterschaft.

20. Juli 1917

GESCHÄFTLICHE LEHREN

Daß Geschäfte gemacht werden, um Geld zu verdienen, scheint vielen ein selbstverständlicher Satz. Dennoch habe ich noch niemals einen wahrhaft großen Geschäftsmann und Unternehmer gesehen, dem Geldverdienen die Hauptaufgabe seines Berufes war, und ich möchte behaupten, daß, wer am persönlichen Geldgewinn hängt, ein großer Geschäftsmann überhaupt nicht sein kann.

Der Händler und Krämer, der von der Arbeit des Tages lebt, will und muß in erster und letzter Linie an sein Einkommen denken, denn er setzt seine leibliche und geistige Kraft in gleicher Weise in Lebensunterhalt um, wie der Fabrikarbeiter und Beamte; nur mit dem Unterschiede, daß er eine gewisse, meist scheinbare Selbständigkeit der Verfügung und Arbeitseinteilung sich erhält. Doch wenn er auch eigene Waren gegen Kredit erwirbt und auf Kredit verkauft, so macht er im eigentlichen Sinne ebensowenig eigene Geschäfte wie ein Chausseehauspächter, ein Warenhausverkäufer oder ein Telegraphenbeamter. Er arbeitet als Beauftragter und im Akkord seiner Gläubiger; es fehlt ihm die Freiheit eigener Verfügung.

Durchaus nicht jeder Kaufmann ist ein Geschäftsmann, sowenig wie jeder Dienstmann ein Kommissionär, jeder Kutscher ein Fuhrmann und jeder Bierzapfer ein Gastwirt ist. Zum Geschäftsmann gehört zweierlei: ausreichendes eigenes oder fremdes Kapital im Verhältnis zum Umfang seiner geplanten Geschäfte, und eine natürliche Begabung, die weder durch Lehrzeit, noch Akademie, noch Praxis ersetzt werden kann.

Der Gegenstand, auf den der Geschäftsmann seine Arbeit und seine Sorgen, seinen Stolz und seine Wünsche häuft, ist sein Unternehmen; es heiße wie es wolle: Handelsgeschäft, Fabrik, Bank, Reederei, Theater, Eisenbahn. Dies Unternehmen steht ihm gegenüber wie ein körperlich lebendes Wesen, das durch seine Buchführung, Organisation und Firma ein unabhängiges wirtschaftliches Dasein führt: es schuldet ihm Geld oder leiht ihm welches, es verdient oder verliert, es wächst oder kränkelt, es besoldet Angestellte, schreibt Briefe, wirbt, bittet, droht und verklagt; es feiert Jubiläen, vermählt sich und pflanzt sich fort, verzieht, wandert aus, stirbt und ersteht von neuem.

Der Geschäftsmann kennt kein andres Trachten, als daß dieses Geschöpf zu einem blühenden, starken und zukunftsreichen Organismus erwachse; dingliche Wünsche außerhalb des Bereiches seiner Unternehmung hegt er nicht. Denn er weiß, wenn sie zu genügender Tragfähigkeit erstarkt, daß alle Belastungen gesteigerter Lebensführung, standesgemäßer Entfaltung, ja selbst vorstrebenden Ehrgeizes ihr auferlegt werden können, und in gleichem Maße wie diese scheinbaren Güter ihm erschwinglich werden, verlieren sie an Wert.

Und zwar schwindet zuerst die Freude an käuflichen Dingen. Denn wie die Fähigkeit des Menschen zu extensivem Genießen beschränkt ist, so ist seine Kraft zu besitzen eng begrenzt. Wenn einer zwölf Landsitze eignete und verurteilt wäre, auf jedem der zwölf einen Monat zu verbringen, so besäße er von allen nicht ein einziges, sondern wäre überall ein Fremdling.

Was von werbender Tätigkeit verbleibt, ist Macht und Machtzuwachs. Macht aber bedeutet

die Fähigkeit, Gedanken in Wirklichkeit umzusetzen; sie kann nur den befriedigen, der Gedanken hat, und zwar verständige Gedanken. Denn nichts kommt dem geistigen Ekel gleich, den einer empfindet, der eine Torheit oder Abgeschmacktheit verwirklicht hat, so daß sie unzerstörbar erstarrt, ihm und jedem des Weges Kommenden in ihrer Ungeschlachtheit vor Augen steht.

Seltsamerweise erträumen diejenigen, die von ferne nach Reichtum und Macht streben, etwas ganz andres, als was die Verwirklichung ihnen gewähren kann, die nämlich Verantwortung und Arbeit ist: sie träumen von üppigem Leben, maßloser Freiheit und äußeren Ehren. Und so zeigt sich hier abermals Natur in ihrer Rätselhaftigkeit, wie sie Wesen und Erscheinung zu unfaßbaren Gegensätzen kuppelt: was nach außen Assoziation, ist nach innen Individuum; was nach außen Bewegung, ist nach innen Empfinden; was nach außen Kunst, ist nach innen Leidenschaft — und, bei dem vorliegenden ärmlicheren Beispiel: was nach außen Glanz und Freiheit, ist nach innen Arbeit und Verantwortung.

Ich komme zum Ausgangspunkt zurück und bemerke, daß man von einem Manne, der mit dem Werkzeuge seines Unternehmens einer ideellen Macht nachstrebt, schwerlich annehmen wird, daß er seine Einzelhandlungen, die man Geschäfte nennt, nach dem Profit bemißt. Ebenso wie die Einzelhandlungen eines Politikers nicht darin bestehen, die Landesgrenzen ständig zu verschieben, vielmehr darin, seine allgemeine Stellung auf dem Schachbrett der Welthändel zu stärken, so wird der Geschäftsmann die Machtstellung seines Unternehmens im Auge haben und oftmals auf Gewinn,

zuweilen auf Besitz, verzichten, wenn er das Feld seines Einflusses glaubt erweitern zu können. Er wird kaum am Ende des Jahres wissen wollen, ob und wieweit sein Vermögen sich vergrößert hat; es genügt ihm, wenn alle seine Unternehmungen in Ausdehnung und innerer Stärkung begriffen sind.

VON DER GRUNDLAGE DER GESCHÄFTE

Bedürfnisse erkennen und schaffen ist die Grundlage aller Geschäfte.

Wer den Anspruch stellt, daß die Nation ihm einen Teil der Verwaltung ihrer Interessen anvertraue und ihm einen Teil ihres Vermögenszuwachses überlasse, darf nicht glauben, daß es als Gegenleistung genüge, wenn er den Entschluß faßt, in einer Großstadt die Zahl der tausend vorhandenen Galanteriegeschäfte um eines zu vermehren. Fällt es ihm nicht bei, dem Publikum eine neue Bequemlichkeit, eine neue Ware oder eine neue Anregung zu schaffen, so bedeutet seine wirtschaftliche Leistung nur eine versuchte Besteuerung seiner Mitbewerber. Die Klage über Schärfe des Wettbewerbs ist in Wirklichkeit meist nur eine Klage über Mangel an Einfällen.

Des ferneren sollte ein Geschäftsmann bedenken, daß die Interessen, die er erregen und sich dienstbar machen will, entweder sehr starke oder sehr allgemeine sein müssen. Wer eine Million umzusetzen wünscht, muß tausend Menschen zu dem schweren Entschluß zwingen, je tausend Mark bei ihm gegen Waren einzutauschen, oder er muß seinen Einfluß so stark über die Menge verbreiten, daß hunderttausend Menschen sich gedrängt fühlen, mit ihm

um zehn Mark zu handeln. Freiwillig suchen ihn weder die Tausend noch die Hunderttausend auf, denn sie alle empfinden längst andre Bedürfnisse der Anschaffung, die zurückgedrängt werden müssen, wenn der neue Geschäftsmann Erfolg haben soll. Also fordert die Ökonomik der Welt mit Recht von ihm, daß er sie durch seine Gedanken und Vorkehrungen bereichere, wenn er sich selbst bereichern will.

In diesem Zusammenhang sind die Anforderungen der Bevölkerungsklasse zu betrachten, die sich Mittelstand nennt. Als ein bedeutendes und schaffendes Glied des wirtschaftlichen Körpers verdient diese Klasse Dasein und Förderung; wieweit ihre einzelnen Angehörigen Selbständigkeit verdienen, hängt von der Selbständigkeit ihrer Entschlußkraft, ihrer Erfindungsgabe und ihres Urteilsvermögens ab. Jeder individuellen, künstlerischen oder örtlich notwendigen Tätigkeit wird diese Selbständigkeit zuzusprechen sein; fehlt sie, so ist der goethische Rat zur Stelle: Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes Werden, als dienendes Glied schließ an ein Ganzes dich an.

Aus dem Gegensatz wird diese Notwendigkeit ersichtlich: wollte man heute die Armeen mittlerer und kleiner Beamten der Industrie und des Handels auflösen und aus ihren Elementen, rückwärts organisierend, selbständige Krämer, Handwerker, Gastwirte und Vermittler machen, so wäre mit einem Schlage unsre Leistungsfähigkeit vernichtet, und in einem fruchtlosen Wettkampf müßten diese Existenzen sich aufreiben, sofern sie sich nicht zu den früheren Gebilden wieder zusammenschlössen. Weder ist es für den einzelnen eine Erniedrigung,

noch für die Gesamtheit ein Anstoß, wenn wirtschaftliche Kräfte sich einer Leitung unterwerfen, sofern sie der Initiative ermangeln, oder der Aufsicht, sofern es ihnen an Verantwortungsfähigkeit gebricht. Die wirtschaftliche Gemeinschaft sollte danach trachten, jedem einzelnen seine Existenz und Verwendung zu gewährleisten; eine Gewähr der Unabhängigkeit kann sie nicht übernehmen.

VOM AUFBAU DER GESCHÄFTE

Ist im Vorangegangenen der Wert des geschäftlichen Gedankens zum Ausdruck gekommen, so soll dennoch nicht behauptet werden, daß mit der „großen Idee“ allein etwas Erhebliches geleistet oder gar erreicht sei. Große Ideen im Sinne geschäftlicher Phantastik liegen auf der Straße; jeder berufsmäßige Prüfer und Beurteiler sogenannter Zeitfragen mag sie auflesen. Zwei Meere durch einen Kanal verbinden, einen unerschlossenen Kontinent mit einer Bahn durchkreuzen, Seen austrocknen, die Kohlenwerke der Welt zu einem Syndikat vereinen, die Petroleumquellen dreier Erdteile monopolisieren, ein Land mit dem Kupfernetz elektrischer Kraftübertragung umspannen — welche Schwierigkeit liegt darin, ein Dutzend solcher Probleme auf weißes Papier zu zeichnen? Derjenige, der sie ausführt, und dessen Namen sie dereinst tragen, ist selten derselbe, der sie zum erstenmal nannte. Das Wolkenschiff des Gedankens durch feste Taue im Erdreich verankern, die Notwendigkeit der Verwirklichung ermessen, die Mittel erfinden und die Widerstände besiegen, das ist das Werk des großen Geschäftsmannes.

Zunächst muß geprüft werden, ob die Notwendigkeit der Durchführung so zwingend ist, daß die kapitalistische Energiemenge, deren die Welt zur Bezwingung des Problems bedarf, ausgelöst werden kann. Sodann ist die technische Frage zu prüfen und durch bedeutende Vorarbeiten in Übereinstimmung mit dem Finanzplan zu bringen. Nun sind politische Widerstände zu beseitigen oder zu brechen; dann muß die richtige Auswahl der wahren und hinreichend starken Interessenten folgen. Der Aufbau der Finanzierung wird vereinbart, so daß er den Geldmärkten und der Zeitlage entspricht, und es entsteht die verantwortungsvollste Aufgabe, eine von denen, die über das Gelingen des Unternehmens entscheiden: die geeigneten Menschen zu entdecken und zu gewinnen, denen die Leitung der Geschäfte übertragen werden darf.

Die Ausführung beginnt; der mühsam entfachte Enthusiasmus der Beteiligten verrauscht, denn unvorhergesehene Schwierigkeiten — so nennt man sie, obwohl jeder weiß, daß sie niemals ausbleiben — gefährden die Arbeit. Neue Rechtsfragen erheben sich, unbeachtete technische Hindernisse wachsen empor, die Zeitverhältnisse wechseln und vertreiben die skeptischeren Mitarbeiter. Konkurrierende Unternehmungen sind im Schatten der Werkschöpfung entstanden und drohen, mit leichtfertigerem Aufbau den Meister zu überflügeln. Umwälzungen der Weltwirtschaft bereiten sich vor und stellen die anfängliche ökonomische Berechnung in Frage. Daneben erschöpfen sich die Mittel. Denn allen Sicherheitsfaktoren zum Trotz sind die Kostenanschläge überschritten, während unabsehbare neue Neben- und Hilfsarbeiten als dringlich bezeichnet

werden, die von den Bearbeitern des Projektes übersehen waren.

Dies ist der Augenblick, der in dämonischer Vorbestimmung irgendeine Katastrophe zu bringen pflegt, die außer dem Rahmen aller Voraussicht sich ereignet: Krieg, Erdbeben, Hochwasser, Feuersbrunst, Aufstand und Krisen haben auf diesen Zeitpunkt gewartet. Nun sieht sich der Schöpfer von allen verlassen; die Mitarbeiter werfen ihm die Verantwortung vor die Füße und lassen ihn so allein und vereinsamt, wie er vor der Geburt seines Gedankens nie gewesen. Die öffentliche Meinung bemitleidet ihn, nicht ohne seine Unvorsichtigkeit und seinen Größenwahn ernst zu rügen. Er aber, der geglaubt hatte, einen lebendigen Organismus aus Menschen, Kapital und Rechten geschaffen zu haben, welcher sich selbst bewegen und verteidigen würde, muß nunmehr, abermals ein einzelner Mensch, sich in die Speichen des ermatteten Schwungrades hängen und mit neuentfachter Kraft seiner Ideen die Arbeit von neuem beginnen.

Sie gelingt; das Werk ist vollendet, aber die Erfolge stellen sich nicht sogleich ein. Die Errichtung erforderte ein Jahrzehnt, die Einarbeitung verlangt ein zweites, oft mühsameres; denn jetzt erschöpft den Gealterten die Kleinarbeit, die immer wachsamere Kontrolle, die Erfindung neuer Propaganda, die Aufsuchung weiterer Ersparnisse, der sich verzweigende Ausbau der Organisation. Sehr spät, längst vorausgenommen durch vertagte Hoffnung und Versprechung, naht der Erfolg. Und wenn nun die neue Generation bei mannigfacher Kritik die Tatsachen gelten und dem alten Faust das bedingte Lob widerfahren läßt, daß er doch immerhin recht-

zeitig die Bedeutung seines eigenen Werkes erkannt habe, so trifft die Anerkennung einen Hartgewordenen, der sich um die Meinung der Menschen nicht mehr kümmert.

Nicht die schmerzlose Empfängnis des Gedankens bedeutet somit die wirtschaftliche Tat; das Gedachte an das Wirkliche zu knüpfen und durch diese Verkettung es zur Wirklichkeit erstarren zu machen, ist die seltsame Not geschäftlichen Handelns, die geistige Berufe nicht kennen.

Wollte man aber folgern, daß dingliche Klugheit, Geschicklichkeit der Mache, rechnerisches Erfassen und diplomatische Schlagfertigkeit das Wesen des Geschäftsmannes umschreiben, so träfe diese Kennzeichnung nicht die Größten ihres Schlages. Klugheit und Energie werden zu Erfolgen führen, aber diese Erfolge werden stets überflügelt durch andre, die man dem Glück beimißt, oder den Zeitumständen, oder rücksichtsloser Freibeuterei: mit Unrecht, denn sie gehören der Phantasie. Es gibt divinatorische Naturen, die auf jenen, zwar materiellen, doch aller Rechnung sich entziehenden Gebieten die Entwicklung kommender Jahrzehnte, ihre Bedürfnisse und ihre Behelfe überschauen. Ohne Nachdenken, aus einer Geistesverfassung, die das Bestehende und Werdende in einem zweiten, abgebildeten Schöpfungsvorgang nachschafft, erblicken sie den Zustand des Verkehrs, der Produktion, des Austausches, so wie ihn die inneren Gesetze bestimmen und ändern, und richten unbewußt nach diesem Gesicht ihr Urteil und ihre Pläne. So sind sie beständig beschäftigt, neben der Arbeit des Tages eine vorschauende Tätigkeit zu üben, die viele mißbilligen, keiner ihnen streitig macht; und

sind die Zeiten gereift, so erstaunt man kaum, sie da als Führer zu finden, wo scheinbar der Zufall die Ereignisse ihren Launen entgegengetrieben hat.

LEITSÄTZE

Eine Organisation soll ihr Gebiet bedecken wie ein Spinnennetz: von jedem Punkt soll eine gerade und gangbare Verbindung zur Mitte führen.

*

Du sollst die Organe kennen und beständig beobachten, aber niemals das selbst verrichten, was die Organe ausführen können. Denn die wichtigste Arbeit ist solche, die kein andrer machen kann; und deren gibt es stets genug.

*

Eine Verwaltung sollte so beschaffen sein, daß jede Fußbreite des Gebietes von einer Verantwortlichkeit gedeckt ist, besonders auch der Bezirk, den du selbst dir vorbehältst. Deshalb vermeide Geschäftsgeheimnisse — scharf betrachtet, gibt es keine — und halte mindestens einen Mann, der alle deine internsten Dinge erfährt und kennt.

*

Verlange, daß jeder deiner Leute einen Stellvertreter, keiner einen Adjutanten halte.

*

Unfähige Menschen erkennst du daran, daß sie ihre Nachfolger zu unterdrücken suchen.

*

Der Militarismus erzielt große Wirkungen dadurch, daß von jedem der unteren Organe mehr verlangt wird, als geleistet werden kann. Hüte dich, im Wirtschaftsleben diesen Drill nachzumachen, selbst wenn du die Gewalt hättest, ihn zu erzwingen: denn er entbindet deine Leute von der Pflicht der Initiative.

*

Sei stets um das Wohl deiner Leute besorgt, nie um ihren Beifall.

*

Bei Streitigkeiten haben beide unrecht.

*

Geschäfte müssen monarchisch verwaltet werden. Kollegien arbeiten selten schlecht, aber im besten Fall mittelmäßig.

*

Der Mann, den du an die Spitze eines Geschäftes stellst, mag sein, was er will, Jurist oder Techniker: bewährt er sich, so ist er Kaufmann.

*

Kollegialität heißt Feindschaft.

*

Als Beamte kommen zwei Sorten von Menschen in Betracht: Solche, die ein großes Maß von Spezialkenntnissen und Schule besitzen, und solche, die das haben, was die Briten common sense nennen. Leider schließt die eine Qualität fast immer die andre aus. Charakter und Erziehung führen den Deutschen zur ersten, den Engländer zur zweiten

Geistesdisziplin; und hieraus ergibt sich die Überlegenheit der einen Nation in technischer Spezialarbeit, der andern in Unternehmungen des Handels und der Kolonisation.

*

Privatverwaltungen gegenüber ist der Staat in dreifachem Nachteil: er arbeitet ohne Wettbewerb, also ohne vergleichenden Ansporn; er kann sich untauglicher Menschen nicht entledigen; und er leidet am Aberglauben des Dienstalters.

*

Hast du einen Menschen ungeeignet für seinen Posten gefunden, so setze ihn lieber mit vollem Gehalt zur Ruhe, als daß du ihn in seiner Stellung behältst, denn er wird nicht nur dir und sich selbst, sondern ungezählten andern schaden.

*

Wenn du Menschen beurteilst, so frage nicht nach den Wirkungen, sondern nach den Ursachen der Fehler, die sie machen.

*

Wenn zwei Dritteile aller deiner Entschlüsse richtig sind, so sei zufrieden. Versteife dich nicht darauf, alles richtig zu machen, sondern handle nach den Grundsätzen, an die du glaubst. Nicht alle Wege führen nach Rom; Zickzackwege bestimmt nicht.

*

Daß der Geschäftsmann nur nach dem Erfolg beurteilt wird, ist vielleicht seine beste Erziehung.

Der Staatsbeamte und Soldat wird für Einzelleistungen belobt und findet hierin eine Tröstung und Stärkung seines Selbstbewußtseins. Der Wert des Handelns liegt aber nicht in einer Reihe von Bravouren, sondern in der Durchführung des Großen und Ganzen.

*

Briefliche Verhandlungen führen in verwickelten Dingen nie zum Ziel. Das geschriebene Wort macht mißtrauisch: den Schreiber, weil es unwiderruflich verbindet, den Empfänger, weil es nüchtern, berechnet und verklauselt klingt. Hierzu kommt das unlösbare Problem alles Schreibens: so zu stilisieren, daß der Leser nicht anders lesen kann, als der Schreiber sprach.

Daher sagt sich beim ersten Zusammentreffen nach schriftlichem Verkehr jeder der beiden: „Ich hatte mir den andern schlimmer vorgestellt.“ Ist das nicht der Fall, so ist die Begegnung vergeblich.

*

Im Vorteil ist der Unterhändler, der vom andern unterschätzt wird. Kleine Schwächen der Auffassung und des Benehmens haben schon manchem genützt, der es nicht ahnte, und viele haben sich um den Erfolg gebracht, weil sie zu wenig Fehler begingen.

*

Glaube nicht, etwas dadurch zu erreichen, daß du alle Einwände vorwegnimmst und widerlegst. Niemand läßt sich ad absurdum führen.

*

Es ist nicht möglich, einen Menschen zu überzeugen, geschweige zu überreden. Führe neue Tatsachen und Gesichtspunkte an, aber insistiere niemals. Die beste Stärke liegt darin, neue Vorschläge zu ersinnen, sobald starke Einwände erhoben werden.

*

Wenn du Vorschläge machst, so schicke alle schwachen Punkte voraus. Rechne nie darauf, daß dein Gegner etwas übersehen könnte.

Setze stets voraus, dein Gegner sei der Gescheitere.

*

Denke dich beständig an die Stelle deines Gegenüber. Proponiere nur, was du selbst in seiner Lage annehmen würdest, und erwäge bei allem, was man dir sagt, die Interessen, die dahinterstecken. Denke nicht nur für dich, sondern auch für den andern.

*

Eine besondere Geschicklichkeit besteht darin, von vornherein zu erkennen, welche Punkte die größeren Schwierigkeiten machen werden, und diese Punkte von Anfang an in den Vorverhandlungen zu klären.

*

Es ist eine nützliche Gewohnheit, vor allen noch so ernsten Verhandlungen ein paar Minuten allgemeine Unterhaltungen zu führen. Man erkennt im voraus die Stimmung, die Absichten und oft das Ergebnis.

*

Bei gescheiten Menschen, die in Verhandlungen erfahren sind und sich kennen, genügen wenige Worte, um wichtige Dinge zu entscheiden. Ein unerfahrener Zuhörer würde kaum erkennen, daß sie mit der Frage in Zusammenhang stehen, und oft nicht einmal fühlen, ob eine Ablehnung oder Zustimmung erfolgt ist.

*

In letzter Instanz entscheidet die Ansicht, die die Menschen voneinander haben. Ungemessener Aufwand von Studien, Vorarbeit und Mühwaltung sachkundiger Kräfte wird vergeudet, — und schließlich erkennen zwei Führer, daß die Sprechweise des einen dem andern unsympathisch ist.

*

Im allgemeinen lege auf Verhandlungen keinen zu großen Wert. Ist deine Geschäftspolitik — mit andern Worten: deine Voraussicht der zukünftigen Entwicklung — richtig, arbeitest du mit geeigneten Mitteln und in zutreffender Schätzung deiner Kräfte, so werden die Geschäfte dich aufsuchen und die Verhandlungen werden nebensächlich werden. Die größte geschäftliche Stärke — und eigentlich die einzige — ist der Vorsprung. Im Gegenstand, in Beziehungen, in technischen Erfahrungen, in Organisation, in Arbeitsweise. Befasse dich heute mit den Geschäften, die andere in einem Jahr machen werden, und du bedarfst keiner Kunstgriffe, keiner Diplomatie und keiner Verhandlungskunst.

*

Ein schwieriger, verwickelter oder spitzfindiger Gedanke taugt in Geschäften so wenig wie im Leben.

Jede große geschäftliche Idee läßt sich in einem Satz aussprechen, den ein Kind versteht. Hier wie überall liegt die Kunst in der Vereinfachung.

*

Eine Schwierigkeit besteht darin, das Gleichgewicht zu finden zwischen umfassender und eindringender Arbeit. Denn der Tag hat nur vierundzwanzig Stunden, und jede Stunde, die der Verantwortliche der Einzelarbeit widmet, läßt das Werk führerlos. Dies verkennen häufig die Techniker und sonstigen Spezialisten, die aus Liebhaberei oder Eitelkeit die elegantesten Aufgaben nicht ihren Hilfskräften überlassen wollen. Ein Direktor, der konstruiert, ist unbrauchbar; als Direktor sicher, meist auch als Konstrukteur.

Den entgegengesetzten Fehler begehen oberflächliche Naturen, die der Schulung entbehren: sie treiben beständig hohe Politik und wissen nicht einmal, welche Massen und Kräfte sie in Bewegung setzen. Sind sie gescheit genug, ihre Schwäche zu empfinden und zu rechtfertigen, so beschwichtigen sie sich mit dem Gedanken, daß sie nicht alles einzelne übersehen können und daß die eindringende Vertiefung ihnen nur gelegentlichen Einblick schaffen würde.

Das letzte ist wahr; aber der gelegentliche Einblick wird für den, der Symptome abzuschätzen weiß, zum umfassenden. Ein großer Geschäftsmann liebt die Einzelheit; er sucht sie in freien Stunden auf und erblickt sie hinter jeder grundsätzlichen Verfügung. Wie denn jeder noch so abstrakte Gedanke nur dann stark ist, wenn durch seinen durchscheinenden Körper das bewegliche Leben schim-

mert. Jeder Einblick in die Einzelheit bedeutet ein wichtiges Experiment; ein gleiches wie die Bohrung für den Geologen, der zwar die Decke der Erde nicht lüften kann und dennoch die Falten und Schichtungen der Gebirge durch örtliche Forschung aufdeckt.

*

Den Zeitpunkt erkennen, den *καιρός*, den die Griechen dem Glücke gleichstellten, bedeutet eine Kunst, die darin besteht, daß man von jedem neuen Ereignis sich die großen und kleinen Folgen bis ins letzte klarzumachen sucht.

*

Dem Blick für den Zeitpunkt ist zu vergleichen der Blick für das Gebiet. Mit der gleichen Tatkraft und Einsicht, die einen Handlungsgehilfen zum Prokuristen befördert, wird der Kleinkaufmann, der sich im Goldlande ansiedelt, zum Weltunternehmer.

*

Verschwendung auch im kleinsten zu bekämpfen, ist nicht kleinlich, denn sie ist eine fressende Krankheit, die sich nicht lokalisieren läßt. Es gibt große Unternehmungen, deren Bestehen davon abhängt, ob die mit Erde gefüllten Kippwagen rein entleert werden, oder ob eine Schaufel voll Sand darin zurückbleibt.

*

Das Bewußtsein eines Unternehmens ist seine Statistik. Sie ist richtig aufgebaut, wenn jedes Glied einen empfindlichen Nerven ins Gehirn sendet, der Spannung und Temperatur getreulich anzeigt.

*

Wer sich beklagt, daß er zuviel zu tun hat, beweist, daß er nicht organisieren kann. Napoleon hätte nie abgelehnt, Spanien zu erobern mit der Begründung, er sei überlastet.

Wer dagegen zu wenig zu tun hat, beweist, daß er überflüssig ist.

*

Von nicht monopolistischen Unternehmungen pflegen nur solche Bestand zu haben, die auf dem Grundsatz der Masse beruhen, nämlich auf der Summierung einer großen Zahl kleiner Wirkungen. Diesen Aufbau haben sie mit jedem Organismus der Natur gemein, der gleichfalls aus der Häufung zahlloser Zellenwirkungen sein Leben summiert. Ein Baum saugt durch die feinsten Verzweigungen seiner Wurzeln die Nahrung des Bodens, läßt sie durch die Zellenketten seines Stammes zur Krone emporsteigen und verteilt sie auf die Blätter und Früchte seines Geästs.

Unternehmungen, die den mühseligen und langwierigen Ausbau dieses Organismus verschmähen, sind als vorübergehende Erscheinungen anzusehen und sollten demgemäß verwaltet und bewertet werden. Geschäftsleute, die ihre Stärke in Einzelleistungen und Geschicklichkeiten sehen, denen der Aufbau und die Pflege von Organisationen nicht zusagt, finden ihren eigentlichen Beruf als Vermittler und Akquisiteure.

*

Da auch die innere Verwaltung der Unternehmungen insofern Massenwirkung ist, als ähnliche Einzelvorgänge und Erscheinungen sich täglich und stündlich wiederholen, so ergibt sich, daß kleinste

Mißstände in der Leitung oder Organisation sich zu bedeutenden Wirkungen häufen müssen. Die Vorliebe oder Abneigung eines verantwortlichen Beamten für oder gegen einzelne Gebiete oder Gepflogenheiten, die Gleichgültigkeit oder Überempfindlichkeit des Organisationskörpers gegen Anforderungen des Marktes oder des Publikums, fehlerhafte Zeiteinteilung oder Duldung kleiner Vergeudungen: alle diese kleinen, aber organischen Mißstände können große Unternehmungen aus der Reihe der Mitbewerbenden entfernen, ja vernichten.

Aus der Kenntnis des Geschäftsgebietes, der Organisation und der leitenden Personen läßt sich die Zukunft eines Unternehmens mit großer Wahrscheinlichkeit vorhersagen.

1902. 1908

VOM WESEN INDUSTRIELLER KRISEN

Die Erfahrung zeigt, daß während der Dauer wirtschaftlicher Krankheiten, die wir Krisen nennen, der Absatz stockt, obwohl genügend viele Verbraucher der Waren bedürfen: sie können eben, weil sie beschäftigungslos sind, diese Waren nicht kaufen. Auch die Erzeugung stockt, obgleich sich viele Hände nach Arbeit ausstrecken. Das Geld ist verschwunden, obgleich der Besitz der Erde an Gütern nicht vermindert ist, und obgleich das Metall nach wie vor umläuft. Der Unternehmungsgeist schwindet, obgleich Kaufleute, Industrielle und Finanzleute nach Gelegenheit spähen, wirtschaftliche Aufgaben zu stellen und zu lösen. Es gibt keine Verkäufer, weil es keine Käufer gibt; es gibt keine Käufer, weil es keinen Verdienst gibt; und es gibt keinen Verdienst, weil nichts zu verkaufen ist. Es ist, als wäre der Blutumlauf des ökonomischen Körpers plötzlich gehemmt; und da man keine physische Ursache wahrnimmt, möchte man eine psychische Erkrankung vermuten. Tatsächlich ist die Krankheit zum Teil auch psychischer Art; aber sie stammt aus körperlichen Schäden.

*

Das Vermögen einer Nation erscheint in zweierlei Form: als Ware und als Anlage wird es sichtbar.

Waren sind beweglich, Anlagen sind unbeweglich. Dennoch wird von beiden verlangt, daß sie ihr Zugehörigkeitsverhältnis zu einem Besitzer jederzeit ändern können: über das natürliche Bewegungssystem der Güter, das sie von der Gewinnungsstelle zur Verarbeitung, von dort zum Verbrauch oder

zur Verwendung führt, lagert sich ein zweites Bewegungssystem, das des Eigentumsanspruchs, das unsichtbar in einem zweiten Reiche sich vollzieht, in welchem nicht die Dinge, sondern ihre Abbilder kreisen.

Wer einen Sack Mehl kauft, um zu backen, der nimmt eine Ware mit sich, die er sieht, greift und verwendet; wer ein Landgut kauft, ergreift Besitz durch Auflassung, Handanlegung, übernimmt das Besitztum und richtet sich ein. Hier fällt der Erwerb des sichtbaren, individuellen Dinges mit dem des unsichtbaren Machtanspruches zusammen. Die Güterbewegung ist differenziert.

Wer tausend Wagen Mehl zur Lieferung an einem bestimmten Tage kauft, das er nicht verbacken kann noch will, das er vielleicht nicht einmal einlagern könnte, sondern das er weiterzugeben oder aufzuteilen gedenkt; wer einen Pfandbrief kauft, der einen Grundwertanspruch darstellt, jedoch nicht auf eine bezeichnete Liegenschaft, sondern auf den gesamten Pfandbesitz einer Bank, der erwirbt einen unpersönlichen, undifferenzierten Besitz, einen Machtanspruch, der mit der natürlichen Bewegung des Gutes nicht zusammenfällt. Das Mehl, das er gekauft hat, lagert in Speichern, die er nicht kennt, bewegt sich auf Bahnen, von denen er nichts weiß, zu Verbrauchern, die er nicht bestimmt. Das verpfändete Grundstück wird bebaut, vermietet, ausgetauscht, ohne daß er es erfährt.

In der sichtbaren Ebene der realen Wirtschaft bewegen sich die Güter, in der unsichtbaren Ebene der Machtansprüche bewegen sich die Besitzrechte. Diese Doppelheit ist der Ausdruck unsrer Universalwirtschaft, die nur dadurch bestehen kann, daß

jeder einzelne seinen Besitz der Wirtschaft zur Verfügung stellt und daß die gemeinsame Wirtschaft im Verhältnis gedachter Ansprüche jedem die Güter zur Verfügung stellt, die er verlangt; daß der Produktionsprozeß seinen eigenen Gesetzen folgt, die unabhängig sind von der Verteilung der Ansprüche und Anrechte.

Nicht durch bewußte Einrichtung und Vereinbarung, sondern durch selbsttätige Umgestaltung des Wirtschaftslebens auf dem Wege der Substitution des Grundes sind in der zweiten Ebene, der des Besitzanspruchs, getreue Abbilder entstanden, die den Realien der ersten Ebene entsprechen. Ich nenne diese Abbilder Zirkulationsformen.

Die Zirkulationsform des undifferenzierten Besitzes, des Besitzes schlechthin, der seinen Anspruch noch nicht gewählt hat, ist das Bankguthaben, das Sparkassenbuch, der Scheck; Besitzformen, deren Gegenwert freilich im stillen Einverständnis des Eigentümers seitens der Bank zum Teil in differenziertere Formen geleitet wird, insoweit er in Wechseln, Anleihen oder Hypotheken Unterkunft findet.

Die Zirkulationsform des Staatsbesitzes und des freien Nationalvermögens ist die Staatsanleihe.

Die Zirkulationsform der undifferenzierten Ware ist der Wechsel, die der differenzierten Ware der Lieferschein und das Konnossement.

Die Zirkulationsform der Detailware und der persönlichen Dienstleistung ist das Bargeld und die Banknote. Hieraus ergibt sich im Vorübergehen die Sinnlosigkeit der Metalldeckung; eine Wechseldeckung genügt, sofern sie einen ausreichenden Betrag an Auslandswechseln einschließt, um die Valuta zu schützen. Das Gesetz der Umlaufsmittel ist nicht:

Goldschatz mal drei, sondern: nicht mehr und nicht weniger, als Detailwaren und Dienste in erfahrungsmäßigem Umlauf sind.

Die Zirkulationsform des Grundbesitzes ist der Pfandbrief; in differenzierter Art die Hypothek.

Die Zirkulationsform der gewerblichen Anlage ist die Obligation und Aktie. Bei der Ungleichartigkeit des gleichzeitigen Erträgnisses verschiedener Wirtschaftsgebiete hat sich eine gänzlich undifferenzierte Zirkulationsform des Gesamtgewerbes nicht herausgebildet. Bei verändertem Wirtschaftsaufbau ist sie denkbar.

Die wenig ausgebildete Zirkulationsform des Kleingewerbes ist der Genossenschafts- und Personalkredit.

Der Wert der Realgüter, die eine Zirkulationsform nicht gefunden haben, ist im nationalen Haushalt unbedeutend. Es sind vornehmlich die unbelasteten Restbeträge der Grundwerte und Privatgeschäfte, bezahlter und benutzter Hausrat, Kunstwerke und Sammlungen. Mit andern Worten: fast jeder Wert der nationalen Wirtschaft hat sein Abbild und seinen Gegenwert in irgendeiner Zirkulationsform, und umgekehrt ist jeder, der besitzt, gezwungen, seinen Besitz in eine dieser Zirkulationsformen zu kleiden, und somit, mag er wollen oder nicht, an der nationalen Wirtschaft mitzuwirken. Selbst wenn er Banknoten aufspeichert, hat er nichts andres getan, als der Reichsbank ein zinsloses Darlehen gegeben. Eine Entziehung von der Nationalwirtschaft findet nur dann statt, wenn Kapital mitsamt seinen Erträgen dem Auslande überlassen wird, oder wenn wirtschaftlich wertlose Stoffe — Juwelen und andre Luxusgüter — erzeugt oder vom

Ausland bezogen werden, oder wenn brauchbare Stoffe mit der Absicht der Einsperrung dem Verbrauch vorenthalten werden. Da das letztere in Friedenszeiten nachweislich in keinem irgendwie nennenswerten Umfange geschieht, fallen jene neueren Theorien dahin, die auf der Annahme eines Kapitalstreiks beruhen.

Wollte man bei wirtschaftlichen Betrachtungen sich daran gewöhnen, den Begriff der Zirkulationsformen anzuwenden und hiermit gewissermaßen eine doppelte Buchführung der Vorgänge zu schaffen — indem nämlich das Endergebnis aller Güterbewegung mit dem Ergebnis der Bewegung der Abbilder übereinstimmen muß — so würde manche Verwirrung beseitigt, die heute sich mit den Begriffen des Geldes und Kapitals verknüpft. So würde zum Beispiel eine Lehre nicht mehr ernst genommen werden können, die aus einer Umgestaltung einzelner Zirkulationsformen, etwa der Banknoten, eine Beschleunigung des realen Güterumlaufs erhofft, der in Wirklichkeit ausschließlich von technischen Gegebenheiten abhängt. Ebenso würde manche Spekulation über Geldentwertung und Geldüberwertung sich erledigen, wenn man sich klarmacht, daß ebensoviel an Umlaufsmitteln geschaffen werden darf und muß, als dem Noteninstitut an echten Warenwechseln zufließt.

Die Ware, soweit sie nicht vom Gebrauch verzehrt wird, strebt beständig nach Immobilisation. Alles Eisen, das heute dem Hochofen entströmt, wird morgen als Schiene, Brücke, Bedachung, Maschine oder Werkzeug wirtschaftlich erstarren. Das Getreide, das heute in der Scheune oder im Bauch des Schiffes ruht, wird morgen in Muskel-

kraft verwandelt, die sich wiederum in Ware oder in Anlage umsetzt.

Die Anlagen dienen dazu, als Wohnstätten, Heizungs-, Beleuchtungs-, Transportmittel, als Heilanstalten, Lehranstalten, Vergnügungsstätten, Kasernen, Waffen das Leben zu erhalten, zu fördern, zu beschleunigen und zu schützen; oder sie dienen dazu, als Fabriken, Bergwerke, Äcker von neuem Waren zu erzeugen. Wenn auch auf diese Weise ein Teil des Anlagevermögens wieder nach Mobilisation strebt (indem es nämlich Ware erzeugt), so vermehrt sich doch unaufhörlich der feste Rückstand unbeweglicher Werte und erreicht im Lauf der Jahrhunderte gewaltige Größen. Man wird daher guttun, beim Vergleich des Wohlstandes zweier Nationen nicht sowohl ihren Besitz an Waren in Rechnung zu ziehen als (abgesehen von ethischen Werten) ihr produktives Vermögen, mit andern Worten: die Umgestaltung ihres Erdinnern und ihres Erdäußeren.

Der Vorgang der Immobilisierung ist nicht umkehrbar. Zwar erzeugen neugebaute Fabriken wiederum Warengüter, jedoch in jährlich begrenztem Ausmaß; die Mauern, Dächer, Maschinen lassen sich mit einigermaßen erträglicher Ausbeute in Waren nicht zurückverwandeln.

Würden mit einem Schlage alle Güter der Erde, mit Ausnahme der in weiterem Sinne verzehrbaren, immobilisiert, so wäre in diesem Augenblick der Produktionsprozeß erstarrt, denn es fehlte ihm an Betriebsstoffen, Halbfabrikaten, Zwischenprodukten, Fertigwaren.

Da nun der Sinn der unverzehrbaren Ware die Immobilisierung ist, und da wiederum die restlose Immobilisierung den Wirtschaftsvorgang vernich-

tet, so muß es eine obere Grenze geben, bis zu der die jährliche Immobilisierung vorschreiten darf, während ihre Überschreitung kritisch ist.

Diese obere Grenze ist gegeben durch die nationale Ersparnis, soweit sie nicht ins Ausland wandert. Den genauen Gegenwert dieser heimbehaltenen Ersparnis erblicken wir am Ende des Jahres in zweierlei Form: in Anlagen und Verbesserungen einerseits, in vergrößerten Warenlägern andrerseits. Da die Aufspeicherung in Lägern und die Kapitalausfuhr sich nicht sprunghaft ändert, finden wir somit in Bauten, Anlagen und Meliorationen das sichtbare Maß der nationalen Ersparnis. Wer die Reichsgrenze überschritt, erblickte ohne die Eisenbahn zu verlassen in der verminderten Zahl der Neubauten, Bahnhofserweiterungen, Wegebauten, den auffälligen Gegensatz zur deutschen Sparkraft.

Immobilisiert eine Nation in einem Jahre mehr als sie erspart hat, so kommt sie in ähnliche Lage wie ein Landmann, der zuviel verbaut. Es fehlt ihr an Betriebsmaterialien; sie muß ihre ausländischen Besitztümer angreifen, um die fehlenden Waren zu erhalten, sie muß vom Auslande Waren leihen, sie muß ihren Immobilisationsprozeß, ja schließlich ihren Produktionsprozeß aus Mangel an eigenem Material verlangsamen.

Dies ist der Punkt der industriellen Krisis, wie er sich auf der Ebene der Realien ausdrückt. Auf der Ebene der Zirkulationsformen müssen wir die Abbildung des Vorganges erblicken.

Die Unumkehrbarkeit des Immobilisationsvorganges spiegelt sich folgendermaßen:

Beim Verbrauch von Waren zur Herstellung von Anlagen verschwinden Wechsel — durch Rückzahlung

—und es entstehen Aktien, Obligationen und Hypotheken, im schlimmsten Fall auch Finanzwechsel. Diese Werte sind nicht rückverwandelbar.

Der Sättigungsvorgang spiegelt sich so: Käufer von Aktien, Obligationen und Hypotheken ist der Sparer. Die Tatsache, daß das Land nicht mehr verbauen kann als es erspart, drückt sich dadurch aus, daß der Kapitalist nicht mehr von diesen Zirkulationsformen aufnehmen kann, als sein Vermögenszuwachs beträgt. Sein Betriebskapital kann und darf er nicht in Anlagewerte verwandeln. Geschieht es dennoch, so müssen zunächst die Banken standhalten; ihre Behälter, die für flüssige Mittel bestimmt sind — Wechsel, Kasse und tägliche Guthaben — füllen sich mit Aktien, Obligationen, Grundwerten und gelegentlich Finanzwechseln; der Stand der Banken versteift sich.

Selbsttätig wirkt der steigende Bankdiskont der Entstehung von Wechseln entgegen, zieht vielleicht zunächst auch einiges ausländische Kapital herbei; dann aber fehlt es dem Gewerbtreibenden an Betriebsmitteln, er muß seine Tätigkeit einschränken und gleichzeitig hohe Zinsen zahlen. Seine Erträgnisse verschlechtern sich, der Wert der Aktien sinkt, das Überangebot an Werten tritt hinzu; nun ist auch der Entstehung neuer immobiler Zirkulationsformen Halt geboten: das Gründen und Erweitern hört auf und somit das Bauen.

Hier betreten wir wieder die Ebene der Realien. Der Produktionsprozeß ist verlangsamt, das Bauen und Immobilisieren hat aufgehört; ja selbst der Verbrauch hat sich durch die Ungunst der Zeitläufte vermindert. Die verkleinerte Produktion kommt nun der Erzeugung beweglicher Waren zu-

güte, zunächst solcher, die zur Rückerstattung der geliehenen Auslandsgüter dienen. Die Volksersparnis wächst wiederum an, sie dient zunächst zur Beschaffung von Betriebsstoffen und zur Anfachung des Produktionsprozesses, die Wirtschaft kommt in Gang.

In der Ebene der Zirkulationsformen haben die Auslandsforderungen sich vermindert; die Kapitalisten beginnen, bei gesteigerten Erträgnissen und gesunkenen Kursen die Banken von ihren Anlagewerten zu entlasten; diese werden aufnahmefähig für Wechsel, der Diskont sinkt, Geld, wie man sagt, wird angeboten; der Wert der Anlagen vermehrt sich dreifach: durch steigenden Ertrag, durch höhere Kapitalisierung und durch wachsende Nachfrage; es werden wiederum neue Anlagewerte geschaffen — und abermals ist die Spiegelwirkung auf der Ebene der Realien das verstärkte Bauen.

Hiermit sind die Bedingungen für die wirtschaftliche Hochkonjunktur gegeben, die wiederum anhält, über das Ziel schießt, indem sie mehr verbaut, als das Land erspart hat, und somit den Kreisprozeß erneuert.

Die Kenntnis dieser Zusammenhänge führt ohne weiteres zu Beobachtungsformen, die jede beginnende Krisis voraussehen lassen und zur Milderung, ja zur Vermeidung überleiten, sobald das allgemeine Bewußtsein dämpfend in den Gang eingreift. Das sicherste Vorzeichen der Krisis ist das Steigen des Zinsfußes im Verfolg einer Hochkonjunktur.

Kurz zusammengefaßt: die Umwandlung des Warenvermögens in Anlagevermögen schreitet fort, bis ein gewisser Sättigungspunkt überschritten ist; ein rückwärtiger Austausch von Anlage gegen Ware

ist unmöglich; die weitere Immobilisation der Ware ist gehemmt und somit ein Teil der Produktion seiner Verwendung beraubt.

Wo der Sättigungspunkt liegt, läßt sich leicht ermessen.

Ein Land von ergiebiger Erdkruste ist in der Warenerzeugung und im Warenumlauf fast nur gebunden an die Leistungsfähigkeit und Arbeitskraft des einzelnen, der um so mehr verbrauchen kann, je mehr er zutage fördert und verarbeitet. Der Güterumlauf läßt sich daher theoretisch ins Ungemessene steigern. Investieren jedoch kann ein Land nur so viel, wie es erspart. Das heißt: die Differenz zwischen Erzeugung und Verbrauch. Investiert es mehr; so geschieht das auf Kredit des Auslandes: also ist auch dieser Sättigungspunkt insofern ein psychologischer, als es von der Meinung des Kreditgebers wie des Kreditnehmers abhängt, wie weit es ihnen wünschenswert erscheint, ein Abhängigkeitsverhältnis, das in der Natur des Produktionsprozesses nicht liegt, zu gewähren oder zu erdulden.

Ist nun der Sättigungspunkt erreicht, die Krisis eingetreten, so ist alsbald der Kreis der Lähmungen geschlossen. Die verringerte Produktion verschlechtert die Einträge der Anlagen und vermindert ihren Kapitalswert, die Bevölkerung sieht ihren Gesamtbesitz, durch Kapitalsverlust, Rentenverlust und Arbeitslosigkeit, dreifach geschmälert und verliert ihre Kaufkraft: und dieser Ausfall wirkt abermals zurück auf das ohnehin geschwächte Erzeugungsvermögen.

Therapie und Diätetik der Krisen sind bekannt: Hunger und Laxative. Nach einer gewissen Zeit

haben sich wieder Kapitalien angesammelt, die Verwendung suchen, neue Investitionen fordern und den Prozeß der Warenimmobilisierung erneuern; gleichzeitig hat die Technik unter dem Kesseldruck der Not störrische Verfahren geläutert, unbeachtete Rückstände verkocht und die leichter flüssige Ware in neue Kanäle gepreßt. Die Stirn des Rentners hat sich geglättet, neue Unternehmer haben die abgespielten von der Bühne vertrieben und modernere Stücke und Namen angeheftet; und vor allem hat die Menschheit einige drängende Bedürfnisse entdeckt, die nach dem Paradies materieller Glückseligkeit weisen.

So sind alle Vorbereitungen für die Wiederholung des Kreislaufes getroffen.

1907

VIER NATIONEN

Drei Begriffe bestimmen die wirtschaftliche Bedeutung eines Landes: Physik, Historie und Psychologie.

Der physische Begriff umfaßt Luft und Boden, geologische Bildung, geographische Lage und Gestalt, inneren und äußeren Verkehr, Bevölkerungszahl.

Der historische Begriff bedeutet die Ansammlungen vergangener Zeitläufte: an Kapital, an Verkehrseinrichtungen, an gemeinnützigen Anlagen und geistiger Überlieferung.

Der ethische Begriff ergibt sich aus der Veranlagung und den sittlichen Werten der Bevölkerung.

Alle drei Begriffe sind veränderlich. Der erste wird vornehmlich durch Politik und Technik beeinflußt oder umgewertet, der zweite durch zeitliche Entwicklung, der dritte durch Rassengestaltung und Kultur. Außerdem ist jeder von den beiden übrigen abhängig.

Die beiden ersten Begriffe sind statistischen und wissenschaftlichen Vergleichen nicht unzugänglich, der dritte bleibt subjektiver Bewertung unterworfen. Für die Beurteilung der wirtschaftlichen Weltbilanz bedeutet er viel; deshalb sollte der Versuch einer vergleichenden psychologischen Wertung der hauptsächlichen werbenden Nationen von Zeit zu Zeit gewagt werden.

ENGLAND

Wenn mehrere Jahrhunderte guter Einkochung eine gewisse Gleichförmigkeit oder gar Reinheit der Rassen bewirken können, so ist England eine der bevorzugten Nationen der Welt. Die Gleichförmig-

keit wird sichtbar nicht nur in der übereinstimmenden Schönheit und Tüchtigkeit der Körper, sondern auch in einem seltenen Gleichklang der Interessen und in dem, was aus beidem folgt.

Durch Lage und Geschichte sind die Briten Händler und Verwalter; Händler als Inselbewohner, Verwalter als Inhaber einer Weltherrschaft. Hierin erscheinen sie als die Erben der Römer, als die überlebenden Rivalen der Venezianer und Holländer.

Aus der Gleichförmigkeit der Rasse und der Interessen entsteht eine seltene Einheitlichkeit der Politik. Man kann sagen, daß die beiden gegensätzlichen Parteien sich kaum erheblicher unterscheiden als zwei liberale Schattierungen unsres Reichstages, etwa Nationalliberale und Freisinnige. Die wechselnde Regierung der beiden Parteien, die auf diese Weise patriotische Verantwortung teilen, verleiht der englischen Politik die Stetigkeit eines Mittelwertes.

Eine weitere Folge ist die Gleichartigkeit des Geschmackes und der Sitten, die durch ungestörte Überlieferung sich steigert. In den gleichförmigen Straßen Londons birgt jede Fassade das gleiche Heim, und man möchte meinen, daß an einem bestimmten Tage zur selben Stunde neun Zehntel aller Engländer dasselbe erleben und verrichten.

Endlich ergibt sich eine Übereinstimmung des Urteils, der Zuneigung und Abneigung, die nach außen sich als eine der stärksten öffentlichen Meinungen darstellt, stärker vielleicht und zugleich verständiger als die französische, und die nach innen eine Kräftigung der Überzeugung des einzelnen hervorruft, die durch den germanischen Optimismus des Volkes zu selbstbewußtester Sicherheit anwächst.

Vielleicht gibt es kein Land der Erde, in dem aus freiem Bewußtsein so viel gebilligt und so wenig gemäkelt wird; tritt zeitweilig ein witziger Mann kritisch und mit Sonderlingsansprüchen dem englischen Geist entgegen, so erweist er sich meist als fremdartiger, enterbter Kelte.

Das politische Imperium Englands bekunden die Atlanten; das wirtschaftliche erkennt jeder, der in den Straßen der City die Messingschilder der Haustüren betrachtet. Was in fernfremden Ländern an Finanz- und Verkehrsunternehmungen, an Betrieben und Industrien geschaffen wurde, ist zum großen Teil England zinsbar. Dies politisch-wirtschaftliche Doppelreich hat der Heimatinsel im Lauf der letzten Menschenalter große Reichtümer geschenkt und einen beispiellos umfassenden und wohlhabenden Mittelstand geschaffen.

Wohlhabenheit, verbunden mit der Kraft des Stammes, führte zu einem Gleichgewicht des Wollens und Könnens, das uns nur aus fernen Zeiten bekannt ist. Durch Übung und Landleben ist der Leib gekräftigt, durch mäßige Arbeit der Geist angeregt. Durch Überwissen nicht beengt, bewegt sich die Phantasie in den ruhigen Bahnen einer Denkart, die sie common sense nennen; Angst, Sorgen, verwickelte Gedanken und Eifer lehnen sie ab und lassen nur, wo es nötig wird, eine gewisse Eile und Raschheit der Entschließung zu. Vielseitigkeit wird ebensowenig geübt wie äußerste Vereinzelung; jeder wählt seinen Lebens- und Interessenkreis, seinen Verkehr und seine Strebung nicht zu eng und nicht zu weit, füllt dieses sein Gebiet aus, läßt die umliegenden gelten und strebt weder nach dem Absoluten noch nach dem Origi-

nalen. Selten findet man sie in Experimenten oder schiefen Lagen; einfach deshalb, weil keiner sich freiwillig auf ein zweifelhaftes Gebiet begibt. Selbst das Verbrechen ist eher Beruf und Sport als angstvolle oder leidenschaftliche Zwangestat. Als ein Mittelding von Sport und gewerblicher Belustigung gilt ihnen Kunst, die mit allen zulässigen Mitteln, aber ohne Innerlichkeit und Leidenschaft mehr verrichtet als geweiht wird. Ähnlich der Gottesdienst. Kirchenbesuch ist eine gesellschaftliche Pflicht; es ziemt sich, bei seinem Könige und bei seinem Gott vorgestellt zu sein und zu verkehren.

Diese innere und äußere Verfassung erzeugt eminente Politiker, Gubernatoren und Berufsleute. Auch Geschäftsmänner; aber mit der Einschränkung, daß sie nur in klaren und reichlichen Verhältnissen, bei guten Preisen und mildem Wettbewerb fortkommen.

Hier liegt die Begrenzung englischer Erwerbsfähigkeit. Der Verkehr hat die Produzenten der Welt sehr nahgerückt; das Zeitmaß des technischen Fortschrittes, der Bemühung, der Ersparnis und der Ausdehnung wird von den Vorgeschrittensten bestimmt; wer sich besinnt oder rastet, wird überrannt.

Dem technischen Fortschritt steht entgegen der Wunsch, eine frohe, begüterte und sportfreudige Jugend mit lexikographischer Kenntnis nicht zu überlasten; steht ferner entgegen die Abneigung gegen experimentelle und nicht nachweisbar gewinnbringende Anlagen.

Das Arbeitsmaß des einzelnen ist begrenzt durch die Gewohnheit eines erholungsreichen Lebens;

die Neigung, über Ersparnisse nachzusinnen, liegt nicht im Wesen eines Gentleman. Starke Konzentration und Ausdehnung der Unternehmungen wird nicht angestrebt, wo sie sich nicht durch die Verhältnisse aufdrängt; das Herkommen erfordert, das Bestehende zu erhalten und in Ruhe zu entwickeln.

England beginnt zu empfinden, daß es der amerikanisch-deutschen Strömung des Erwerbslebens nicht mehr dasselbe Kraftmaß entgegenträgt, das den größten Teil des neunzehnten Jahrhunderts hindurch vorhielt. Verschiedene Neuerungen werden besprochen, aber keine kann die Eigenschaften der Nation, die nur an den Schwächen ihrer Vorzüge leidet, umgestalten. Und vielleicht ist sie dieser Umgestaltung auf unbestimmte Zeit enthoben: so lange nämlich ihre Aufgabe mehr auf der Seite des Erhaltens als auf des Erwerbens liegt.

FRANKREICH

Dieses Land, so erklärte einer seiner Gelehrten, wurde ehemals von blonden Franken beherrscht, während es jetzt dunklen gallolatinischen Südrassen gehört. Die Verehrung des Herkommens und der Gesinnung wurde durch die Revolution vernichtet; seitdem herrschen die bürgerlichen und plebejischen Talente: Advokaten, Journalisten und Unternehmer. Das Land versüdlicht sich, seine Ideale nehmen den Weg vom Glück zum Genuß, von der Ehrfurcht zum Beifall, von der Erkenntnis zur Sensation, vom Geist zum Witz. Große Tugenden sind noch immer vorhanden: Tapferkeit, Ehrliebe, Ritterlichkeit; aber sie wollen sich nur noch vor Zuschauern sehen lassen.

In diesem Lande entscheidet die allgemeine Meinung, also der Schein. Und da wenig der Sache wegen, viel des Zweckes wegen geschieht, so ist der Schein höchster Zweck. Schon die Menschen Corneilles sprachen beständig von „ma gloire“, „ma renommée“; und in der heutigen Literatur bildet neben der Liebe die Geltung fast die einzige Triebkraft.

Frankreich konnte im öffentlichen und wirtschaftlichen Leben dem modernen Aufbau sich nicht entziehen, der auf Organisation, somit auf Hierarchie und Beamtentum beruht. Aber der Franzose ist Beamter wider Willen; er mag nicht für ein andres einstehen und wirken, sondern nur für sich selbst. Weder Lehre noch Arbeit beglückt ihn an sich, sie sind ihm Mittel zum Zweck. Deshalb lernt er am liebsten Formelhaftes, also Prüfbares, und arbeitet am liebsten in sich Geschlossenes, das sich darbieten läßt. Die unbenannte Tagesarbeit des Angestellten wird gern verkürzt; sie beginnt mit der Erinnerung an den vergangenen Abend und verläuft in Erwartung des kommenden. Fährt man in Frankreich über eine der altmodisch konstruierten Eisenbahnbrücken, so erstaunt man, daß wirklich ein französischer Zivilingenieur sich die langweilige Arbeit gemacht hat, Spannungen und Querschnitte durchzurechnen; und geht man der Sache nach, so erfährt man denn oft genug, daß es ein Schweizer war.

Da nun Bedürfnisse und Aufwand diese Menschen sehr beschäftigen, so wird die Laufbahn eine bedeutende Frage, an der auch die Frauen teilnehmen. Und so prüft sich jeder beständig, ob er nicht eigentlich größerer Beachtung, höherer Bezahlung und

beträchtlicheren Einflusses würdig wäre, findet sich vielfach zurückgesetzt, gibt der Intrige schuld und sucht Abhilfe durch Protektion.

Wo die öffentliche Meinung herrscht und der Wunsch, zur Geltung zu kommen, da wird geredet. Selbst in Sitzungen nachdenklicher Geschäftsleute, die nicht erwarten, einander über ihre Interessen belehren zu können, liebt man das eigene Wort; und bei inneren Beratungen rollen die Tiraden „la grandeur de la nation“ und „le développement de l'industrie“. Wo aber viel geredet wird, da bekommt man wenig Auskunft. „On réfléchira sérieusement“; „études approfondies“; „examiner de très près“: Das sind die Antworten von Leuten, die sich nicht entschließen können. Manchmal gelingt es dann dem Fragenden, einen unscheinbaren Mann zu finden, der abseits in der Verwaltung sitzt und bescheiden, in schlechtem Französisch (denn er ist aus dem Elsaß oder aus Frankfurt am Main), einen klaren Bescheid gibt: Ja oder Nein.

Nüchtern und geschäftig ist der kleinere Gewerbetreibende. Auch ihm ist das Geschäft nur Mittel; es soll dem Vierzigjährigen die Rente schaffen, mit der er behaglich lebt, seinen Sohn zum Beruf, seine Tochter in garnierter Jungfräulichkeit zur Heirat präpariert. Aber bis zur Ruhezeit leiht er dem Geschäft seine ganze Kraft, ein überlebender mittelalterlicher Handwerker und Gewerbler, dem die hundertjährige Überlieferung und Lehre nicht durch Heimatkriege zerrissen wurde. Freilich ist er im Zeitenlauf gealtert; seine Arbeitskraft reicht für ein ganzes Menschenleben nicht mehr aus, und seine karge Nachkommenschaft kann die Bevölkerung des Landes nicht vermehren.

In den Händen dieses Bourgeois liegt die Verwaltung des großen französischen Nationalvermögens, das, gleichaltrig mit dem Stande des Besitzers, in fast ungestörtem Zuwachs gewuchert hat. In fruchtbarem Kulturland und Weinbergen, in Bauten, Kanälen, Bahnen und Kolonialwerken liegt es erstarrt, in Metallen, Rentenansprüchen und Verschreibungen ruht es flüssig in den Banken. Aber der Eigentümer, gewinnsüchtig als Geschäftsmann, geizig als Rentner, wagt nicht, sein flüssiges Vermögen zu beleben; er begnügt sich lieber mit kleinsten Erträgen, als daß er Unternehmungen fördert, die Reichtümer versprechen. Nicht mit Unrecht; denn so oft der französische Sparer durch landesüblich pomphafte Versprechungen sich bewegen ließ, den Beutel zu öffnen, wurde er schmählich betrogen und verlor, was er hatte. Und so redet unter der Decke der nationalen Phrase die Handlung ein aufrichtiges Zeugnis des unausgesprochenen Bewußtseins: Mißtrauen dem Finanzmann, Mißtrauen dem Unternehmer, Mißtrauen dem Beamten. Robert Macaire geht um.

Frankreichs wirtschaftliche Bedeutung liegt in seinem liquiden, aber trägen Reichtum und wird so lange bestehen, als ihn das tätigere Kapital der übrigen Wirtschaftsländer nicht ebenso überflügelt, wie die persönlichen Vermögen der französischen Reichen von den Dollarmächten überflügelt worden sind. Die Bedeutung der französischen Industrie und Unternehmung, die noch zur Zeit von Eugeniens großer Weltausstellung den ersten Platz des Kontinentes behauptete, erlahmt aus Mangel an Menschen und an Vertrauen. Frankreich spielt in der Weltwirtschaft die Rolle des verdrossenen,

vorurteilsvollen Rentners, der in der Fremde sich nicht zurecht findet, in der Heimat sich nicht wohlfühlt. Und wenn er durch das Fenster seiner Grenzen den Völkerkessel Deutschlands erblickt, der unter einem Druck von sechzig Millionen Menschen zittert, so fragt er sich sorgenvoll, ob das westliche Vakuum noch genügend geschützt sei.

VEREINIGTE STAATEN

Wer zum erstenmal mit Amerikanern sich unterhält, bekommt leicht den Eindruck von außergewöhnlichen Menschen. Eine klare Sachlichkeit tritt ihm entgegen, ein abgewogenes und doch kühnes Urteil, ein selbstverständliches Bewußtsein der eigenen Meinung und Person und eine überraschende Sicherheit und Objektivität in dem, was sie wollen. Die Gedanken tragen ein lebhaft bildliches Kleid, denn die Sprache ist in schöpferischer Bewegung; die Ausdrucksweise liebt eine gewisse Souveränität, mit der sie das Ungewöhnliche in faßliche Grenzen verweist und hochfahrende Meinungen durch praktische Vorschläge verkörpert und bekräftigt. Auch bei Frauen, selbst bei Kindern findet man den freigearteten Ton sicherer Entschiedenheit, der alle Phrase und Unklarheit, Ängstlichkeit und Zurückhaltung, Sentimentalität und Kritiklust abweist.

Gewöhnt man sich an amerikanisches Wesen, so erkennt man die Einförmigkeit dieser schönen Eigenheiten. Denn auch die Einförmigkeit des Landes ist groß; man sagt, weil die rassebildende Kraft der Luft und des Bodens mit ungeschichtlicher Geschwindigkeit die zuwandernden Völkerbrocken zur

Einheit verschmilzt. Diese Einheit ist nicht in gleichem Maße wie die englische eine Übereinstimmung der Interessen und Gewohnheiten, wohl aber des Körperlichen und des Intellektes, der Ideen und der Sprache. So haben es die Amerikaner leicht: in jedem von ihnen denkt und spricht der universale Geist des Landes, und dem Fremden erscheint der Mangel an Individualität als Stärke des einzelnen. Er ist es, sofern die Betrachtung die Gesamtheit einer Bevölkerung, nicht das Individuum als Einheit sich wählt.

Tritt man diesem Geist näher, so erkennt man: er ist natürlich und gesund, aber seelenlos. In diesem Lande gibt es kein großes Glück und keinen großen Schmerz, wenig Leidenschaft, keine Sehnsucht, keine Phantasie und keine Transzendenz. In diesen Menschen ist etwas Knabenhaftes. Ohne starke Sinnenfreude ist all ihr Denken auf das Materielle gerichtet; die Tatsache beherrscht das Land, und ihre Übertreibung, die Sensation. Rein materiellen Menschen erscheint dies Denken und Tun phantastisch. Das ist es nur in der handgreiflichsten Richtung, im Dienst der Dimension. Menge und Größe ist den Amerikanern das Wichtigste, wie bei uns den Kindern; der Superlativ ist ihr Inbegriff. „The biggest boat in the world“, „the highest tree“, „the quickest train“, „the most expensive picture“: Das sind ihnen Dinge, die keiner Erläuterung bedürfen. Fast alle ihre Schriftsteller verehren materielle Zahlen und Maße, und selbst die Religion nähert sich den materiellen Formen des Geschäfts- oder Sanitätsbetriebes.

So ist der Verstand der Yankees klar und folgerecht, aber banal. So wenig wie Individualität des Wesens,

kennen sie Persönlichkeit der Denkform. Auch ihre größten und kühnsten Unternehmungen und Transaktionen, wie die meisten ihrer Erfindungen und Konstruktionen, beruhen auf herkömmlichen Rezepten. Allen Schwierigkeiten gehen sie aus dem Weg; kommt eine Fabrik technisch in Rückstand, so läßt man sie zugrunde gehen, arbeitet sie eine Weile mit Schaden, so setzt man sie außer Betrieb. Auch Zusammenhänge, Kenntnisse und Naturgesetze, wenn sie dem Geist zu verwickelt werden, läßt man beiseite. Deshalb, und weil die demütige Tätigkeit des Lernens den Amerikanern nicht zusagt, ist der Bildungsstand, mit wenigen Ausnahmen, gering.

Seltsam kontrastierend mit der Verehrung des Dinglichen und Tatsächlichen, nicht auf Unwahrhaftigkeit, sondern auf Größenfreude beruhend, ist eine Neigung zum Übertreiben. Wer, aus der positiven Mitteilungsweise folgernd, alle Angaben der Amerikaner ernst nimmt, gerät leicht in Irrtum.

Man hat Amerika das Land der unbegrenzten Möglichkeiten genannt; eine Bezeichnung, die zutrifft, wenn man den Erdteil mit Blicken betrachtet, die auf das Handgreifliche gerichtet sind. In Wahrheit ist in diesem Land, solange die Rasse sich gleichbleibt, alles Wichtige unmöglich: unmöglich ist eine amerikanische Kultur, unmöglich eine amerikanische Geistesführung, unmöglich eine amerikanische Philosophie, Wissenschaft, Kunst oder Religion, unmöglich selbst eine amerikanische Geschichte. Möglich ist lediglich Erwerb, Technik und Politik; diese drei in großen, selbst größten Abmessungen, aber ohne Individualität des Gedankens.

Die großen Erfolge Amerikas auf dem Gebiet des

Erwerbes beruhen weder auf der Stärke der Bildung noch des Fleißes noch der Zucht. Dennoch sind sie zum größten Teil Verkörperungen ideeller Werte von hoher Bedeutung. Jeder Amerikaner ist ein geborener Unternehmer. Er fürchtet Verantwortung nicht, sondern sucht sie auf; er strebt nicht nach Universalität, sondern nach Spezialisierung; er ruht nicht, bis er ein für ihn geeignetes Projekt gefunden hat, hängt ihm an mit Konsequenz, Rücksichtslosigkeit, fast mit Leidenschaft; er handelt entschlossen, kühn, kraftvoll und optimistisch. Unternehmer ist er als Stiefelputzer und als Arbeiter, als Kellner, Pastor, Arzt oder Künstler. Er dient nie und will sein eigenes Schicksal führen. Bricht er nieder, so ist er weder erstaunt noch entmutigt: er beginnt von neuem. Auch fürchtet er weder Niederbruch noch Ruin; und dieser Mut (der freilich tausende Existenzen vernichtet), trägt Früchte, die kein zweites Land kennt. Spezialkonstruktionen wie die Setzmaschine, die registrierende Kasse, die Schreibmaschine, die ein Menschenleben zur Ausarbeitung erforderten, konnten nur in einem Lande gelingen, wo Menschen jahrzehntelang ihr Alles auf eine Karte setzen. Dieser Mut, dem es denn auch oft gelingt, gleichgesinnte Teilnehmer zu erwärmen, schafft, gleichsam auf dem Wege des Experimentes, große Unternehmungen und Ordnungen, die, wenn sie mißlingen, keine Verzweifelten hinterlassen, wenn sie glücken, das Wirtschaftsleben gewaltig fördern. Man kann sagen, daß in den Vereinigten Staaten jeder wirtschaftliche Gedanke Anhänger, und jede Vereinigung Kapital findet.

Und das Land rechtfertigt diese Zuversichtlichkeit. Auf abgesondertem Erdteil, gegen feindliche

Rivalität geschützt, birgt es in seinen Flanken jede Materie und Kraft, deren der Haushalt der heutigen Welt bedarf. Und diese Schätze, unter gemäßigtem Himmelsstrich, in unerschöpflicher Fülle angestaut, sind leicht zu heben, fließen auf natürlichen und künstlichen Straßen ohne Reibungsverlust in die Riesenstädte, die Behälter, wo man sie sammelt, zubereitet und verwandelt, und erreichen den Weltmarkt so mühelos und wohlfeil, daß Sorglosigkeit, Verschwendung und Zwischengewinn sie nicht hindern können, die Waren andrer Länder zurückzudrängen. Daher ist Amerika das Land der großen Spielräume und der Wirtschaft aus dem Vollen; der Sparsamkeit bedarf es bei so reichen Quellen nicht, und von dem, was Amerika vergeudet, könnte Deutschland leben.

Deshalb erträgt Amerika viel höhere Löhne, Gehälter und Gewinne als die alten Länder, und während die erhöhte Lebensführung einen intelligenten und gutgelaunten Mittelstand schafft, wird das Land, das nicht die Not des Sparens kennt, der größte Verbraucher der Erde. Hierdurch aber bessern sich abermals die Bedingungen der Produktion; denn Amerika kann seine Erzeugungsmethoden aufs äußerste spezialisieren und durch Massenherstellung verbilligen, während die übrigen Länder ihre Werkstätten mit verschiedenartigen, oft widersprechenden Fabrikaten füllen müssen, um den notwendigen Umsatz zu erreichen.

Die Spezialisierung der Produktion gestattet die höchste Ausnutzung der menschlichen Arbeitskraft; sie gestattet aber auch die umfangreichsten Einrichtungen zur Arbeitersparnis. Und hierin sind die Amerikaner unermüdlich; der hochbezahlte

und zum Gentleman entwickelte Arbeiter verrichtet nicht stumm und stumpf sein mechanisches Tagewerk, sondern sinnt nach, die ihm anvertraute Maschine zu verbessern, und erreicht es oft, seinen eigenen Handlangerdienst als Erfinder überflüssig zu machen.

So schließt sich der Kreis der Wechselwirkung zwischen den Kräften des Landes und den Eigenschaften seiner Bewohner: der Reichtum des Bodens und der Tiefe, die Mühelosigkeit seiner Gewinnung richtet den Geist der Menschen auf materielles Schaffen und rechtfertigt jedes kühne und verständige Unternehmen. Kühnheit und Optimismus der Menschen schafft täglich neue Gewinnquellen, und der Gewinn wird durch keine innere Reibung, Enge der Bedingungen und erzwungene Sparsamkeit beeinträchtigt. Diese Freiheit gestattet günstige Lebensbedingungen und fördert durch diese die Intelligenz; sie macht zugleich das Land aufnahmefähig und befruchtet damit die Gütererzeugung aufs neue.

Daß in diesem selbsterregend sich steigernden Kreislauf nicht menschliche, sondern physische Gegebenheiten die ursprüngliche Triebkraft bedeuten, bestätigt sich, wenn man betrachtet, wie alle Volksgattungen in Amerika zur erfolgreichen Tätigkeit sich entwickeln, während die Amerikaner außerhalb ihres Landes, in den engeren Verhältnissen Europas, nichts mit sich anzufangen wissen. In ihrem Lande selbst sind sie ausersehen, die reichsten und mächtigsten Unternehmer der Welt zu werden. Hätten sie nicht die Gewohnheit, alle paar Jahre einmal durch mutwillige Krisen ihr Gebäude gleich Kindern zu zertrümmern, so wäre das, was

man die amerikanische Gefahr nennt, schon jetzt, nach kaum einem Menschenalter amerikanischen Aufstiegs, den alten Völkern empfindlich fühlbar. Die amerikanische Vorherrschaft der Wirtschaft, besiegelt durch den weltgeschichtlichen Akt der Gesetzgebung Mac Kinleys, besteht, und kann nur von Unkundigen bezweifelt werden. Wie weit sie für die europäischen Nationen eine Gefahr bedeuten wird, hängt davon ab, ob diese Nationen gegezwungen sein werden, für alle Zeit die wirtschaftliche Entwicklung als Maß der Volkskräfte gelten zu lassen.

DEUTSCHLAND

Die Grenzen zu lang und ohne natürlichen Schutz, von rivalisierenden Völkern umgeben und eingebuchtet, ein kurzer Strand, die Bodenschätze im Norden mäßig, im Süden null, die Scholle von mittlerer Fruchtbarkeit, die wirtschaftliche Entwicklung alle hundert Jahre durch Kriege und Einbrüche zertreten: so bildet Deutschland den rechten Gegensatz zu Amerikas glücklicher Grundlage. Nicht diesen Voraussetzungen verdanken wir es, daß Deutschland heute um den zweiten Preis der Weltwirtschaft ringen darf, sondern dem Geist: ethischen Werten.

Das Erbteil der germanischen Stämme ist Individualität, Idealismus, Transzendenz, Treue und Mut. Die slawische Mischung brachte Gehorsam, Zucht und Geduld. Der jüdische Einschlag gab eine Färbung von Skeptizismus, Geschäftigkeit und Unternehmungslust.

Der Deutsche lernt um der Erkenntnis willen. Bis in die Tiefen des Volkes hinein herrscht der

Drang, zu lernen, zu lesen, sich zu bilden. Die deutschen Schulen, trotz großen Unvollkommenheiten, die Hochschulen und Universitäten in vollkommenerer Wirksamkeit, entlassen ihre Zöglinge mit einer Wissensmenge, die fast zu schwer für junge Schultern ist; so daß man sich fragen mag, ob nicht in den Räumen des Gehirns die Bibliothek den Fechtsaal einengt und Urteil und Entschließung verkümmert. Der Hang zum Individualismus aber fügt es, daß jeder Gelehrte sich auch als Forscher verantwortlich fühlt und ein Gebiet seiner Wahl, ob groß oder klein, mit Treue bearbeitet und verwaltet. Hierauf beruht die deutsche Wissenschaft und Technik, die nicht wie ein fremder Geist über dem Volke schwebt, sondern kräftig seine Lebensfunktionen durchdringt. Kaum der kleinste industrielle Betrieb arbeitet ohne einen wissenschaftlich geschulten Techniker. Fast möchte man sagen: Wo ein Schwungrad sich dreht und eine Retorte kocht, da steht ein Ingenieur oder Chemiker daneben; und seltsam, wenn dieser Mann in seinen Mußestunden nicht über das Problem seines Tagewerkes sich Gedanken macht.

Der Deutsche arbeitet um der Sache willen. Einerlei, ob es seine oder die Sache eines andern ist: hat er sich ihr vermählt, so dient er ihr; nicht des Lohnes und der Anerkennung wegen, sondern aus Hingebung und Liebe. Gewissenhaft und bescheiden fügt er sich gern der Organisation und Disziplin. Er will befehlend gehorchen. Hierauf beruht unser Beamtenstand.

Wissenschaft als Technik und Beamtentum als Organisation haben unser neueres Wirtschaftsleben geschaffen. Es gibt heute kein Land, das so wissen-

schaftlich, so straff organisiert, so forschungslustig und so sparsam seine Produktion betreibt wie Deutschland. Bewundernswert ist diese Sparsamkeit; ohne sie könnten die kargen Rohstoffe des Landes die Herde der Industrie nicht erwärmen. Außer Asche und Rauch gehen wenige Produkte in Deutschland verloren, und es ist vielleicht hart, aber nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, daß wir von Rückständen leben.

Da, wo ein kühnes und gesundes Unternehmertum die Führung übernahm, sind aus den Elementen Technik und Organisation Erwerbsgemeinschaften erwachsen, die fast über das Maß unsrer wirtschaftlichen Berechtigung hinausragen. Denn unser Wohlstand, obgleich in zwei Jahrzehnten verdoppelt, ist jung und nicht also gefestigt, daß wir, wie England zuvor, als Unternehmer für die Welt uns auftun dürfen. So ist denn Deutschland im Aufschwung seiner Kohlen- und Eisenindustrie, seines Maschinenbaues, seiner Schiffahrt, Chemie und Elektrizität bis an die Grenzen seiner Mittel vorgedrungen und befindet sich heute in der unbequemen Lage eines Landwirtes, der in sein gedeihendes Gut für Besserungen mehr als den Ertrag seines Jahres hineingesteckt hat.

Daß ein Unternehmertum in Deutschland sich gebildet hat, zumal ein so mächtiges, wie unsre finanziellen und industriellen Gebilde es aufweisen, ist seltsam genug. Zum Teil hat Wettbewerb und Vorbild des Auslandes beigetragen, zum Teil der mit dem Wohlstand steigende Wagemut. Daneben ist ein fremder Einfluß zu spüren, der der Genügsamkeit und Zurückhaltung des Deutschen wenig zusagt: der Einfluß des Judentums. Diese

Auswirkung eines an sich vielleicht einseitigen und übermäßigen Geschäftsdranges hält einer Schwäche unsres Volkscharakters, die vielleicht aus Zeiten der Leibeigenschaft, der Armut und Bedrückung herrührt, die Wage. Gemeint ist eine gewisse Kleinlichkeit, die nützlich sein kann, wenn sie sich im Sinn der Sparsamkeit äußert, die aber, wenn sie sich zur häßlichen Eigenschaft der Engherzigkeit und des Neides verdichtet, manches gute und große Werk verdirbt.

Beruht die Entwicklung unsrer deutschen Wirtschaft auf ethischen, nicht auf physischen Qualitäten auf dem Wesen der Menschen, nicht des Landes, so scheint hier ein altes und großes Verhängnis zum Guten gewendet. Der transzendente und individualistische Sinn der Deutschen, der sich vorzeiten in inneren Kämpfen, Religionszwist und fruchtloser Spekulation aufrieb, hat in den wissenschaftlichen, organisatorischen und kampfgerechten Aufgaben des Wirtschaftslebens ein Gebiet gefunden, das ihn zu einem Wert von hoher Realität erhebt. So ist aus der einstigen Schwäche eine Stärke erwachsen, die auch bei uns, in einem mäßig begüterten Lande, dem politischen Imperium ein wirtschaftliches an die Seite stellt.

1907

ENGLANDS INDUSTRIE

Die englische Großindustrie ist die älteste der Erde. Bis in das dritte Viertel des neunzehnten Jahrhunderts hat sie die Führung und Meisterschaft der Welt behauptet. Wer in Deutschland, Frankreich oder Amerika eine Industrie begründen wollte, mußte sich Vorbilder, Werkzeuge, Maschinen und Organisation von England leihen. Eine englische Spezialmaschine zu kaufen, war ein industrieller Gedanke von solcher Seltenheit und Ergiebigkeit, daß oftmals drei Generationen Existenz und Wohlstand diesem simpel scheinenden Entschluß verdankten. Man erzählt, daß die Maschinenfabrik, die dem preußischen Staat alle Lokomotiven lieferte, jahrelang dasselbe englische Modell nachahmte und sich nicht entschließen konnte, das veraltete zu ersetzen, bevor nicht die beabsichtigte Zahl von Abzügen hergestellt war.

Die Ursachen für Englands hundertjährige Führerschaft waren begründet in dem Wohlstand des Landes, in der Größe des Eigenverbrauchs, in der Mächtigkeit der Bodenschätze, in der Intelligenz der Bewohner und in der Leichtigkeit des auswärtigen Absatzes, die der Bedeutung des Kolonialreiches entsprach.

Die industrielle Kraft Großbritanniens ist in sich seitdem nicht gemindert; ihr Wachstum dauert an. Aber der absolute Fortschritt ist ein relativer Rückgang im Vergleich zu dem beispiellosen Aufschwung der Vereinigten Staaten und Deutschlands, ja, selbst im Vergleich zu der ruhigeren Entwicklung der übrigen kontinentalen Länder. Die Ursachen dieser Verschiebung scheinen in folgendem begründet.

Zunächst ist der Vorsprung Englands im allgemeinen Wohlstand kein so unvergleichlicher mehr

wie früher, als kontinentale Kriege periodisch die Ersparnisse der Völker verzehrten. Auch die Bewohner des Kontinentes, mehr noch aber Amerikas, sind heute konsumfähige Menschen, gewöhnt an Bedürfnisse und Bequemlichkeiten, verwöhnt in Luxus und Qualitäten. Daneben ist das angesammelte Vermögen unternehmend geworden. Man wartet nicht mehr auf englisches Kapital, um Häfen und Bahnen, Wasserwerke und Gasanstalten im eigenen Lande zu bauen, sondern man finanziert solche Unternehmungen selbst, oft in fernen Ländern. Der Unternehmer aber ist der Pfadfinder und Beschützer des Industriellen, denn einheimisches Geld geht nicht in die Fremde, um sich in ausländische Ware zu verwandeln.

Rasch mit fortschreitendem Wohlstand und Konsum, Schritt vor Schritt mit Forschungen und Entdeckungen der Wissenschaft entwickelte sich die Technik. Nach wenigen Jahrzehnten schon beruhte sie nicht mehr auf einer beschränkten Zahl von Grunderfindungen und Grunderscheinungen. Bald verzweigte sich der Stamm so vielfach und so dicht, daß nur äußerste Spezialisierung der Disziplinen vereinigt mit umfassender Übersicht über den gesamten Wissensaufbau, erfolgreich an der Weiterbildung arbeiten durfte. Die wissenschaftlich-technische Schulung wurde zu einem Lebensgebiet, das umfassende Einrichtungen und Gelehrsamkeitsapparate erfordert, denen der starke, aber gern aufs Unmittelbare gerichtete Verstand des englischen Volkes abhold blieb.

Überhaupt begannen bei den Briten die Fehler ihrer Tugenden, bei den Kontinentalen die Tugenden ihrer Fehler in die Entwicklung des industriellen

Vorgangs einzugreifen. Der Engländer, wohlhabend, gesund und muskelfroh, liebt die Arbeit, aber er opfert sich ihr nicht. Er verlangt freie Wochentage, freie Tagesstunden, Landleben und Sport. Der Deutsche liebt seine Arbeit über alles, ist unersättlich im Wissen, und wo die Liebe nachläßt, da steht unerbittlich die Gewissenhaftigkeit und verdoppelt seine Pflicht. Auch ist er anspruchslos, insofern er vom materiellen Leben eigentlich nur Getränk verlangt. Alte Kultur, ruhmvolle Tradition und Gewöhnung weist den Engländer zum Konservativismus und warnt ihn vor Abenteuern und Versuchen im täglichen Leben. Den Amerikaner dagegen begeistert das Risiko; er stürzt sich in jedes neue Wagnis, in dem Bewußtsein, daß auf hundert Opfer ein Erfolg entfällt, der tausendfach entschädigt. Selbst die besonnenere deutsche Industrie ist heute schnell entschlossen, Neuerungen einzuführen, wenn Rechnung und Wahrscheinlichkeit sie befürworten, ohne die mathematische Sicherheit abzuwarten, die erst sich meldet, wenn es zu spät ist. Ja, so weit ist man bereits yankisiert, daß Zahlen nicht mehr schrecken; Aktienwesen und eine freiere Auffassung des Bankgebarens haben hier im ausbreitenden Sinn gewirkt. Der Engländer aber ist konservativ, ist nicht durch Armut genötigt, sich auf gefährliche Wagnisse einzulassen, und da er gern im eigenen Geschäft, mit eigenem Geld arbeitet, fragt er vor jeder Neuerung so lange: „Will it pay?“ bis sein Betrieb veraltet ist.

Eine schwere Belastung der englischen Industrie sind endlich die Gewerkvereine. Der englische Arbeiter träumt nicht von Zukunftsgesellschaft und internationaler Herrlichkeit, sondern von der

Verbesserung seiner Lebensbedingungen. Und er hat es vermocht, diesen Träumen solche Nachwirkung zu geben, daß heute der Fabrikant sein willenloses Werkzeug geworden ist. Die Gewerkschaft schreibt ihm vor, wieviele und welche Arbeiter er zu beschäftigen hat; welche Tagelöhne er zahlt, welche Stücke er im Stücklohn vergeben darf, und welche Stücklohnsätze gelten. Sie genehmigt oder verbietet die Aufstellung arbeitsparender Maschinen, die Ausdehnung, Spezialisierung und Erweiterung des Betriebes. Vielleicht wären auch die deutschen Sozialisten mit solcher Machtbefugnis nicht unzufrieden; sie werden dergleichen aber schwerlich gewinnen, solange sie nach scheinbar Höherem streben, nämlich nach eindrucksvollen Wahlziffern und dem Schatten politischen Einflusses. Denn ebensolange werden sie gezwungen sein, populäre und allgemein gehaltene Versprechungen ohne Fälligkeitstermin auszuschreiben, während nur ein pragmatischer Arbeitsplan die innere Stärke verdichten könnte, — freilich auf Kosten der äußeren Breite.

So wäre denn der in einer seltsamen Lage, der heute in England eine neue Industrie begründen sollte. Rohstoffe und Verkehrsmittel findet er in ausreichender Menge. Beim Techniker beginnt die Schwierigkeit. Deutsche Schulung, Gelehrsamkeit und Praxis ist nicht zu haben. Was zu haben ist, kostet so viel wie unsre beste Qualität. Der Kaufmann arbeitet um den fünften Teil kürzer und kostet um ein Drittel mehr als in Deutschland. Er ist tüchtig, aber er schafft nur, was alltäglich und in landläufiger Übung zu erledigen ist. Verwickeltes und Anormales bezeichnet er als unmöglich und läßt es heiter und ohne Bedauern liegen. Zweifellos

freut er sich, wenn das Geschäft gut geht; doch sieht er den Mißerfolg als eine nicht weiter zu erörternde Privatangelegenheit des Chefs an. Die hier erwähnten Eigenschaften bedeuten übrigens keineswegs Lässigkeit; sie entsprechen der Tatsache, daß das reine Handelsgeschäft noch immer in England das Normale bleibt, und daß dieses große und ganz in überlieferten Bahnen bearbeitete Erwerbsgebiet jeden, der sich ihm mit herkömmlichen Fähigkeiten widmet, ohne Schwierigkeit ernährt. Von dem, was der Industrielle auf dem Arbeitsmarkt zu erwarten hat, war bereits die Rede; so braucht nur noch erwähnt zu werden, daß die allgemeinen Unkosten jedes Geschäftes kaum erschwinglich sind und daß Verwaltung und Vorstand und der Manager in vielen Fällen das aufzehren, was von der Ertragskraft des Unternehmens übrigbleibt.

Diesen Erwägungen entsprechende Tatsachen beobachtet jeder, der England heute industriell betrachtet. An mustergültigen Anlagen erfreut man sich selten. Auch die gewaltigen Gebilde, wie sie heute die deutsche und amerikanische Technik aus Einzelindustrien vereinigt, um die Erzeugung des Endproduktes aus seinen Urbestandteilen unter einer Obhut zusammenzuhalten, wird man vergebens suchen. Die Textilindustrie ist noch immer vorbildlich, aber mehr aus handelsgeschäftlichen als aus industriellen Ursachen. Die gewaltige Kohlenförderung geschieht mit zurückgebliebenen Einrichtungen, die Metalltechnik ist der amerikanischen und deutschen nicht ebenbürtig, obwohl ihre wirtschaftlichen Voraussetzungen nicht übertroffen werden können. Die chemische Industrie ist von der unsern weit überflügelt, weil die englische Wissen-

schaft nicht die Kraft hat, die verzweigten Quellen dieser schwarzen Kunst in den Strom der Technik zu leiten, und weil das Gewerbe die Gelehrtenarmee nicht aufzutreiben vermag, die sich jährlich aus unsern Hochschulen rekrutiert. Ähnlich häufen sich die Schwierigkeiten in der Elektrotechnik.

Als diese Disziplin, um deren wissenschaftliche Grundlagen englische Gelehrte sich hohes Verdienst erworben haben, begann, eine Industrie zu werden, lag sie in den Händen von abenteuernden Empirikern, die durch unwissendes Tasten der Wissenschaft kühnlich vorgriffen. So lange hielt England fast mit Amerika Schritt. Dann wurde die Praxis zur vielwissenden, rechnenden Technik: und England mußte aus Mangel an geeigneten Kräften die konstruktive Führung abtreten, obwohl noch immer hervorragende Spezialisten die Forschung vertiefen halfen. Bald waren die wichtigsten Fabriken Eigentum ausländischer Kapitalien oder Personen; aber die vorhin geschilderten Schwierigkeiten englischer Fabrikation hinderten die internationale Ausdehnung. Die Industrie blieb auf die Heimat beschränkt. Hier fand sie freilich für Beleuchtung und Bahnen einen unvergleichlichen Absatz; aber sie mußte ihn mit ausländischen Eindringlingen teilen und mühte sich im Wichtigsten, im Kraftübertragungswesen, über ein Jahrzehnt lang gegen den starren Konservatismus der englischen Industriellen. Ein schnell erblühtes Unternehmergeschäft mußte dieselben verdrießlichen Erfahrungen machen wie bei uns, weil die massenhaft entstandenen Unternehmungen mit dem Erträgnis zögerten, und konnte doch wiederum nicht im selben Maß sich mit der Industrie wechsel-

seitig befruchten, weil diese in sich nicht die genügende Reife besaß. Ein eigenartig englischer Mißstand trat schließlich hinzu, um den geplagten Fabrikanten das Leben unleidlich zu machen. Der englische Realismus war sich stets seiner Grenzen bewußt und stets bereit, auf alle Erkenntnis jenseits dieser Grenzen zu verzichten. So hatte er bald die Schwierigkeit der elektrotechnischen Wahrheiten und ihrer Anwendung für seine persönlichen Zwecke erkannt; und fest entschlossen, sich mit den Begriffen von Volt und Ampere, von Ein-, Zwei- und Drei-Phasenstrom nicht zu befassen, tat er dasselbe, was deutsche Familien tun, wenn sie sich ein neues Eßzimmer wünschen und an ihrem Geschmack zweifeln: er schuf sich einen Mittelsmann, der die Einrichtung zu besorgen hatte, und nannte ihn Beratender Ingenieur. Diese Fachleute sind doppelt unbequem: erstens schmälern sie den Warengewinn, um ihre nach kontinentalen Begriffen ungeheuren Gebühren dem Besteller wiederzugewinnen; dann verlangen sie beständig, kraft technischer Autorität, Maschinen und Apparate, die es nicht gibt. Will der Fabrikant ihnen zur Zufriedenheit dienen, so muß er fort und fort neue Typen schaffen, sozusagen auf Maß arbeiten, also gegen den elementarsten Grundsatz der Großindustrie verstoßen.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß die Engländer sich über die Lage ihrer Industrie im internationalen Rennen klar sind. Der Groll gegen Deutschland hat seinen Urgrund in der Nebenbuhlerschaft der Werkstatt und des Arsenals.

Die Voraussetzungen des industriellen Rückganges sind zu ernst und liegen zu tief, als daß sie jemals ausgeglichen werden könnten, solange In-

dustrie mit den heutigen geistigen und wirtschaftlichen Mitteln betrieben wird. So hat man es denn in Erwartung größerer bisher mit kleineren Mitteln versucht.

Zuerst kam das Made in Germany. Wie man weiß, ein Fehler; denn dieser Apothekertotenkopf wurde zur Ehrenmarke, und die englischen Kolonien lernten zum erstenmal ihre Lieferanten kennen.

Dann erfand man eine Art von ideellem Schutzzoll. Man erweckte auf wirtschaftlichem Gebiet das „National feeling" und erreichte, daß das englische Publikum heute für einheimische Waren ungefähr dieselbe Vorliebe hegt, wie das deutsche Publikum für ausländische sie immer gehegt hat. Staat und Gemeinden schützen diese Empfindungen und haben sich gewöhnt, bei Ausschreibungen das billigere ausländische Angebot zugunsten des teueren englischen zu verwerfen. Hieraus mag man entnehmen, welches Interesse die Industrie Englands daran hat, politische Zwischenfälle mit Deutschland hervorzuheben und in so und so vielen Pounds, Shillings und Pence wirtschaftlichen Nationalgefühles umzusetzen. Durch diesen ökonomischen Patriotismus finden sich manche Industrien wesentlich gestärkt, manche in ihrer Existenz erhalten.

Dennoch kann der ideelle Schutz den Industriellen Großbritanniens auf die Dauer nicht genügen. Er ist vom subjektiven Ermessen abhängig und erschlafft mit der fortschreitenden industriellen Distanzierung. So scheint es unabwendbar, daß irgendeine Regierung, sei es die nächste, sei es die übernächste, vom Windstoß erfaßt und gezwungen werden wird, die große englische Überlieferung des Freihandels zu brechen und das Land zum Schutz-

zoll zu führen. Dieser Entschluß wird die größte handelspolitische Maßnahme seit Einführung der Goldwährung und seit der Gesetzgebung Mac Kinleys bedeuten.

Mit Recht würden unsre englischen Freunde belustigte Gesichter machen, wenn wir uns einfallen ließen, ihnen einen Rat zu geben. Denn keine Nation hat jemals besser gewußt, was sie zu tun hatte. Aber sie können uns nicht verwehren, ihnen etwas zu prophezeien und zu erwägen, was passiert, wenn die Prophezeiung eingetroffen ist. Denn hiernach haben auch wir unsre Entschlüsse einzurichten, die uns etwa vor die Frage stellen könnten, ob zur Zeit eines Schutzzolles deutsch organisierte Industrien in England von Nutzen sein könnten.

Dies wird schwerlich der Fall sein; denn ein englischer Schutzzoll kann nicht dauern. Zunächst deshalb nicht, weil Treibhausschutz zwar ein junges Pflänzchen kräftigt, einen Waldbaum aber verweichlichen und zerstören muß. Auch eine geschützte englische Industrie wird den Weltmarkt nicht wiedererobern. Der Kampf um den Weltmarkt aber ist es, der die Technik frisch und schöpferisch erhält. Schreitet die Technik nicht fort, so werden sich die Kolonien für die Waren des Mutterlandes bedanken und schweren Zwiespalt heraufbeschwören.

Vor allem aber fordert die Handelsmetropole und das Handelsmonopol der Erde den Freihandel. Was wir Deutsche an englischem Industrieexport verlieren, würde allzureichlich aufgewogen durch den Zuwachs des hanseatischen Handels. Und wenn nicht auch dann noch immer unsre Regierung

Märkte und Börsen als eine Schmach empfindet, so könnte es sehr wohl sein, daß die eine oder andre der Weltbörsen, etwa die der Metalle, sich in solcher Zeit von England freimacht.

Wie also? Kann England seine Industrie dem Handel opfern? Ich glaube: Ja. Die geographische, wirtschaftliche und kulturelle Sendung Englands ist, das Meer zu regieren und Marktplatz und Messe aller Länder zu sein, der Rialto der Welt. Diesem Monopol ist die Landwirtschaft zum Opfer gefallen; und mit Recht. Die Industrie, richtiger: die industrielle Weltstellung, wird ihr folgen. Und England wird nur um so mächtiger in seinem alten Beruf dastehen.

Es gibt Leute bei uns und anderswo, die glauben, England sei ein Weltstaat, so stark etwa wie Frankreich und ebenso dicht bevölkert. Nein: dieses Inselreich ist der Markt der ganzen und das Verwaltungsgebäude eines vollen Dritteils der bewohnten Erde. Ob in diesem Riesenpalast irgendwo abseits ein wenig gehämmert, gegossen, gekocht oder gesponnen wird, ist im größeren Sinn ohne Bedeutung. Wir andern sind Handwerker, die von ihrer Arbeit leben. Diese aber leben vom Regieren und vom Beschützen.

1906

MASSENGÜTERBAHNEN

Das Problem

Alle Erzeugung materieller Güter besteht in planvoller, der Materie aufgezwungener Ortsveränderung.

Gleichviel ob ein Eisenstück bearbeitet, ein Erz gefördert, eine Maschine montiert, ein chemisches Produkt erzeugt oder eine Pflanze gezüchtet wird; allemal handelt es sich um das Heranführen, Verteilen, Trennen oder Vereinigen chemischer Substanz zu gewollter Verbindung, Masse und Gestalt. Richtet sich das Augenmerk auf den geregelten Hergang der Trennung und Vereinigung, so spricht man von Manufaktur und Fabrikation; betrachtet man die Überwindung der Entfernungen, so ergibt sich der Begriff des Transports. Die Industrie stellt sich die Aufgabe, beide Verrichtungsarten in immer weiterem Umfang zu mechanisieren; die Fabrikation durch Ausbildung des Maschinenwesens, den Transport durch Vervollkommnung der Verkehrsmittel.

Auf diesem Wege ist sie zur Massenerzeugung gelangt. Sie will, daß jeder Produzent nicht mehr nach Maßgabe seines Einzel- und Eigenbedarfs an Gütern tätig sei, sondern nach Maßgabe des Bedarfs aller übrigen; es soll keiner für sich und jeder für alle arbeiten. Wenn also im Stande der älteren Güterproduktion jeder Haushalt sein eigenes Vieh schlachtete, seinen eigenen Flachs spann und webte, seine eigenen Kerzen zog und sein eigenes Bier braute, so verlangt der Grundsatz der Arbeitsteilung, daß aus zentralen Werkstätten bei möglichst ausgedehnter und ausgebildeter Produktion ganze Landesteile, ja Länder und Erdteile mit spezialisierten Waren versorgt werden.

Welche Grunderscheinungen, sei es Übervölkerung, sei es wachsender Einzelbedarf, die Welt zur Uniformierung ihrer Erzeugung zwingen, bei welcher alle Individualität der Erzeugung durch die Individualität der Auswahl nur unvollkommen ersetzt wird, ist hier nicht zu erörtern. Dagegen ist zu betrachten, wie durch diesen Vorgang alle Güter der Erde in gewaltige Bewegung geraten: denn von den entfernten Gewinnungsstätten strömen die Urstoffe zu den Zentralstellen der Verarbeitung, von diesen, nach mannigfachem Hin und Her durch die Werkstätten der Veredelung und Verfeinerung, verzweigen sie sich nach den Orten der Hauptverteilung, um schließlich, in kleine Partikel aufgelöst, nach den Einzelstellen des Verbrauchs zu rinnen. Der Kreislauf des Wassers ist das natürliche Vorbild dieser Bewegungserscheinung, die sich in dreifacher Stufenfolge steigert; indem sie nämlich wächst mit der Zunahme des Konsums, mit der Zunahme der Spezialisierung und der Verarbeitungsstätten und mit der Zunahme der Zahl und Entfernung der Gewinnungsstellen.

So fordert die vorschreitende Industrialisierung immer zahlreichere und weitergestreckte Transporte, während zugleich jede neue Transportmöglichkeit eine weitere Verzweigung, Unterteilung und Zusammenfassung der industriellen Arbeit herbeiführt. Der industrielle Gedanke kann nicht ruhen, solange nicht alle auffindbaren Gewinnungsstellen der Erde nach dem Maße ihrer Ergiebigkeit und ohne irgendwelche andre Rücksicht ihre Stoffe liefern; solange nicht diese Stoffe an möglichst einer und zwar der denkbar günstigsten Stätte verarbeitet werden, und solange nicht jeder noch so

entfernte oder unbemittelte Verbrauchsfähige zum Konsum herangezogen ist. Diese Aufgabe macht den Industrialismus zu einem Transportproblem.

Wie weit von diesem Endzustand die gegenwärtigen Gestaltungen entfernt sind, ergibt sich aus der Betrachtung der Einzelprodukte. Die bedeutendsten Rohmaterialien, Kohle, Eisenerz, Kalk, Zement, Bausteine, Holz, Kochsalz, Schwefelsäure, können kaum einige hundert Kilometer zurücklegen, ohne ihren Wert um ein so Beträchtliches zu erhöhen, daß ihre konkurrenzfähige Verwendbarkeit aufhört. Der Radius, den das Produkt im Bahntransport nicht überschreiten kann, ohne seinen Preis zu verdoppeln, beträgt für Schwefelsäure 500 km, für Steinkohlen 300 km, für Braunkohlen 44 km. Vereinigen sich Rohmaterialien im Zustand hoher Verteuerung an Orten noch so billiger Arbeitskraft, so ist die Entstehung einer gesunden Industrie unmöglich. Tritt an die Stelle dieses Mißverhältnisses ein andres: die übergroße Entfernung vom Mittelpunkt des Absatzes, so ist abermals jede industrielle Anstrengung vergeblich. So ist Industrie in heutiger Zeit in wahrem Sinne ein Bodenprodukt. Sie ist gezwungen, den wirtschaftlichen Schwerpunkt zu suchen zwischen den Gewinnungsstellen ihrer verschiedenen Rohstoffe, den Hauptstellen des Absatzes, den Orten billiger Naturkräfte. Ist dieser Schwerpunkt nicht benutzbar, sei es, weil es an Arbeitskräften oder an Transportmitteln fehlt, oder aus irgendeinem andern Grunde, oder sind die Stellen der Gewinnung zu entfernt, die Stellen des Verbrauchs zu wenig dicht, so sagt man, das Land sei für die in Frage kommende Industrie nicht geeignet. Anderseits kann die Entdeckung und Aus-

nutzung eines ausgezeichneten industriellen Schwerpunktes auf Jahrzehnte hinaus wahre Monopole schaffen. Dies ist vornehmlich der chemischen Industrie geschehen, die in einem ihrer wichtigsten Zweige noch heute ausländischen Unternehmern tributpflichtig ist, weil diese durch ein unangreifbares Monopol der Lage die eingeborene Konkurrenz beherrschen.

Der Angriffspunkt

Betrachtet man ganz allgemein den wirtschaftlichen Wettbewerb der Nationen, um sich zu fragen, auf welchen Faktoren die Entwicklung aller produzierenden Mächte und der Vorsprung der einen gegenüber den andern beruhte, so ergeben sich folgende Kategorien:

1. Ideelle Werte. Diese bestehen in der Arbeitsamkeit, der Zuverlässigkeit, der Disziplin, der Tatkraft, der Lernbegierde und der Ausbildung der Volksgenossen. Diese ideellen Werte sind ein für allemal gegebene Größen, auf dem Physikum der Rasse und des Landes beruhend, und nur langsamen, gelegentlich katastrophalen Änderungen unterworfen. Einer Einwirkung durch unmittelbare Maßnahmen sind sie nicht zugänglich.

2. Kapitalkraft. Sie ergibt sich aus der Vergangenheit des Landes, aus seiner geschichtlichen, politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Entwicklung. In ihr vereinigen sich sämtliche übrigen produzierenden Faktoren, soweit sie in früheren Perioden zusammenwirken und sich ungestört häufen konnten. Die Kapitalkraft ist eine stetig sich bewegende Größe, die abgesehen von Krieg und höherer Gewalt ruckweisen Änderungen nicht unterliegt.

3. Arbeitskräfte. Hier handelt es sich in erster Linie um Reichhaltigkeit; bei weitem nicht so sehr, wie man annehmen möchte, um Wohlfeilheit. Ungewöhnliche Billigkeit der Arbeitslöhne ist nicht das Zeichen eines wohlhabenden, sondern eines wirtschaftlich zurückgebliebenen Landes. Immer wird bei entwickelten Arbeitsmethoden der gut bezahlte, gut ernährte und gut ausgebildete Arbeiter mit dem billigen, notleidenden und abgestumpften Nebenbuhler erfolgreich konkurrieren — womit freilich nicht gesagt ist, daß durch sprunghafte Lohnerhöhung die Güte im Handumdrehen gehoben wird. Gut belohnte Arbeit wird aber einen weiteren Faktor von ausgezeichneter Bedeutung mit sich führen, nämlich:

4. Konsum. Da die handelspolitische Tendenz unsrer Zeit die Ausfuhr erschwert und die Exportware zur wenig lohnenden Auffüllung der Werkstätten verurteilt, so entscheidet der Umfang des inländischen Verbrauchs über Größe und Zentralisation, Spezialisierung und Arbeitsmethoden der Industrie. Nordamerika, ein Land hoher Löhne und großen Verbrauchs, befindet sich in einer weitaus vorzüglicheren industriellen Lage als etwa Deutschland mit seinen schlechter bezahlten und weniger aufnahmefähigen, wenn auch durchaus intelligenten Arbeitskräften.

Daß auch diese beiden zusammengehörigen Faktoren: Arbeitskräfte und Verbrauch, einer willkürlich umgestaltenden Einwirkung nicht Raum geben, bedarf keiner Erwähnung. Anders verhält es sich mit dem letzten Kräftepaar:

5. Materialbeschaffung, Kraftquellen und

6. Transportverbindungen. Auf den ersten

Blick will es so scheinen, als sei keine Produktionsbedingung so sehr mit den Grundeigenschaften, dem wahrhaften Physikum des Landes verwachsen wie die Gewinnung des Rohmaterials, denn dieses bildet einen Bestandteil der Erdkruste oder ihrer Oberfläche. Indessen ist zu erwägen, daß gewisse Rohstoffe, und zwar höchst wichtige, wie Kohle, Kalk, Sand, Salz, Ton, Holz, Erze, Getreide, in nahezu allen großproduzierenden Ländern vorkommen, wenn auch nicht in gleichem Reichtum und vor allem nicht immer an den zur Bearbeitung geeignetsten Stellen; des ferneren, daß fast alle diese Länder Seeküsten haben, und daß sie somit die ihnen fehlenden Stoffe zum mindesten bis in ihre Häfen mit geringen Frachtaufschlägen und zollfrei gelangen lassen können, wobei die Weltkonkurrenz sie gegen Überteuerung schützt. So ist denn nicht die Beschaffung der Materialien selbst der Gegenstand der Sorge, sondern vielmehr die Schwierigkeit ihrer Vereinigung. Gewaltig bevorzugt erscheinen daher diejenigen Länder, die durch natürliche Verkehrsstraßen und enge Benachbarung der Fundstätten ausgezeichnet sind.

Dennoch ist die Frage der Transporte, deren Bedeutung für den industriellen Mechanismus wir erkannt haben, selbst für frachtlich mittelmäßige Länder durchaus keine solche, die sich grundsätzlich der Ausgestaltung, Förderung und Reform durch bewußt gewollte menschliche Unternehmung entzieht. Hier vielmehr ist der Punkt gegeben, und zwar der einzige, von dem aus das industrielle Gleichgewicht der Welt organisatorisch bewegt werden kann; sofern es nämlich gelingt, Transportmethoden zu schaffen, die den

heutigen wirtschaftlich überlegen sind. Physikalisch betrachtet, bedeutet die Lösung dieser Aufgabe die Verminderung des Reibungsverlustes beim Güterumlauf, somit eines Faktors, der gegenwärtig einen bedeutenden Teil der menschlichen Produktionskraft ohne Gegenwert zerstört. Keine Warengattung könnte sich der Verbilligung entziehen, die aus solcher Widerstandsverminderung hervorginge, ja es müßte eine selbsterregende Steigerung, der Wirkung insofern entstehen, als der Konsumanteil des einzelnen sich unmittelbar erhöht fände und hierdurch vermehrte Produktion und abermalige Verbilligung erzielt würde.

Setzt man den Fall, daß Deutschland, trotz schlechter Lage und mittelmäßigen Materialreichtums ein Produktionsgebiet ersten Ranges, in ost-westlicher oder nord-südlicher Richtung plötzlich in praktischem Sinne frachtfrei gemacht werden könnte, so wäre die wirtschaftliche Wirkung dieses Ereignisses nicht abzusehen. Nicht allein, daß alle bestehenden Industrien sofort unter weit verbesserten Bedingungen arbeiteten und ihren Absatz auf ein Vielfaches des gegenwärtigen Umkreises im In- und Auslande ausgebreitet sähen; daß somit auch ihre Konkurrenzkraft dem Weltmarkt gegenüber sich gewaltig, und auf den Produktionsumfang rückwirkend, steigerte: es wären vielmehr auch die Existenzmöglichkeiten für zahlreiche neue Industrien gegeben, die jetzt aus geographischen Gründen versagen; und gleichzeitig wäre die Industrialisierung derjenigen gut bevölkerten Landesteile, wie etwa des preußischen Ostens, gewonnen, die gegenwärtig aus Kargheit an Rohstoffen und Verbrauch unterbleibt. Es scheint phantastisch und ist dennoch

nicht übertrieben, wenn ernste Industrielle die Produktionsfähigkeit in einem praktisch frachtfreien Lande auf ein Vielfaches der gegenwärtigen veranschlagen.

Wollte man diesen Erwägungen die Besorgnis entgegenstellen, daß eine so wichtige Einnahme wie die Eisenbahntransporte auf den Hauptlinien den Staaten ungeschmälert erhalten werden müsse, so beträte man damit einen Standpunkt ähnlich dem der Kellner in gewissen französischen Gasthäusern: sie suchen im Frühjahr den Fremden zum Verbrauch von Weintrauben zu bewegen, damit aus einer Schädigung des Gastes um zwanzig Franken ein Gewinn von einem Franken in ihre Taschen wandre. Beim Übergang zu billigeren Transportmethoden könnte überdies den Staaten auf einigen Hauptlinien wohl ein Bruttoausfall erwachsen (und auch dieser würde durch steigende Frachtmengen auf Haupt- und Nebenstrecken bald ausgeglichen sein), schwerlich aber ein Gewinnausfall. Denn den entgangenen Frachtgewinn des Staates könnten, selbst bei ungesteigerter Produktion, Industrie und Handel leicht durch andre Abgaben aufbringen, wenn die unfruchtbare Steigerung der Selbstkosten durch teure Transporte ihnen erspart bliebe.

Das Mittel

Daß Schiffstransporte billiger sind als Landtransporte, gilt als ein ausgemachter Grundsatz, der durch unvordenkliche Erfahrung bestätigt scheint, und der durch die Einführung der Eisenbahnen als Haupttransportmittel der Erde nicht erschüttert wurde.

Wo daher im Binnenlande abseits von schiffbaren

Flüssen eine bevorzugte Verkehrsstraße für massenhafte Güterbewegung eröffnet werden sollte, da suchte man, wenn die geographischen Bedingungen es gestatteten, Kanäle zu schaffen und scheute weder die Höhe der Anlagekosten noch die Langsamkeit der Transporte, noch die winterlichen Unterbrechungen des Verkehrs.

Sucht man nun sich zu vergegenwärtigen, worin denn die grundsätzliche Überlegenheit der Kanäle, etwa im Vergleich gegen Eisenbahnen, bestehe, so ergibt sich zunächst, daß flüssige Bahnen die Fortbewegung mit gleitender Reibung gestatten, während metallene Bahnen die Fortbewegung mit rollender Reibung verlangen. Unzweifelhaft erfordert die Überwindung der rollenden Reibung den höheren Kraftaufwand und somit größere Kosten. Aber bei näherer Prüfung ergibt sich, daß selbst beim Eisenbahntransport die reinen Kosten der Traktion, d. h. die Ausgaben für Kohle, Wasser, Schmiermaterial, Lokomotivlöhne, nur einen sehr kleinen Betrag des Gesamtaufwandes ausmachen, und daß somit eine Ersparnis auf diesem Konto so gut wie nichts bedeutet. In der Benutzung der gleitenden Reibung kann also ein entscheidender Vorzug der Kanäle nicht begründet sein.

Liegt dieser Vorteil nun etwa in dem größeren Fassungsraum der Transportgefäße? So scheint es, wenn man den Laderaum eines Schiffes mit dem eines Güterwagens vergleicht. Aber abgesehen davon, daß nichts die Eisenbahntechnik hindert, Wagen von erheblich größerer Leistungsfähigkeit als bisher in Deutschland gebräuchlich, zu verwenden: es trifft dieser Vergleich an sich nicht zu. Die Einheit, die mit der Schiffseinheit in Vergleich

treten kann, ist nicht der Wagen, sondern der Zug. Und hier will es wenig bedeuten, immerhin aber eher zugunsten des rollenden Systems sprechen, daß diese Einheit teilbar ist. Vor allem aber ist sie vermöge ihrer größeren Geschwindigkeit weit größerer Ausnutzung fähig und dabei nicht in dem Maße komplizierter und kostbarer, daß ihre Anschaffung und Unterhaltung den Kostenvergleich zugunsten der teureren Wasserbauten verschöbe.

So bleibt als letzte Überlegenheit des Kanals die Möglichkeit einer beträchtlichen Dichte des Verkehrs, und es entsteht die einfache Frage: gestatten rollende Transportsysteme, also etwa Eisenbahnen, eine den Kanalsystemen angenäherte Frequenz oder nicht?

Daß die bestehenden Bahnsysteme, die gleichzeitig dem Personen- und Güterverkehr dienen müssen, in ihrer Transportfähigkeit eng begrenzt sind, da sie mit verschiedenartigen Geschwindigkeiten, mit großen Zugabständen und unter genauer Einhaltung der Fahrpläne arbeiten müssen, ist einleuchtend. Könnte man aus der Vogelperspektive die ganze Länge eines stark befahrenen Eisenbahngleises überblicken, so würde man auf der dunklen Linie in großen Abständen die Züge als kleine Punkte sich bewegen sehen. Auf der ungewöhnlich stark belasteten Strecke Berlin—Halle beträgt in diesem Augenblick die Gesamtlänge aller sich fortbewegenden Züge während der Zeit des stärksten Verkehrs nur ein Dreißigstel der Länge der Bahn.

Nun wäre aber durchaus der äußerst entgegengesetzte Zustand denkbar, daß nämlich nach Art eines Paternosterwerkes die ganze Linie von bewegten Transportgefäßen derart überdeckt wäre,

daß die Zwischenräume nahezu verschwänden. Daß in diesem Grenzfall die Transportfähigkeit einer Eisenbahn ins Ungemessene wachsen müßte, liegt auf der Hand; des ferneren, daß, um sich der Grenze anzunähern, die Personenbefördeurng ausgeschaltet, die Geschwindigkeit der Züge normalisiert und die Folge beschleunigt werden müßte.

Der Wunsch, diese Erwägung dem praktischen Bedürfnis nutzbar zu machen, ergab zunächst den Gedanken, Güterbahnen und Personenbahnen zu trennen; sodann für einen Moment die phantastische Vorstellung, ob es nicht möglich sei, auf einer Güterbahn die Benutzung nach Art einer Landstraße oder eines Kanals einzuführen, nämlich in der Weise, daß jeder Interessent das Recht erhielte, gegen Erstattung einer Weggebühr die Bahn mit eigenen Zügen zu befahren, wobei geeignetes Zugpersonal, gleiche Fahrtrichtung, mäßige Geschwindigkeit und gewissenhaftes Einhalten des Abstandes ausbedungen würde

Schon eine vorläufige Schätzung erwies, daß es einer vom üblichen Bahnwesen abweichenden Betriebsweise nicht bedürfe, und daß, um eine der Kanalfrequenz erheblich überlegene Verkehrsdichtigkeit zu erreichen, eine Bahnbelastung genügt, die sich in durchaus praktischen Grenzen hält.

So war denn die Wahrscheinlichkeit gegeben, daß ein Eisenbahnsystem sich den Kanälen als ebenbürtig, vielleicht sogar durch Billigkeit der Erstellung und des Betriebes und durch Leistungsfähigkeit als überlegen erweisen könnte, sofern es folgenden Bedingungen genügte:

1. Trennung des Gütertransports von der Personenbeförderung,

2. gleichmäßige Fahrgeschwindigkeit,
3. dichte Zugfolge,
4. Zugelemente und Züge von großem Fassungsvermögen.

Wollte man über diese Wahrscheinlichkeit hinaus zu einer Vertiefung des Problems oder gar zum Versuche eines Beweises gelangen, so reichte die allgemeine Erwägung nicht mehr aus, und es schien notwendig, an Hand eines der Wirklichkeit angepaßten Vorprojektes der Aufgabe praktisch sich zu nähern. Da nun der Gedanke mich nicht verließ, daß durch die Verfolgung und Erörterung meiner Idee der Industrie, wenn auch nur in späterer Zukunft, ein erheblicher Dienst geleistet werden könnte, bewog ich im Jahre 1904 drei befreundete Gesellschaften: die Berliner Handels-Gesellschaft, die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft und die Firma Lenz & Co., ein Studiensyndikat für die Bearbeitung des Güterbahnproblems zu bilden. Herr Regierungsrat Kemmann fand sich bereit, sich für die Leitung des Syndikats mir anzuschließen und in sehr dankenswerter Weise die Arbeiten fördern zu helfen.

Es gelang uns, Herrn Professor Cauer für die Fortführung der Untersuchung zu gewinnen. Seiner Arbeit verdanken wir eine nachhaltig begründete Beantwortung der Frage, ob technisch oder ökonomisch die Möglichkeit besteht, die Kosten der Gütertransporte weit unter das gegenwärtige Maß herabzudrücken, ob ferner Kanäle oder Eisenbahnen hierfür das geeignetere Mittel bilden. Die Antwort lautet: die Tarife lassen sich unter nüchternen Voraussetzungen auf die Hälfte bis ein Viertel der billigsten bestehenden Sätze

herabsetzen, und zwar durch den Bau besonderer Güterbahnen, die billiger, leistungsfähiger und rentabler sind als Kanäle.

Die Anwendung

Stellt man nun die Frage, welche praktischen Ergebnisse von der hier unternommenen Arbeit erwartet werden dürfen, so ist zunächst anzunehmen, daß von diesem Augenblick an eine Erörterung beginnt, die, ausgehend von der elementaren Wichtigkeit der Transportverbilligung und von der unzweifelhaften Möglichkeit, sie durch neue Mittel zu erreichen, das Problem aus dem Spruchbereich einiger weniger Berufsarbeiter loslöst und es in die Hände aller urteilsfähigen Beteiligten legt, die zur Erwägung und Mitarbeit aufgerufen werden. Diese Diskussion darf nicht aufhören, bevor auf dem einen oder andern Wege die Lösung herbeigeführt ist*).

Sodann sind zwei Möglichkeiten zu unterscheiden. Entweder es gewinnt die Ansicht die Oberhand — gleichviel ob richtig oder falsch —, bei geeignetem Betriebe oder bei richtigerem Ausgleich der Kalkulationen seien auch die bestehenden Eisenbahnen in der Lage, auf ihren Hauptlinien mit ähnlichen Tarifen zu rechnen; es sei somit die Errichtung besonderer Güterbahnen kein wirtschaftlicher Fortschritt. Dieser Fall wäre, so widerspruchsvoll es klingt, der erfreulichste, obwohl er der vorliegenden

*) Die Erörterung kam in Gang; lebhafter freilich im Ausland, insbesondere Österreich, als in Deutschland. Im preußischen Herrenhause stellte der Minister v. Breitenbach die Ergebnisse der Berechnungen nicht in Abrede, sprach aber, wie zu erwarten, die Besorgnis aus, es könnten die fiskalischen Transportgewinne sich vermindern.

Arbeit den Stempel des Mißlungenen oder Überflüssigen aufzudrücken schiene. Denn es müßte über lang oder kurz eine erhebliche Herabminderung der Tarife auf den Hauptlinien erfolgen, gleichviel ob hiermit ein vorübergehender Gewinnausfall der Bahnen verbunden wäre. Mag man noch so entschieden den Standpunkt vertreten, daß Staatsfrachten eine Besteuerung enthalten sollen: es kann weder diese Besteuerung auf die Dauer ein Vielfaches des Wertes der Leistung ausmachen, noch kann eine Steuer so falsch eingestellt bleiben, daß ihre Saugapparate um den empfindlichsten Teil eines Wirtschaftskörpers sich klammern und eine Entwicklung hindern, die frei entfaltet ein Vielfaches dieses Steuerbetrages aufzubringen vermöchte.

Setzt man den zweiten Fall: daß die Meinung durchdringt, die Güterbahnen bedeuten einen wirklichen Fortschritt im wirtschaftlichen Leben, so ist keine Macht imstande, den Bau solcher Bahnen dauernd zu hindern. Während Kanalbauten größeren Umfangs nur unter schweren Opfern des Staates und der Provinzialverbände zustande gebracht werden können, würde die Finanzierung einer Güterbahn aus privaten Mitteln möglich sein, denn sie bietet die Wahrscheinlichkeit eines gesicherten Erträgnisses. So gering die Aussicht sein mag, daß der Staat eine konkurrierende Privatunternehmung genehmigt, so wahrscheinlich ist es, daß er selbst zu einem gewissen Zeitpunkt die Initiative ergreifen wird, um gleichzeitig eine lohnende Unternehmung und ein volkswirtschaftlich notwendiges Werk zu schaffen.

Wann dieser Zeitpunkt eintreten könnte, läßt

sich zwar nicht ermessen, aber vermuten. Auch unabhängig von der Frage der Güterbahnen bereitet die Teilung der gegenwärtigen Hauptbahnlinien in Parallelsysteme sich vor: denn wie der Güterverkehr nach erhöhter Dichte verlangt, so verlangt der Personenverkehr nach Beschleunigung. In durchaus absehbarer Zeit wird die elektrische Fernbahn sich des Personenverkehrs bemächtigen und die zeitlichen Entfernungen halbieren. Die elektrische Fernbahn aber erfordert eigene Gleise ohne Kreuzungen sowie die Absonderung vom Güterverkehr, der sich somit eigene Bahnen suchen muß.

So werden voraussichtlich die beiden größten Umwälzungen, deren der Massenverkehr fähig ist, in engster Verknüpfung und zu gleichem Zeitpunkt erfolgen.

Daß das Prinzip der Staatsbahnen mit seinen großen und anerkannten Vorzügen nicht die Eigenschaften verbindet, die den frei konkurrierenden Industrien anerzogen sind: Lust zur Initiative und selbsttätige Anpassung an die Bedürfnisse der Gesamtheit, ist ersichtlich. Die Siebung dieser Bedürfnisse durch das Ermessen einer Behörde und durch das Verantwortlichkeitsgefühl technischer Stellen, die nicht unter dem Druck wirtschaftlicher Nötigung und spekulativen Antriebes stehen, verlangsamt die Verwirklichung und vermindert den Nutzeffekt.

Trotzdem kann ein grundsätzlicher Fortschritt des Verkehrswesens dauernd nicht zurückgehalten werden; dafür sorgt die Konkurrenz der Nationen und die erstarkende öffentliche Erkenntnis des wirtschaftlich Notwendigen.

1909

PROMEMORIA BETREFFEND DIE BEGRÜNDUNG EINER KÖNIGLICH PREUSSISCHEN GESELLSCHAFT

Überreicht am 14. März 1910

Ein Jahr vor der Überreichung des Promemoria waren die leitenden Gedanken den maßgeblichen Persönlichkeiten mündlich vorgetragen worden. Die Gesellschaft trat in weniger universeller Form und leider mit wesentlicher Beschränkung des Umfanges und Arbeitsgebietes ins Leben. Sie führt den Namen „Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften".

I.

So berechtigt der Wunsch erscheinen mag, im Staatswesen das Zentralorgan zu erblicken, das dem gesamten Fühlen und Wollen des Volkes Ausdruck und Verkörperung schafft, so darf nicht verkannt werden, daß die konstitutionellen Gebilde in ihrer heutigen Form wichtige Teile dieser Aufgabe ungelöst lassen.

Die Werke, die uns vergangene Völker und Geschlechter als sichtbare Verkörperungen ihres geistigen Lebens hinterlassen haben, die Bauten Asiens und Ägyptens, die Tempel und Skulpturen Griechenlands, die Monumente, Paläste und Kirchen Roms, die Staatsgebäude Venedigs, die Dome und Schlösser Frankreichs und Deutschlands, fast ausnahmslos verdanken sie ihr Dasein monarchischem, aristokratischem und hierarchischem Willen. Was konstitutionelle und demokratische Gemeinschaften diesen Denkmälern zur Seite gesetzt haben, ist geringfügig und mehr auf dem Boden der Nützlichkeit und des Bedürfnisses als der Idee erwachsen. Fast wird man geneigt zu glauben, daß das geistige Leben unsrer Zeit nur noch in Einrichtungen des Verkehrs, der mechanischen Produktion, der Verteidigung und Verwaltung einen sichtbaren Ausdruck seiner gewaltigen Tätigkeit sich zu schaffen vermöge.

Warum können die Staatswesen der Neuzeit den Aufgaben der Verkörperung ideeller Mächte nicht mehr voll genügen? Das Wesen solcher Aufgaben bringt es mit sich, daß sie überschwenglich und enthusiastisch erscheinen, wo sie die Kunst betreffen, daß sie abstrakt und weltfremd bleiben, wo sie der

Wissenschaft angehören. Eine Mehrheit, die über Mittel der Gemeinschaft verfügt, wird auf dem Wege der geschäftsmäßigen Behandlung, wenn sie wohlmeinend ist, sich einer wohlbegründeten Nützlichkeit nicht verschließen; wohl aber wird sie jeder ausgesprochenen Idealität und Abstraktion, jeder fernsichtigen Zukunftssorge, jeder Überschreitung des notwendigen Maßes abhold sein, und im allgemeinen schon durch den natürlichen Ausgleich der entgegengesetzten Meinungen sich gezwungen sehen, den Weg des Mittels, des Mittelmaßes, der Mittelmäßigkeit einzuschlagen. Ein Bau, wie der des Kolosseums, der Peterskirche, ein Projekt wie das der Nobelstiftung, des lenkbaren Luftschiffs, des Bayreuther Festspielhauses, wäre von keiner Verwaltungsmehrheit gebilligt worden. Wollte man einwenden, daß vom Standpunkt der mechanischen Nützlichkeit ein Volk säkularer Werke nicht bedarf, so könnte, falls diese enge Betrachtungsweise überhaupt zugelassen werden soll, erwidert werden, daß bei gegebenen physischen und ethischen Vorbedingungen die wissenschaftliche Vertiefung eines Volkes über seine politische Macht entscheidet, und daß die sichtbaren Werke des höchsten Idealismus in gemeinstem Sinne als eine Quelle des Reichtums angesehen werden können. Paris wäre nicht die begehrteste Fremdenstadt der Welt ohne seine Architekturen; und die bedeutende Rente, die Italien von den Besuchern aller Länder bezieht, wäre nicht möglich ohne die Aufwendungen des römischen Senats, der Päpste und der fürstlichen Geschlechter der Renaissance.

Wendet sich nun angesichts dieser Unzulänglichkeit der Blick erwartend zum Monarchen, so wird

es fühlbar, daß dieser über die Mittel des Staates nicht mehr frei verfügt. Große Aufgaben sind noch in unsrer Zeit aus souveränen Vermögen bestritten worden, doch gehen die Forderungen eines ganzen Landes auch über königliches Maß hinaus. In allen Fällen wird es einem Souverän gelingen, für ein Werk, dem er seine eigene hohe Sanktion verleiht, Opferwilligkeit im Volke zu erwecken und so die Unzulänglichkeit der öffentlichen Einrichtungen auszugleichen; doch nicht ein jedes Werk, das vom Herrscher Hilfe zu erhoffen berechtigt ist, darf beanspruchen, daß er sich dafür mit seiner Person einsetze.

An dieser Stelle darf eine nicht leicht zu behandelnde psychologische Frage nicht unerörtert bleiben. Der Wert und das Wesen einer schönen und opferwilligen Handlung liegt darin, daß sie um ihrer selbst willen, nicht im Hinblick auf einen außerhalb stehenden Zweck oder Erfolg geschieht. Indessen wird der Kenner menschlicher Dinge nicht hart darüber urteilen, wenn in Ländern, die eine staatliche Anerkennung öffentlicher Verdienste pflegen, eine nicht geringe Zahl sonst sachlich empfindender Menschen sich bedrückt fühlt, wenn eine Leistung, die als wünschenswert betrachtet und von ihnen gern und freiwillig erfüllt wurde, im Gegensatz zu pflichtmäßigen aber immateriellen Verdiensten, ohne äußeres Zeichen öffentlicher Anerkennung von der Gemeinschaft hingenommen wird. So ist denn auch der Deutsche, in seiner Neigung, den eigenen Wert gering anzuschlagen, gern bereit, die offizielle Anerkennung über sein eigenes Urteil zu stellen, woher denn auch teilweise der oft verspottete Hang zu Titulaturen und Auszeichnungen rühren mag.

Diese offizielle Anerkennung aber kann im eigentlichen Sinne für materielle Leistungen nicht erfolgen; denn unter allen Umständen müssen Ehrenzeichen und Würden dem immateriellen, rein geistigen und ethischen Verdienst vorbehalten bleiben, sonst ziehen sie den Schein der Käuflichkeit auf sich und werden entwertet.

In diesem Sinne könnte man solche Länder glücklicher gestellt nennen, in welchen staatliche und fürstliche Anerkennungen nicht bestehen oder auf seltenste Fälle beschränkt sind. Vor allem dürfte man die Vereinigten Staaten als ein Land der Bürgertugend preisen, und vielleicht nicht zum wenigsten deswegen, weil dort die Opferwilligkeit mit keinem andern Verdienst vor der Öffentlichkeit wetteifert und daher sich selbst ihr Maß und ihre Schätzung bestimmt. Tatsächlich stellen amerikanische Schenkungen, Stiftungen und Vermächtnisse weit über den Rahmen der Kapitalansammlungen des Landes hinaus alles in Schatten, was die übrige Welt an Gemeinnützigkeit dieser Art kennt. Aber auch England, Holland, die Schweiz, selbst das neuzeitliche Griechenland sind uns in bürgerlicher Betätigung des Gemeinsinns überlegen.

II.

Diese allgemeinen Erwägungen müssen zu der Frage führen, ob bei dem hohen Stande intellektueller und ethischer Gesinnung, bei unvergleichlich aufstrebendem Volkswohlstand und Nationalvermögen, in Deutschland sich Institutionen schaffen lassen, die, auf dem Boden der Selbstverwaltung aufgebaut, bei der Erfüllung weittragender Aufgaben

in Wissenschaft und Kunst dem Staate sich zur Seite stellen und dem Monarchen eine Handhabe zur Förderung des kulturellen Lebens der Nation bieten.

Zur Schaffung eines Organs dieser Art bedarf es nur des Willens des Monarchen; seine gegebene Form ist die einer staatlich anerkannten Gesellschaft, für deren Aufbau, sofern sie den höchsten Forderungen gerecht werden soll, folgende Grundsätze entscheidend sein dürften.

1. Die Ziele der Gesellschaft müssen sich auf das gesamte Gebiet der Künste und Wissenschaften erstrecken.

Nur auf einer so weiten Grundlage kann es gelingen, einen großen Teil der verfügbaren wirtschaftlichen Kräfte der Nation zu einem gemeinsamen Werk zusammenzufassen. Die Gesellschaft soll fördern und unterstützen, nicht forschen, entwerfen und ausführen. Sie hat die Aufgabe, die bestehenden und zu schaffenden Institutionen der Kunst und Wissenschaft zu ergänzen, nicht mit ihnen in Konkurrenz zu treten. Sie bleibt frei in der Verwendung ihrer Mittel und frei in der Auswahl ihrer Aufgaben; die Durchführung überläßt sie den berufenen Korporationen, Behörden, Künstlern und Gelehrten, wobei es ihr unbenommen bleibt, notwendig erscheinende Bedingungen an ihre Mitwirkung zu knüpfen. Auch wird sie die Ergebnisse ihres Wirkens den Mitgliedern und der Öffentlichkeit zugänglich machen und so erneutes Interesse und gesteigerte Anteilnahme erwecken.

2. Die Gesellschaft muß eine gegenüber allen öffentlichen Vereinen weit eximierte Stellung einnehmen.

Ja sie muß ein Mittelglied zwischen einer staatlichen Institution und einem Verein bilden. Diese Stellung kann der Gesellschaft gesichert werden durch die Protektion des Königs, die Mitgliedschaft der Ministerien, die Auswahl und Rechte ihrer Mitglieder und Verwaltungsorgane, durch ihre Verfassung und durch ihren Namen. Dieser Name sollte durch Würde und Kürze bei weiter Fassung des Sinnes Bedeutung erhalten; auf eine nähere Bezeichnung der Ziele könnte verzichtet werden, da bei dieser vereinzelt dastehenden Institution die Kenntnis ihres Wirkens sich in gleichem Maße verbreiten und einbürgern wird wie etwa bei der Royal Society oder dem Institut de France. So dürfte als geeignetster Name vorgeschlagen werden: Königlich Preußische Gesellschaft.

3. Von einer übermäßigen Zentralisation in der Wirkungsweise der Gesellschaft ist abzuraten.

Wenn erhebliche Mittel aus allen Landesteilen herbeigezogen werden sollen, wenn ein Teil der Wohlhabenden des Landes der Gesellschaft die Bestimmung über Einkünfte überträgt, die bis dahin auch örtlichen Bedürfnissen zugute kamen, so sollte nicht der Vorwurf erhoben werden dürfen, man habe einzelne Bezirke zugunsten einer Zentralstelle bestehender Hilfsquellen beraubt. Es muß daher Sorge getragen werden, daß ein Teil der Einnahmen der Königlich Preußischen Gesellschaft für örtliche Erfordernisse von vornherein abgezweigt werde, wobei ein Einfluß auf die Verwendung dieser Teilbeträge immerhin der Zentralbehörde vorbehalten bleiben kann.

Im Sinne dieser Erwägung sollte davon abgesehen werden, von Anfang an die Königlich Preußische

Gesellschaft zu einer Reichsinstitution auszudehnen. Wenn auch zu hoffen und zu erwarten steht, daß die Gesellschaft auch außerhalb des Königreichs Zustimmung, Anhänger und Unterstützung findet, so sollte in erster Linie der Grundsatz beachtet werden, daß die Pflege der Künste und Wissenschaften zu den schönsten Vorrechten des Landesfürsten gehört. Vor allem aber darf die notwendige Forderung einer gewissen Dezentralisation nicht zu weitgehenden Beschränkungen der Verfügungsfreiheit der Zentralbehörde führen, wie dies der Fall sein würde, wenn verschiedene Staaten die Verwendung der Mittel zu kontrollieren beanspruchen.

4. Eine Institution, die große nationale Aufgaben erfüllen soll, muß ihre Wurzeln in die Tiefe der Nation erstrecken.

Wenn auch begüterte Staatsbürger zum Aufbau des Werkes berufen sind, so soll doch das Unternehmen einen möglichst weiten Kreis von Anhängern sich erwerben. Deshalb sollte außerhalb des Kreises der Donatoren, die durch erhebliche Zuwendungen für den Wirtschaftsbedarf der Gesellschaft aufkommen, einer unbeschränkten Zahl von angesehenen und bemittelten Persönlichkeiten der Beitritt als ordentlichen und außerordentlichen Mitgliedern freigestellt werden. Es sollte ferner im gleichen Sinne eines groß angelegten und nationalen Unternehmens so weit als tunlich dem Grundsatz der Selbstverwaltung Geltung verschafft werden. Es können lokale Behörden der Gesellschaft überwiegend aus Wahlen der Mitglieder hervorgehen; auch für einen Teil der Zentralbehörde können Wahlen bestimmend sein. Um indessen die Einheitlichkeit und Kontinuität der Führung zu wahren,

sodann um das Ansehen der Gesellschaft zu erhöhen, muß die Bestätigung sämtlicher Mitglieder der Zentralbehörde, die Berufung eines größeren Teiles derselben und die Ernennung des Präsidiums Vorrecht des Königs bleiben.

III.

Auf der Grundlage der soeben niedergelegten Fundamentalsätze darf nunmehr der Aufbau der Königlich Preußischen Gesellschaft entworfen werden.

1. Die Mitglieder zerfallen in ordentliche und außerordentliche. Sie sind zu Ortsgruppen und Provinzverbänden vereinigt. Die ordentlichen Mitglieder haben aktives und passives Wahlrecht für Ortsausschuß und Provinzausschuß. Die ordentlichen Mitglieder verpflichten sich zu einem Jahresbeitrag von 100 M., die außerordentlichen zu einem solchen von 50 M. Die ersteren erhalten das Recht, ein Abzeichen zu tragen.

2. Die Orts- und Provinzausschüsse vertreten die örtlichen und provinziellen Interessen der Gesellschaft; sie verwenden die ihnen überwiesenen Mittel und wählen aus ihrer Mitte einen Teil der Mitglieder des Senats. Orts- und Provinzausschüsse tagen unter Vorsitz eines Regierungsbeamten, sie können vom Senat durch Zuweisung von Mitgliedern ergänzt werden. Die Mitglieder der Provinzausschüsse führen den Titel Kurator der Königlich Preußischen Gesellschaft.

3. Der Senat besteht aus
   a) den von den Orts- und Provinzausschüssen erwählten und vom König bestätigten Mitgliedern,

b) den von wissenschaftlichen und künstlerischen Korporationen, von Universitäten und Akademien vorgeschlagenen und vom König bestätigten Mitgliedern,
c) den vom König bestätigten Donatoren,
d) den vom König ernannten Mitgliedern.

Der Senat verkörpert die Gesellschaft. Er beschließt über die Verwendung der Mittel der Gesellschaft, genehmigt die Rechnungslegung, ernennt eine wissenschaftliche, eine künstlerische und eine technische Kommission und wählt aus seiner Mitte die Hälfte der Mitglieder des Senatsausschusses. Die Mitglieder des Senats führen den Titel Senator der Königlich Preußischen Gesellschaft und erhalten Rang und Amtstracht.

4. Der Senatsausschuß besteht aus Senatoren, die zur Hälfte vom König ernannt, zur Hälfte vom Senat gewählt werden. Der Senatsausschuß führt die Geschäfte der Gesellschaft, bereitet die an den Senat gelangenden Anträge, sowie die Rechnungslegung vor und bedient sich der Mitwirkung der drei Kommissionen.

5. Das Präsidium wird vom König ernannt. Es besteht aus einem Präsidenten und fünf Präsidialmitgliedern, von denen je eines als Vizepräsident, Wissenschaftlicher Dezernent, Künstlerischer Dezernent, Geschäftsführer und Schatzmeister designiert ist. Das Präsidium leitet die Sitzungen des Senats, des Senatsausschusses und der Kommissionen. Es ist berechtigt, einen besoldeten Geschäftsführer, der nicht Mitglied der Gesellschaft zu sein braucht, zu bestellen.

6. Das Protektorat übt der König aus, dem neben den erwähnten Prärogativen die Genehmigung aller grö-

ßeren Zuwendungen sowie die Ernennung der Ehrenmitglieder und Ehrenpräsidenten vorbehalten bleibt.

IV.

Die Einkünfte der Gesellschaft setzen sich zusammen

a) aus den Beiträgen der ordentlichen Mitglieder,
b) aus den Beiträgen der außerordentlichen Mitglieder,
c) aus den Zuwendungen der Donatoren. Diese bestehen entweder
   in einem Jahresbeitrag von mindestens 3000 M. oder
   in einem einmaligen Beitrag von mindestens 30 000 M.,
d) aus den Zuschüssen des Staates bezw. der Ministerien,
e) aus Stiftungen, Vermächtnissen und Zinsen.

Die Verteilung der Einkünfte geschieht wie folgt:

Aus den Einkünften unter a) und b) (Beiträge der ordentlichen und außerordentlichen Mitglieder) dürfen zunächst Orts- und Provinzausschüsse bis zu 5% für örtliche und provinzielle Verwaltungskosten zurückbehalten. Der Überschuß wird an die Senatskasse abgeführt.

Alle übrigen Einkünfte gelangen unmittelbar in die Kasse des Senats. Hier werden sie in der Weise alljährlich verteilt, daß 60% zur Verfügung des Senats verbleiben, während 20% an die Ortsgruppen und 20% an die Provinzverbände überwiesen und im Verhältnis der Mitgliederzahlen aufgeteilt werden. Stiftungen, Vermächtnisse und Zinseingänge bleiben von dieser Verteilung ausgeschlossen und zur Verfügung des Senats.

SCHULE UND BILDUNG

I.

Der Nutzeffekt unsrer Schulen erscheint mir in manchem Sinne unzulänglich. Es ist ein Unding und durch kein Gerede vom abstrakten Wert des Sprachstudiums zu beschönigen, wenn ein junger Mensch neun Jahre mit Latein geplagt wird, um am Ende dieser Zeit die Sprache weder lesen noch schreiben noch reden zu können. Diese Unzulänglichkeit beweist nicht, daß es falsch ist, klassische Sprachen zu lehren, sondern vielmehr, daß man sich daran gewöhnen soll, sie wirklich zu lehren, anstatt sprachliche Übungen mit rein theoretischen Zielen zu betreiben.

Wenn ich mich frage, warum in meiner Kindheit nicht richtig gelehrt wurde, so habe ich nur die eine Antwort: das, was man damals Lehren nannte, war eine Verwaltungsmaßnahme, aber kein Unterricht. Das sogenannte Lehren bestand aus drei Teilen:

1. dem, was man durchnehmen nannte,
2. dem, was der Schüler für sich zu Hause zu besorgen hatte,
3. dem Überhören und Kontrollieren.

Nummer 1 trat ziemlich in den Hintergrund, obwohl es die Hauptsache hätte sein sollen: in mehr oder mindei geschickter Weise umschrieb der Lehrer den Inhalt eines Lehrbuchkapitels und suchte sich durch Stichproben zu überzeugen, ob der eine oder andre Schüler es für notwendig erachtet hatte, bei dieser vorläufigen Ausführung, die ihm das eigentliche häusliche Lernen nicht ersparte, aufzumerken.

Nummer 2 war die Hauptsache und derjenige Akt, durch den wir die Kenntnisse sammelten, die

uns geblieben sind. Geblieben sind sie freilich nur wenigen von uns, denn wenn ich heute ehemalige Mitschüler treffe, so gestehen mir die meisten, daß sie von ihrem Schulstudium nur einiges Methodische, kaum mehr etwas Tatsächliches behalten haben. Die häusliche Tätigkeit, die inzwischen — ich weiß nicht ob zum Vorteil oder zum Nachteil des Lernens — beschränkt worden sein soll, nahm damals viele Stunden des Tages in Anspruch; ich erinnere mich an Schüler, die bis zu acht und zehn Stunden häusliche Arbeiten zu machen gewohnt waren.

Nummer 3, die eigentliche Verwaltungsmaßnahme, verlief seltsam. Der Lehrer stand vor der Aufgabe, fünfundvierzig Schülern am Ende des Vierteljahrs ein Zeugnis zu erteilen. Er glaubte sich nun gezwungen, andauernd für diese Zeugnisse Material zu sammeln. Jede Antwort bekam eine Zahlenbezeichnung. Der Schüler wußte in jedem Augenblick, wie seine Papiere standen; hatte er den nötigen Gnadenschatz angesammelt, so setzte er sich zur Ruhe und verfocht das Dekorum nur noch insoweit, als er sich bemühte, bei Unaufmerksamkeiten nicht ertappt zu werden. Diese Bemühung war die schrecklichste Aufgabe, deren ich mich aus meiner Schulzeit erinnere. Hunderte von Stunden hatten wir zuzuhören, wie das Inquisitionsverfahren bei mehr oder minder begabten Schülern in aktenmäßiger Form fortgesetzt wurde. Der Zeitverlust, der hieraus für die Begabteren entstand, war unersetzlich. Die grotesken Einzelheiten dieses jahraus, jahrein fortgesetzten Prüfungsaktes zu erwähnen gehört nicht hierher. Daß eine gewisse Kontrolle des Lernens erforderlich ist, verkenne ich nicht,

daß aber diese Kontrolle schließlich die ganze Lehrtätigkeit überwucherte, halte ich für einen uneinbringlichen Schaden.

Suche ich nun festzustellen, was die Ursache einer so verfehlten Schultätigkeit war, so komme ich zu noch betrübenderen Ergebnissen.

Ich habe mit drei Schulen zu tun gehabt, zwei Klassen garnicht, zwei in je einem halben Jahr abgetan, und im Alter von siebzehn Jahren mein Abiturientenexamen gemacht. Ich war also nicht eigentlich ein verärgerter oder vergrämter Schüler und nicht von üblem Willen gegen meine Lehrer erfüllt. Immerhin muß ich heute rückblickend mir eingestehen, daß nicht ein Zehntel meiner damaligen Lehrer den Menschen ähnlich sahen, die ich nachmals in Leben kennenlernte. Erst spät habe ich begriffen, von wie wenig geistig bedeutenden Leuten wir unterrichtet wurden. Ihre teilweise sonderlichen, teilweise grotesken Eigenschaften beurteilten wir schon als Schüler.

Auch hier unterlasse ich es, Illustrationen beizufügen. Als ein typisches, durchaus nicht das Maß durchschnittlicher Absonderlichkeit überschreitendes Beispiel erwähne ich nur, daß einer unsrer Literaturlehrer im Laufe des Jahres ein paar Dutzend mal die Frage wiederholte: „Non, was war der Unterschied zwischen Schiller und Goethe?“, worauf die Antwort erteilt werden mußte: „Schiller sprach von seinen Arbeiten in der Zeit der Produktion, während Goethe es nicht tat.“

Es ist seltsam, wie vielfach ehemalige Schüler in der Beurteilung der Seltsamkeit ihrer Lehrer übereinstimmen, und es ist ein schönes Zeichen für die Gutartigkeit des deutschen Humors, daß dieser Dinge späterhin nur lächelnd Erwähnung geschieht,

indem man sich der überstandenen Gefahren und Sorgen freut und niemand etwas nachträgt.

Auch ich trage niemand etwas nach, aber ich kann den schweren Verlust nicht verkennen, der meiner Generation, soweit sie unter ähnlichen Bedingungen stand, durch die Eigenart einzelner Lehrerkollegien erwachsen ist. Ich weiß, daß es zu meiner Zeit — und vor allem früher — Lehrer von umfassendem Wissen, von großer Arbeitsfreudigkeit, Opferwilligkeit, hoher Gesinnung und heißer Liebe zu ihrer schönen Aufgabe gab. Daß ich und andre so wenige dieser hervorragenden Männer kennenlernen durften, ist schmerzlich, und ich kann nur hoffen, daß sich in diesen letzten dreißig Jahren das Verhältnis gebessert hat.

Frage ich mich nun: wie konnten aus gutem deutschen Material so viele Sonderlinge entstehen, so muß ich zunächst auf eine Erfahrung aus meiner Studentenzeit zurückgreifen.

Die Philologen waren damals nicht sonderlich beliebt; sie kamen aus kleinen Verhältnissen, führten ein unfrohes Studium und waren in einem ähnlichen Konflikt wie die Theologen: sie konnten mit der Würde ihres künftigen Standes die Freiheiten des studentischen Lebens, das ihnen überdies vielfach geschmälert war, nicht in Einklang bringen. Denkt man sich nun einen solchen jungen Menschen plötzlich auf ein Katheder gesetzt, von einer Schar jugendlicher Untertanen (denn so faßten sie es auf) umgeben, so kann man sich vorstellen, daß eine seltsame Gemütsstimmung in dem Alleinherrscher dieser kleinen Schar entstand, die niemals widersprechen und nur, wenn sie aufgerufen wurde, schüchtern antworten durfte.

Auf der andern Seite setzten die schweren Sorgen des Tages ein: ein jahrelang gleichbleibendes Pensum, Ärger mit Vorgesetzten, Überlastung mit Arbeit, geringe Bezahlung und Nöte des Hausstandes. Denkt man sich ein solches Leben, das niemals im äußeren Kampf wirken durfte und sich dafür im wehrlosen Kreise der Unterworfenen erholte, so ist die Erklärung mancher Absonderlichkeiten gegeben, zumal wenn man in Betracht zieht, wie wenig der Gesundheit förderlich die Lebensweise des damaligen Schullehrers verlief.

Wie gesagt, ich weiß nicht, wieweit sich seither die Verhältnisse geändert haben. Eine gründliche Gesundung scheint mir nur möglich, wenn der Beruf des Lehrers zu einem so begehrenswerten gemacht wird, daß viele der Besten des Landes sich zu diesem Berufe drängen und eine scharfe Auslese der geeignetsten stattfinden kann.

Man bedenke, daß die ganze junge Kraft und Zukunft der Nation zwölf Jahre lang wehrlos den Händen eines Standes überlassen ist. Kein Erziehungsproblem übertrifft an Bedeutung die Aufgabe, die denkbar besten, befähigtsten und edelsten Lehrkräfte des Volkes auszufinden und zu verwerten.

Einen Willen zur praktischen Verwirklichung solcher Auffassungen habe ich bisher an keiner verantwortlichen Stelle gefunden, am wenigsten in den gesetzgebenden Körperschaften. Ich kann mir denken, was die Parlamente sagen würden, wenn man ihnen vorschlüge, die Lehrergehälter zu verdoppeln und dafür die strengste denkbare Auswahl zu üben. Eine allmähliche Verwirklichung dieses Idealprinzips sehe ich daher einstweilen nur in der Privatschule.

Wenn einmal die Überzeugung durchdringt, welch unermeßliche Bedeutung der Erziehungsfrage innewohnt, so wird vielleicht ein Stamm von Vätern schulpflichtiger Söhne sich finden, dem die Frage der Erziehungskosten eine geringere Rolle spielt als unwichtigere Posten des Haushaltes. Es werden sich Schulgenossenschaften bilden, die ohne Besorgnis vor Erhöhung des Schulgeldes sich ihre Lehrkräfte zusammenstellen, sie unter die Leitung eines bedeutenden Fachmannes ordnen und dafür sorgen, daß der Effekt der Lehrzeit sich steigert, ihre Dauer sich vermindert, körperliche Übungen zu ihrem Rechte kommen, und dem heranwachsenden Geschlecht eine lückenlosere Bildung in einer Schulzeit beschieden wird, die nicht wie die unsre eine Zeit der Geistesqual, sondern eine Zeit der Jugendfreude sein würde.

II.

Junge Leute, die sich im Wirtschaftsleben betätigen sollen, müssen vorgebildet sein wie alle andern, wie künftige Offiziere, wie künftige Gelehrte, wie künftige Künstler. Die Spezialisierung, die unser Leben und unsre Bildung zerstückelt, darf nicht in die Jugend und in die Schule dringen. Wer kann wissen, wie ein Junge sich entwickelt, der mit sieben oder acht Jahren das Schulzimmer betritt? Sollen wir Vorsehung spielen und ihn in Fachschulen aufziehen, damit er bei erwachtem Bewußtsein alle Wege bis auf einen verschlossen sieht? Oder soll es gar eine universelle Fachschule geben, die darauf gestellt ist, nach Automatenart künftige Juristen,

Bankiers und Landwirte, jeden mit vorgearbeiteten Spezialkenntnissen, herausspringen zu lassen?

In unsrer höheren Schulbildung und philosophischen Universitätsbildung liegt das einzige Band, das die auseinanderbrechende Welt der Gedankensonderung noch zusammenfaßt. Die Schule ist keine Präparandenanstalt, sondern ein Bildungsmittel. Das Ziel der Schule sehe ich nicht in Fachkenntnissen, nicht in Fachvorbereitung, sondern in der Erziehung des Geistes und, soweit es möglich ist, der Seele.

Diejenigen Kenntnisse sollen in der Schule gelehrt werden, die jeder Mensch, dem eine deutliche Vorstellung der Bildung zuteil geworden ist, sich rückblickend wünschen darf und die man ihm wünschen muß. Für die Spezialisierung sorgt die eigene Wahl, das abgesonderte Studium und die Praxis des Lebens. Das Material, das für alle Berufe gleichmäßig erfordert wird, heißt: gebildete Menschen.

Das Ideal, das ich aufstelle, nähert sich dem Ideal der bekannten humanistischen Erziehung, aber es nähert sich nicht dem Ideal der Schulen, die ich vor dreißig Jahren besuchte, und die den Namen der Humanität nicht rechtfertigten.

Bildung entsteht, wenn Ideen und Kenntnisse aufgenommen und zu eigen gemacht werden. Sie entsteht nicht, wenn das Bildungsmaterial Gegenstand mnemotechnischer oder dialektischer Übungen wird. Eine Vorstellung der gewaltigen römischen Prosadichtung erwirbt ein junger Mensch, wenn er Tacitus liest und mit Hilfe der Erklärungen, die man ihm gibt, verstehen lernt. Er erwirbt sie nicht, wenn zehn Zeilen einer taciteischen Seite auf Satzkonstruktion oder etymologische Einzelheiten hin

durchgeackert und dann bis zum übernächsten Tage auf Eis gelegt werden.

Den Geist der lateinischen Sprache kann derjenige erben, der lateinisch versteht, nicht derjenige, der einen unfruchtbaren Besitz an sogenannten Vokabeln und Satzkonstruktionen erworben hat, und dem die richtige Verwendung einer Partikel als höchstes Sprachgesetz eingeschärft worden ist.

Die Grunderfordernisse des Bildens bestehen, wie mir scheint, in der richtigen Wahl des Stoffes, in der richtigen Art des Lehrens und in der Gewinnung derjenigen Gemütsstimmung, die der erworbenen Kenntnis angemessen ist.

Was die Auswahl des Stoffes betrifft, so ist das Produkt einer jahrhundertelangen humanistischen Tradition hochzustellen. Die deutsche Sprache ist die Grundlage unsrer wissenschaftlichen Bildung. Ihr farbiger Reichtum, ihre seltsame Geschichte, ihr Wortschatz, ihre Kunst, Gedanken aufzubauen und zu gestalten, muß empfunden werden. Die Werke der Dichter und Denker müssen in einem Umfange bekannt sein, der weit über das Maß jener Semestralarbeit hinausgeht, die den Egmont, in sechzig Portionen zerspalten, als eine Art historisch-grammatischen Demonstrationsobjekts betrachtet.

Die beiden klassischen Sprachen erschließen uns die höchsten Güter des antiken Besitzes. Aber sie müssen verstanden werden. Als Übungsplätze für mnemotechnische, grammatikalische und etymologische Gymnastik sind sie zu gut. Es ist wichtiger, daß ein gebildeter Mann mit vierzig Jahren einen Gesang der Ilias lesen kann, als daß er mit siebzehn alle Wörter aufzählt, bei denen ein Digamma verloren gegangen ist.

Meine Auffassungen über religiösen Unterricht sind subjektiv; ich lasse sie daher unerwähnt. Eine Grundlage für mathematische, physikalische und chemische Kenntnisse ist erwünscht, soweit sie in die Denkformen dieser Fächer einführt. Naturwissenschaft im einzelnen ist Spezialgebiet und sei späterem Interesse vorbehalten. Dagegen ist eine eingehende Kenntnis der geschichtlichen Entwicklung politischer und kultureller Art in höchstem Sinne wichtig. Ich wage nicht, dieses Gebiet oberflächlich zu berühren. Nur so viel möchte ich sagen, daß mir eine Anschauung der Epoche erheblicher erscheint als Kenntnis der Kriege, Dynastien und Daten. Bildliche Vorführungen, Besuche von Baudenkmälern und Museen lassen eine Epoche anschaulicher werden als eine aus den Namen Franz und Ludwig bestehende Regentenliste.

Kann ich der Auswahl des Stoffes, so wie sie vor einem Menschenalter üblich war, im allgemeinen zustimmen, so ist dies hinsichtlich der Lehrmethoden nicht der Fall. Ich habe gesagt, daß zu meiner Zeit erheblich mehr aufgegeben, geprüft und überhört wurde als gelehrt. Ich habe die Gründe dieser seltsamen Erscheinung berührt, und bin zu dem Schluß gekommen, daß es nicht die Schuld der Schule, sondern die Schuld der Lehrer war. Unter den Verhältnissen, die ich kennenlernte, war an das Element, das ich als dritte Grundlage der Bildung bezeichnet habe, nämlich die rechte Erkenntnis der Gemütsseite aller Bildung, nicht zu denken.

Grundbedingung alles geistigen Wachstums ist freudige Begeisterung. Wenn der unermeßliche Schatz alter und junger Kenntnis vor jugendlichen Menschen ausgebreitet wird, so bedeutet dies die

Auslösung eines unaussprechlichen Glückes. Es ist mir heute kaum begreiflich, wie an die Stelle dieses Glückes eine zwölfjährige Periode von Angst, Kummer, Not und Langerweile treten konnte. Es mag eine schwere Aufgabe sein, wenn von einem Lehrer, der sich selbst nicht glücklich fühlt, verlangt wird, daß er jahraus, jahrein das Glück des Lehrens in die Herzen seiner Schüler strahlen lasse. Nur starke Menschen werden es können, und nur solche, denen wohltätige Lebensbedingungen geschaffen werden.

In Sorgen und Langerweile aber darf der Schatz unsrer Kultur nicht zerbröckeln. Besser ist es, es werde überhaupt nicht gelehrt, als es geschehe verdrossen. Ich habe Menschen kennengelernt, denen die Ilias durch die Schule so verleidet war, daß sie das Buch erst in späten Jahren oder gar nicht mehr öffneten. Es hat nichts auf sich, die Ilias einem jungen Menschen vorzuenthalten; sie ihm verderben, bedeutet, ihm seinen Anteil am Weltbesitz verkümmern.

Es ist aber nicht allein die Stimmung der Begeisterung, die das Gelernte zu seiner wahren Verwendung emporträgt: Urteil und auch Kritik werden in jugendlichen Geistern rechtzeitig ausgelöst werden müssen. Es sind mir Lehrer vorgekommen, die den Ausspruch taten: „Ein junger Mensch habe nicht zu urteilen.“ Ein junger Mensch, der nicht frühzeitig in aller Bescheidenheit und mit allem Respekt vor großen Dingen und Menschen sich ein Urteil bildet, wird auch als alter Mensch kein Urteil gewinnen. Hält man die Jugend tatsächlich des Urteilens nicht für fähig, so hat man nicht das Recht, ihr diese Schätze anzuvertrauen, denn man müßte befürchten, daß sie in urteilslosen Geistern bodenlose Verwirrung anrichten. Durch Ur-

teile werden Erfahrungen eingereiht, geordnet und in die aktive Sphäre des Geistes getragen, urteilslos aufgespeichert bleiben sie auswendig gelernte Paradigmen.

Ich wiederhole: An der Schule, die wir besitzen, scheint mir wenig änderungsbedürftig, ausgenommen die Erfassung des Endziels, das nicht in gymnastischer Fertigkeit und mnemotechnischer Belastung, sondern in erworbener Bildung bestehen soll.

Viel zu ändern wäre nach meiner Erfahrung an der Art des Lehrens; und diese Frage ist eine Frage der Menschen.

1912

UNGESCHRIEBENE SCHRIFTEN

Alles, was in der Welt unsre Seele und unsre Sinne erhebt, ist: Aus der Verworrenheit der Erscheinung hervortretende Gesetzmäßigkeit.

Der Inbegriff aber aller Gesetzmäßigkeit ist die innere Notwendigkeit.

Je mehr wir uns der Gottheit nähern, desto mehr erscheint uns von der Welt innerlich notwendig. Denn der Gottheit und in der Gottheit ist alles notwendig; in ihr und durch sie vermählt sich Wille und Schicksal, Zufall und Gesetz.

So ist in der Gottheit die Welt zugleich schön und gut, notwendig und verständig, phantastisch und wahr.

*

Das Gesetzmäßige wird vom Geist erkannt, von der Seele empfunden. Wahrnehmung des Gesetzes ist Erkenntnis, Empfindung des Gesetzes ist Kunst, Anwendung des Gesetzes ist Ethik, Ahnung des höchsten Gesetzes ist Religion.

*

Das Gesetz ist das einzige Absolute, das sich erkennen und empfinden läßt, gleichviel, ob es sich in der Erscheinung, im inneren Empfinden oder in den Sinnen äußert. Das Gesetz eines Rhythmus empfindet der Geist ohne Zutun des Ohres, das Gesetz eines Baumes nimmt das Kind wahr, das Gesetz eines Kreises erkennt und wählt der Ungeschulte aus einer beliebigen Zahl von Ovalen, das Gesetz der Attraktion fühlt der unbewußte Leib. Das Gesetz, das sich scheinbar als Kausalität äußert, beherrscht unser Denken.

*

Es ist unmöglich, ein räumlich oder materiell Unendliches, also Unbegrenztes, zu denken, weil wir jedes räumliche Ding nur unter dem Bilde seiner Oberfläche, also seiner Begrenzung, erfassen.

Dagegen ist das Zeitliche, oder, was dasselbe ist, das zahlenmäßig Unendliche denkbar, weil wir das Zeitliche von der Gegenwart, also vom Mittelpunkt aus erfassen, mithin keiner Grenze bedürfen.

Unbewußt haben diejenigen Philosophen den Sachverhalt zugegeben, die sich bemühten, aus der Welt eine periodische Funktion zu machen.

Dagegen haben alle diejenigen gegen den Satz verstoßen, die in scholastischer Wortbefangenheit das „Unendliche“ sozusagen qualitativ und moralisch bewerteten, als etwas Löbliches hinstellten und es daher für die göttliche Majestät beanspruchten.

In Wahrheit kann nur etwas Begrenztes vollendet sein. Vollkommenheit aber ist im Sinne des Anthropomorphismus jedenfalls das wünschenswerteste göttliche Prädikat

Behält man den ersten Satz bei, so erhält man eine unendliche Reihe ineinander bestehender endlicher Welten und eine unendliche Reihe nebeneinander bestehender endlicher Welten.

*

Alles Abbild des Wesentlichen, des Transzendenten und Ewigen im Spiegel des menschlichen Geistes ist unveränderlich und gleich, von Mose bis Plato, von Lionardo bis Goethe: hier waltet keine Originalität. Originell ist nur das Menschliche: die Trübung.

*

Im englischen Parlament ist es Sitte, daß der Redende nicht an die Mitglieder des Hauses, sondern an den Sprecher sich wendet.

So ist jede geistige Produktion Zwiesprache, Anrede an den Sprecher der Welt. Das Haus, das im Dunkel liegt, mag sie vernehmen; der Sprecher versteht, doch erwidert nicht.

*

Wollte man ein Geistesopfer erfinden, das den Menschen im unmittelbaren Verhältnis seiner Intelligenz belastet, gewissermaßen eine progressive Besteuerung des Geistes: so konnte man nichts Wirksameres erdenken als den dogmatischen Glauben.

*

Wer die Welt an Zwecke bindet, den frage, ob das Allegro einer Symphonie das Adagio zum Zweck habe oder ob das ganze Werk des Schlußakkordes wegen da sei.

*

Wer die aufgehende Sonne begrüßt, preist und anbetet, wird sich von mürrischen Gelehrten nicht irr machen lassen, die ihm beweisen, das Gestirn sei ein toter Körper ohne Augen, Ohren und Gefühl und sein Aufgang wie sein Untergang ereigne sich in jedem Moment auf einem andern Erdstrich. Denn die Empfindung und Erhebung ist unendlich wahrer, realer und tiefer als das Symbol, das ihr als Richtpunkt, Bote und Mittler dient.

*

Die Welt ein Strom, ohne Anfang und Ende, Ursache und Ziel. Geschwellt von eigener Kraft, wallend in eigener Schönheit, ohne Entwickelung, aber in steter Folge. So entstehen Wirbel und Strömungen, Schnellen und Kaskaden; jeder Teil wirkt auf den andern, das allgemeine Gesetz beherrscht das Ganze.

Aber seltsam: Vom allgemeinen Gesetz lösen Teile sich los; sie enthalten eigene Gesetzmäßigkeiten: das Individuum schafft sich Zwecke. Sind diese Zwecke gesetzmäßiger Art, wie die von Natur erzeugten Instinkte, so haben sie noch eine der Allgemeinheit gleichgerichtete Wirkung. Aber sie sondern sich weiter: und so entsteht Gesetz gegen Gesetz.

So wird der Zweck zum naturfeindlichen Prinzip.

*

Alle menschliche Denkung und Handlung ist entweder organisch und naturfördernd oder kompliziert und naturfeindlich.

Diese Gegensätzlichkeit ist keine absolute, aber der relative Kontrast läßt sich durch Beispiele abbilden.

Zucker ist ein reiner, kristallinischer, schätzbarer Stoff, ebenso Kochsalz und Quarzsand. Vermische die drei Zutaten, so entsteht ein Gemisch, das freilich im letzten Sinn auch noch gesetzmäßig ist, aber nicht annähernd in dem Maße, wie jeder der drei Bestandteile für sich.

Oder: wir freuen uns an der hydraulischen Gesetzmäßigkeit eines Springbrunnens. Setze dem Strahl ein rundes Plättchen wagerecht entgegen, so wird eine Glocke aus Wasserwänden sich bilden, die allenfalls noch als ein fremdlich Organisches ange-

sprochen werden mag. Laß aber den Strahl gegen eine willkürlich geformte und gestellte Oberfläche spritzen, so zerteilt er sich in einen gleichgültigen Zufallsregen, in dem zwar noch alles nach hydraulischen und Gravitätgesetzen hergeht, die ursprünglich einfache schöne Gesetzmäßigkeit dagegen zersplittert ist.

*

Durch alle Adern der Natur strömen die Wellen der Urkraft zu jeder Zeit deiner Seele entgegen, um in ihrem Brennpunkt die Welt von neuem fort und fort zu erzeugen. Ob sie durch Äther, Luft und Erde ihren Weg genommen haben, empfängst du sie als ein fleckenloser Spiegel. So trägst du die Verantwortung für die Welt in jedem Augenblick.

*

Die Naturforscher staunen über gewisse Phänomene von scheinbar höchster teleologischer Schlauheit, denen sie bei organischen Wesen begegnen, so bei Bienenschwärmen und Ameisenvölkern, deren Gewohnheiten und Einrichtungen bewußtem Denken entsprossen scheinen.

Der Darwinismus mit seinen handgreiflichen Erklärungen vom Recht des Stärkern und Überlebenden löst solche Rätsel nur unvollkommen, indem er Kampfspiele veranstaltet, die nie ein Mensch gesehen hat noch sehen wird.

Folgende Erwägung scheint für einzelne Betrachtungen anwendbar:

Alles Organisierte, durch die Reihe der Generationen verfolgt, ja, alles Kontinuierliche im unorganischen Leben ist rhythmische Bewegung,

Periodizität. Die mathematische Funktion eines Ameisenhaufens, durch Generationen betrachtet, ist eine periodische.

Es ist augenscheinlich, daß in der Unendlichkeit aller möglichen Bewegungsformen alle diejenigen periodischen entstehen mußten, die mit den gegebenen physikalischen Gegebenheiten vereinbar waren. Es gibt auf der Erde genau so viele Organismen wie (durch Generationen betrachtete) Lebensmöglichkeiten. Ändern sich die Lebensbedingungen, so werden neue Lebenskomplexe möglich, alte unmöglich.

In den Alpen sind weder diejenigen Wasserläufe übriggeblieben, die die schwächeren aufgefressen haben, noch hat Gott jedem Talbewohner einen eigenen Bach gemacht: nein, vielmehr fließen genau so viele Bäche und Flüsse, wie bei gegebener Regenmenge und gegebenem Aufbau des Gebirges möglich sind, und jede wichtige Änderung dieser Gegebenheiten wird neue schaffen oder abschaffen.

*

Sophisma im Sinn des Eleaten Zeno. Man sagt: Hundert Jahre sind für Gott ein Tag. Das ist falsch: ein Tag ist ihm so lang wie hundert Jahre.

Wäre ich so klein, daß zwei benachbarte Holzfasern für meinen Sinn die Entfernung von zehn Seemeilen hätten, so würde eine menschliche Hand, die über die Tischplatte streicht, mir mit wahnsinniger Geschwindigkeit zu fliegen scheinen: denn für die zehn Seemeilen braucht sie ein Tausendteil Sekunde.

So, wie ich bin, scheint mir die Bewegung lang-

sam. Die Zeit wird mir also länger als meinem kleinen Abbild; und dem Gott muß die Zeit demnach unendlich länger werden als mir; ein Tag muß ihm wie hundert Jahre vorkommen.

Einzuwenden wäre: daß die Dauer des Lebensprozesses das Maß für die Empfindung der Geschwindigkeitsgrade ist. Wenn also das kleinste Wesen entsprechend schnell oder kurz lebt, so ist der Begriff seiner Zeit ein andrer. Hiergegen ist anzuführen, daß die Lebensprozesse der kleinsten Wesen, die wir kennen, nicht in dem Verhältnis kürzer sind; ein Insekt dürfte sonst nur einen Tag und ein Bazillus nur eine Minute leben.

*

Chemische Weltanschauung. Der anorganische Kosmos strebt danach, gesättigte Verbindungen herzustellen. Das heißt: alle freien Affinitäten zu sättigen. So ist unsre Erde ein fast neutralisiertes Gemenge; ein wenig Sauerstoff in der Atmosphäre läßt ihr einen Rest freier Affinität.

Ganz im Gegensatz strebt der vegetative Organismus danach, mit Hilfe physischer Energie die gesättigten Verbindungen aufzuschließen, um hochkonstituierte, zersetzungsfähige, energiehaltige Körper zu schaffen, die dann durch spielende Einwirkung des freien Sauerstoffes hin- und hergestaltet werden.

Das organische Leben strebt somit danach, den kosmischen Prozeß aufzuheben und umzukehren. Es ist, als ob das Leben aus einer andern Welt stammte, in der unsre kosmischen Vorgänge umgekehrt, also regeneriert werden.

*

Das, was den oberflächlich denkenden Geist vor der Unfreiheit des Willens zurückschrecken macht, ist die Furcht, kraft seiner Schwächen verurteilt zu sein, ein inneres Leben zu führen, das er nicht führen will: „So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen!"

Das Goethewort ist wahr, nicht die Folgerung. Weißt du denn, wie du bist? Ist deine Furcht vor dir selbst stark genug, einen starken Willen auszulösen, so wirst du bis in die innersten Zellen deines Körpers und deiner Seele wirken. Was hat aus Fischen Vögel gemacht und aus Tieren Menschen? Doch nicht gar Zuchtwahl und Recht des Überlebenden? Furcht und Wille haben das Wunder geschaffen, die heute noch stark genug sind, Flügel wachsen zu machen und Dumpfheit zu beseelen, sofern sie sich der selbstzerstörenden Eigensucht entringen.

*

Wie das Leben die Tendenz hat, das Materiell-Anorganische aufzuheben und umzukehren, so hat das Seelenhafte die Tendenz, das Leben und das Organische aufzuheben und umzukehren: indem es nämlich imstande ist, entgegen der Entwicklung und Erblichkeit die Grundvoraussetzungen des Charakters zu modeln, und zwar durch Erkenntnis und Willen.

In diesem höchsten Sinn hat der Satz der Stoiker recht, daß Tugend lernbar sei.

*

Was trennt dich von deinem Nächsten? Warum sind seine Gedanken nicht deine Gedanken, seine

Freuden nicht deine Freuden, sein Schmerz nicht dein Schmerz, sein Glück nicht dein Glück? Euch trennt die Furcht der Seele. Die Furcht schafft das Individuum.

Was eint dich mit deinem Nächsten? Was macht dich zum Kind und Gatten, zum Menschen, zur Natur, zur Gottheit? Dich eint die Liebe. Sie schafft aus dem Individuum die Welt.

Kannst du noch wagen, an die Ewigkeit der Individualität zu glauben? Kann Natur die Furcht verewigen und die Liebe vernichten?

Was du bist und warst, bleibt der Ewigkeit erhalten, aus Liebe; der Schatten deiner Individualität verbleibt der Welt.

*

Individualität ist das, was dich von der Welt absondert; Liebe das, was dich ihr verbindet. Je stärker die Individualität, desto stärker erfordert sie Liebe.

*

Wir lieben an Menschen nicht ihre Vollkommenheiten, sondern ihre Schwächen.

Ein vollkommener Mensch, der in seiner Größe unter uns träte, würde uns zu kalter Bewunderung erstarren machen. Er besäße weder Persönlichkeit noch Charakteristik, weder Tugend noch Laster.

Wir lieben die Schwächen, und zwar diejenigen, durch welche die Stärken hindurchleuchten.

So lieben wir auch an der Weltgottheit die Bedingtheit und Verhüllung. Das Absolute ist Entsetzen erregend.

*

Wir sehen nicht den Spiegel, sondern das Bild; wir lieben nicht den Menschen, sondern durch den Menschen.

*

Was nach außen als Individuum erscheint, das erscheint nach innen als Assoziation. Und was zur Assoziation zusammenfaßt, das ist, kollektiv betrachtet, Ichgefühl, elementär betrachtet, Liebe.

*

Der Schöpfungsprozeß als Sammlungsphänomen. Sie Schöpfung ist ein fortschreitender Assoziationsprozeß: der Atome zum Molekül, der Zellen zum Individuum, der Individuen zum Stamm. Es ist eine Addition des Gleichen zum Gleichen, der Materie zur Materie, des Geistes zum Geiste, wie wenn nach einer Katastrophe, einer babylonischen Verwirrung, einer verlorenen Schlacht die versprengten Teile sich sammeln.

*

Beim Prozeß des Denkens sind zwei Vorgänge zu unterscheiden. Während wir nur auf die Reihenfolge der Gedankenbilder zu achten pflegen, weil sie das Tatsächliche, sozusagen den Text des Denkens darstellen, bewegt sich im Untergrunde des Bewußtseins, gleich einer leisen Musikbegleitung, eine Reihe von eigentümlich gefärbten Lust- und Unlustempfindungen. Die Färbung dieser Unterempfindungen ist vielfältig und wechselnd, doch so, daß sie für verschiedenartige Gedankenbilder die gleiche bleibt. Die Begleitung ist früher da als der Gedanke selbst, den man oft erst herbeisuchen muß; sie

selbst bildet die Kette der Verknüpfungen, während die Gedanken, wie die Gefäße einer Paternosterkette, unter sich unverbunden, an den Gliedern dieser Kette haften. Hieraus erklärt sich die Bedeutung des Unbewußten, der Phantasie, für das produktive Denken. Die äußerste Klarheit eines Bildes bringt an sich keine Verknüpfung zustande; nur der Gefühlswert einer Erfahrung entscheidet darüber, ob sie Kraft genug haben wird, um als überraschende Assoziation hervorzutauchen, sobald ein späteres Bild den Gleichklang herausfordert.

Daher kommt es, daß die Eigenschaften starken Gefühlswiderhalls beim Aufnehmen neuer Eindrücke und phantasievoll starker Produktivität stets gepaart auftreten.

*

Will man ermessen, was die Kunst des Gedankens bedeutet, so mag man sich erinnern, daß alles Epochale in der Geschichte des Menschengeistes errungen wurde nicht durch neue Gedankeninhalte, sondern durch neue Denkformen.

Die Erfindung des Problems ist wichtiger als die Erfindung der Lösung; in der Frage liegt mehr als in der Antwort.

*

Diejenigen irren, die sagen, daß wir in Worten denken, daß also Denken Reden sei. Wenn du denkst, so reden deine Seelen miteinander; nicht in unsrer Sprache, sondern in einer einfachern.

So denkt ein Volk, indem die Menschen miteinander reden.

*

Aller Verstand muß sich zuletzt im Unwesentlich-Wirklichen verlieren: die träumende Phantasie allein findet den Aufweg zum Wesentlich-Wahren.

Die heutige materiell-unternehmende Welt kann nur bestehen, wenn sie, von ihrer krassen Wertung des analytischen Geistes abkehrend, sich dem Idealen beugt. Nur indem er sich selbst opfert, kann der Verstand sich erhalten.

*

Cäsar, Karl und Napoleon sind vergessen.

Aber daß zu Römerzeiten ein junger Landmann im Osten über Gott und Menschheit sich Gedanken machte, das schwingt nach in jedem Wort unsrer Zeit, in jeder Handlung, jedem Urteilsspruch, jeder Staatsaktion und jeder Sitte.

Das Bleibende im Weltbewußtsein ist nicht Handlung, sondern Gedanke.

*

In der sichtbaren Welt bleiben nur die Vorgänge unveränderlich; alles Materielle, Gegenständliche, Individuelle ist dem Verfall und dem Wechsel unterworfen.

Keine Konstellation und kein Bild wiederholt sich zwar in der Ewigkeit der Zeiten. Kein Atom kehrt an seinen früheren Ort zurück; und dennoch ist der bewölkte, klare oder stürmende Himmel in seiner Gesamtheit unveränderlich gleich mit dem Himmel Homers. Nur eines ist im Park von Sanssouci seit Friedrichs Zeiten jung und unverändert geblieben: die Säule des Springbrunnens, in der nie der gleiche Tropfen zum zweiten Male emporsteigt. Im Urwald wachsen die jungen Bäume heran, die alten

sterben, brechen nieder und modern, die Ranken steigen empor und sinken zu Boden: und dennoch bleibt alles, Farbe und Duft, Bild und Größe, ja, selbst das Physische der Erscheinung, Gewicht, Masse, Zusammensetzung, unveränderlich gleich.

So in einer alten Stadt, einer orientalischen etwa. Die Häuser verfallen, werden neugebaut und sind dieselben; die Personen sterben und werden geboren, die Menschen sind dieselben und leben seit sechshundert Jahren.

Das, was die Stetigkeit des Phänomens verändert, ist nichts Innerliches. Eine neue Verteilung von Meer und Land ändert das Himmelsbild, eine Beschädigung des Rohrs den Wasserstrahl. Das Phänomen ist träge, die Materie hinfällig. Aus scheinbarem Leben und Sterben setzt sich ein höheres Leben zusammen.

*

Bei der Vererbung wird nicht Materie übertragen, sondern Form. Die Materie strömt durch die Generationen wie das Wasser im Flußbett: der Fluß bleibt der alte, auch wenn kein Tropfen wiederkehrt. Neue Materie schöpft der Leib beständig aus Luft, Erde und Wasser; und das Stickstoffatom, das heute im Hirn des weißen Papstes vibriert, kann übers Jahr im Blut eines Negersträflings kreisen.

Deshalb ist Vaterschaft und Blutsverwandtschaft nicht nur die der Zellenteilung; denn nicht nur die Zeugung bindet die Form und Eigenschaft der Zelle.

Wer durch die Kraft seines Geistes den Aufbau des Generationenleibes modelt — und jede neue Denkform, Lebensgewohnheit, Lebensbedingung schafft

hier Wirkung —, der übt Zeugung, Vaterschaft und Vererbung.

Dies ist rein materiell zu verstehen: so materiell wie die Mitwirkung eines, der dem Zeichner eine Linie korrigiert.

Zweifellos ist die Vaterschaft und Vererbungskraft Jesu, Luthers, Spinozas und Goethes auf den germanischen Volkskörper stärker als diejenige irgendeines ihrer germanischen Zeitgenossen, dessen „Blut“ noch heute in tausend Individuen weiterlebt.

Dies ist die Grenze aller Rassentheorie.

*

Man wird sich gewöhnen müssen, Seelenerscheinungen nicht an dem zu studieren, was wir Individuum nennen, sondern an dem, was tatsächlich Individuum ist: die Ahnenreihe.

Furcht ist atavische Erinnerung an ausgestandene Leiden. Mut atavische Erinnerung an siegreiche Kämpfe. Eifersucht Erinnerung an erzwungene Enthaltsamkeit. Das hat Michelangelo wundersam ausgesprochen: Liebe ist die Erinnerung an die Schönheit des Paradieses.

*

Es gibt Menschen, bei denen die Erfahrungsreihe der Ahnen, die sich im Instinktiven äußert, plötzlich aussetzt, gleichviel, ob hier in der Erblichkeit eine Lücke eintritt oder ob der überlieferte geistige Vorrat vernichtet wurde, ja, durch Selbstzucht vernichtet werden mußte.

Solche Menschen gleichen Heimatlosen, die ihre früh verlernte Muttersprache im späteren Alter neu

erwerben. Diese Enterbten, denen nichts selbstverständlich ist, erlangen eine unerhörte Kenntnis und Kritik eigenen und fremden Wesens. Aber indem sie beständig an der Kamera herumschrauben, verdirbt ihnen jedes Bild: sie sind der Fähigkeit verlustig, in den Dingen aufzugehen. So führt bei hoher künstlerischer Veranlagung ihr Schaffen zu keiner Kunst — denn diese ist reine Erhöhung und Vertiefung des Dinges —, sie schaffen Ungeheuerlichkeiten. Wie die Schauspieler machen sie das unbewußte Selbst zum Werkzeug, wodurch es vernichtet wird.

Trotzdem sind diese Emporkömmlinge der Empfindung in der Ökonomie der Welt nicht ohne Bedeutung. Sie sind die Chronisten und Darsteller des Geistes ihrer Zeit und oftmals die Verkünder des Kommenden. Großes zu leisten, ist ihnen in der Dramatik vergönnt, die ja in höherem Sinn eigentlich keine Dichtung ist, sondern sich mehr, als man eingestehen möchte, der Schauspielerei nähert.

*

Wollten die Menschen nur den zehnten Teil der Mühe, die sie auf Menschen und Materie zu wenden gewohnt sind, daran setzen, in ihr eigenes Innere hinabzusteigen, so wären sie mächtig, glücklich, weise und reich. Aber sie wollen lieber eine Stunde im Wasser zappeln als einmal in die Tiefe tauchen. Im Innern ruht alle Macht. Und alle Geschäftigkeit ist Bettel.

*

Dem starken Wollen öffnen sich alle Riegel; nichts wollen hebt die Welt aus den Angeln.

*

Bei allen Menschen ist zu wissen wichtig, ob sie aus Not, aus Eitelkeit, aus Langerweile oder aus Liebe schaffen.

*

Das olympische Naturell erbarmt sich der Armseligen; das dämonische Naturell erbarmt sich des Bösen.

*

Hüte dich vor Menschen mit rauher Schale und edlem Kern und andern Märtyrern der Tugend. Sie sind ehrlich wider die Natur und täten besser, wenn sie unehrlich blieben, wie Gott sie geschaffen hat. Sie betrügen Gott.

*

Um unsrer Laster willen werden wir durch unsre Tugenden vernichtet.

*

Jede falsche Situation beruht auf einer Lüge.

*

Wer überzeugen will, bettelt oder schmäht.

*

Aus Angst schwatzen die Schwachen; ihre Rede ist Gebettel. Der Gefestigte spricht aus Notwendigkeit; seine Rede ist Befehl.

*

Wenn du eines Schmerzes nicht Herr werden kannst, so frage dich, welche deiner Schwächen er traf.

*

Zwei Dinge schließen einander aus: wer für die Sache ist, kann nicht für die Wirkung sein;

wer für die Wirkung ist, kann nicht für die Sache sein.

*

Nicht der Totschlag schändet, sondern der Hinterhalt, nicht die Flucht, sondern die Feigheit, nicht die Niederlage, sondern die Sklaverei. Niemals schändet die Tat; das Erdulden schändet.

*

Vornehmheit ist Entsagen.

*

Menschen, die eifriges Denken und Handeln lieben, vergessen leicht, wieviel wir dem verdanken, was mit uns geschieht. Tätigkeit fördert unsern Besitz, Erlebnis fördert unsern Zustand. Deshalb sollte man jenen raten, sich zeitweilig zu vergessen und den Mächten hinzugeben, die denn doch einmal uns ergreifen und dem Widerstrebenden doppelt Gewalt antun.

*

Euer Denken bleibt ans Ich gekettet und rollt im engsten Kreis gebunden. Gebt euren Gedanken Freiheit! Vergeßt euch selbst! Laßt euren Geist frei durch alle Welten schweifen! Und je seltener der Träumende zu euch zurückkehrt: so wird er euch die Herrlichkeiten aller Sphären zu Füßen legen, daß ihr sie wunschlos genießt.

*

Tantaliden! Vom Wollen, Zweck und Begehr verzehrte! Ihr verschmachtet nach der Frucht, die in euren greifenden Händen zerrinnt, die nur dem ruhig Schlummernden die Lippe kühlt!

Verliert euch! Streut euer Ich hinweg wie ein Saatkorn: und es wird tausendfältig zu euch zurückkehren.

*

Goethe wird von Tischbein gescholten, weil er im Anschauen des Kraters die vereinbarte Vorsicht vergißt.

Bei edlen Menschen sind auch die Verfehlungen schön. Sie entstehen, wenn eine Tugend die andre verdunkelt.

*

Wenn alle Zweckhaftigkeit gemein ist, so könnte man fragen: Welches Handeln ist dann noch edel und handelnswert?

Darauf ist zu erwidern, daß alles, was Menschen an Gutem und Großem getan haben, um seiner selbst willen geschehen ist. Und wenn ein Mensch so veranlagt wäre, daß er den Schacher und Wucher um seiner selbst willen betriebe, so handelt er edler und mit der Natur in höherer Einheit, als wenn er Tragödien zum Gelderwerb schreibt oder die Naturgesetze aus Eitelkeit erforscht.

Je zweckfreier ein Handeln, desto gottähnlicher ist es.

*

Wir verachten den Verbrecher der Tat und sind umgeben von Verbrechern der Neigung und des Gedankens, die wir achten, weil ihr lasterhafter Hang durch ein zweites, schlimmeres Laster, die Feigheit, gebändigt wird.

*

Das Mißverständnis der Prüderie. Eine Szene menschlicher Komödie:

Zwei Gruppen ehrlicher Menschen stehen sich gegenüber und halten einander wechselseitig für Heuchler oder Wüstlinge.

Der Grund: unsre Unkenntnis sexueller Seelenvorgänge.

Man muß wissen, daß eine große Gattung Menschen von starker und zurückgedrängter Sexualität vor jeder Nacktheit oder Laszivität heimgesucht werden von Reizen und Erregungen, die sie nicht zu bändigen wissen. Sie können nicht anders denken, als daß alle übrigen ihnen gleichgeartet sind; und so leiden sie in jeder ihnen verfänglichen Lage dreifach. Die eigene unzeitliche Erregung empfinden sie als Ärgernis; die vermutete der andern ist ihnen ein Greuel; und in den Augen dieser andern glauben sie selbst sich ein Gespött.

Allein die andre Gruppe, mehr ästhetisch-sinnlich als sexual veranlagt, weiß von diesen Vorgängen nichts und kann sie nicht erraten. Sie hält den Unmut ihrer Brüder für Heuchelei und Lüge. Sie ist empört, daß man ihre harmlosen Freuden verkümmert und sie selbst, die Unschuldigen, als Lüstlinge verschreit.

*

Beherrschte, Tiere wie Menschen, wollen verstanden und gehütet, nicht geliebt sein.

*

Der wahrhafte Egoist. Die Furchtmenschen klagen über den Egoismus der andern, die die Dinge lieben und deshalb über menschliche Schmerzen

und Verluste — eigene und fremde — nicht außer sich geraten. Sie klagen sie der Eigenliebe an.

Irrtum! Egoisten sind die Furchtmenschen selbst, die alle Gedanken an unzerreißbare Fäden auf sich selbst beziehen und deshalb für die Dinge nichts übrig haben. Ihr Denken ist zentrisch, das der andern peripher. Der Zweckfreie nimmt teil an der Erscheinung, der Zweckhafte reißt sie durch Mitleid, Furcht, Abneigung, Vorliebe an sich, um sie dennoch nicht zu besitzen.

Der einzig denkbare Nichtegoismus ist: die Dinge mehr lieben als sich selbst.

*

Stamm des Sklaventums

Feigheit.

Lüge, Heimlichkeit, Schlauheit.

Haß gegen den stammverwandten Herrn.

Tierische Liebe zum stammfremden, göttergleichen Herrn; sie überschauen ihn, weil ihm die Klugheit fehlt, sie begreifen ihn dennoch nicht, weil er tiefer ist, und sie glauben an ihn, weil er wahr ist und instinktmäßig handelt.

Unter sich neidisch und ehrgeizig. Das gemeinsame Überlegenheitsgefühl der Klugheit hält sie zusammen. Ihre Wünsche sind Schmuck, Bevorzugung, Talent. Ihre Träume: tyrannische Macht.

*

Diese Eigenschaften begleiten den Adel der Seele und sind identisch:

Blick fürs Wesentliche,
Bewunderung,

Vertrauen,
Wohlwollen,
Phantasie,
Selbstbewußtsein,
Einfachheit,
Sinnenfreude,
Transzendenz.

Diese Neigungen verraten Sklavenseelen und sind identisch:

Freude an der Neuigkeit,
Kritiklust,
Dialektik,
Skeptizismus,
Schadenfreude,
Sucht, zu glänzen,
Geschwätzigkeit,
Verfeinerung,
Ästhetizismus.

*

Dogma über Transzendenz, Geist über Begeisterung, Kunst über Natur, Bücher über Menschen, Eleganz über Schönheit stellen: alles dies ist dasselbe.

*

„Aktualität" fesselt nur den Neugierigen, nicht den Erkennenden. Wie könnte ein Phänomen an Größe und Bedeutung gewinnen, weil es heute geschehen ist und nicht gestern? Die Welt staunt vor neuen naturwissenschaftlichen Entdeckungen und ahnt nichts von den zehnmal größeren, die jedes Lehrbuch der Physik schildert. Ja, wäre die mathematische Weltformel gefunden und in der

Königlichen Bibliothek in Folianten aufgestellt, niemand käme, sie nachzuschlagen; und nicht allein ihrer Kompliziertheit wegen.

*

Der Mutmensch kennt den Zorn; der Furchtmensch die Wut, den Ärger und vor allem die Entrüstung, den Affekt der wehrlosen Feigheit.

*

Lüge und Neid äußern sich im Stande der Kultur als Finesse und Kritik.

*

Es ist psychologisch falsch, Grausamkeit als Freude am Schmerz des andern zu betrachten und sie somit, wie Schopenhauer will, in Gegensatz zum Mitleid zu setzen. Der Gegenpol des Mitleids ist vielmehr die Schadenfreude.

Die Freude des Grausamen ist nicht, daß der andre leidet, sondern daß er selber ihn leiden macht. Er weidet sich nicht am fremden Schmerz, sondern an eigener Macht, Schmerzen zu erzeugen. Die Wollust der Grausamkeit ist verderbte Herrschsucht, die sich nicht anders auslassen kann, als indem sie die handgreiflichste Wirkung auf Lebendes, die Peinigung, erfindet. Es ist durchaus nicht ausgeschlossen, ja es erhöht dies abscheuliche Gefühl des Grausamen, daß er ein gewisses Mitleid mit dem Opfer verspürt, woraus denn die widerwärtige Verbindung des theologischen „lieben und züchtigen“ erwächst.

Auch insofern zeigt sich Grausamkeit als entartete Herrschsucht, als der von dieser krankhaften Leidenschaft Betroffene häufig schwankt, ob er

durch überströmende Güte und Liebe oder durch Peinigung die gewollte seelische Gewalttat verüben soll. Oft ist er grausam, weil er nicht Liebe erringen kann; der Zwang, nicht der Schmerz ist sein innerster Wille.

Als Ausfluß der Herrschsucht ist Grausamkeit eine Sklaveneigenschaft und daher mit Unterwürfigkeit gepaart. Hieraus ergibt sich ihre häufig beobachtete Verwandtschaft mit niederer Frömmigkeit.

Nicht zu verwechseln mit Grausamkeit ist Roheit; ein Begriff, der zweierlei aussagen kann: entweder stumpfe Teilnahmlosigkeit an fremden Leiden, also eine Eigenschaft mangelnder Einsicht, die fast außerhalb des sittlichen Gebietes liegt, oder Freude an fremden Leiden, also Gleichheit mit Schadenfreude.

Dem Mutmenschen sind die Leidenschaften des Mitleids und der Grausamkeit gleich fremd. Er ist teilnehmend, weil jede irdische Erscheinung in ihm anklingt, und großmütig, weil er nur im Starken den Gegner sieht. Eine Ethik, die Barmherzigkeit und Mitleid anpreist, kann für ihn nicht bestehen, weil er ihre Laster nicht kennt und ihre Tugenden nicht begreift.

*

Eine Tragikomödie des Geistes ist die Unterwerfung Platons unter Sokrates' Einfluß. Der ritterliche Phantast lernt Sitte und Zweck von dem schwärzlichen Urbewohner, dem es gelungen ist, seine schlechten Instinkte durch Beharrlichkeit und Klugheit zu meistern. Siegfried vom frommen Mime bekehrt!

*

Goethe bemerkt in den „Wanderjahren“, daß Kinder eine bedeutsame Anlage nicht mit auf die Welt bringen: nämlich Ehrfurcht.

Dieser Satz läßt sich erweitern. Kinder sind furchtsam, neugierig, begehrlich, zwischen Schadenfreude und Mitleid geteilt; sie stehen in ethischer Beziehung auf dem Boden der ursprünglichen Rassen, der Furchtmenschen.

Sie müssen die Stufen einer Art von biogenetischem Gesetz durchlaufen und die Rassenentwicklung von der Furcht zum Mut im kleinen wiederholen, bis sie zur Wahrheit, zur Ehrfurcht, zum Selbstbewußtsein und zur Selbstgenügsamkeit gelangen. Daß dieser Gang nicht eine Entwicklung der Erfahrung, sondern des Naturells ist, ergibt sich wider Erwarten: denn sonst wäre er auch klugen Rassen gewohnt und nicht allein den edlen vorbehalten.

*

Wehe dem, der ein Kind in Furcht erzieht, und wenn es die Furcht Gottes wäre. Denn er schändet Menschengeschlechter.

*

Wenn man von nordischem Ursprung der arischen Rasse ausgeht, so erweist sich diese als ein Ergebnis der schärfsten auslesenden Zuchtwahl. Denn in dem klimatisch, vegetativ und faunisch gefährlichsten und aufreibendsten Landstrich mußte sie sich angewöhnen, standhalten, überleben und verdrängen, bis sie ihn beherrschte und lebenserträglich schuf. Schwächere Urbewohner wurden aufgerieben und vertrieben, weil sie mit den Widerstän-

den der Natur nicht wuchsen; so haben sie zum Teil bis heute ihre vorzeitliche Existenz bewahrt.

Und diese herkulische Kinderzeit währte für die Arier noch zwei Jahrtausende, nachdem die glücklicheren Stämme im Süden und Südosten längst mit Zivilisation behaftet waren.

Sie ereignete sich im größten, was sich später im großen vereinzelt wiederholte: bei Römern und Preußen: Derjenige herrscht, der auf rauhstem Gebiet Existenz und Herrschaft erlernt hat.

*

Aus den Gesetzen und aus den Genialitäten eines Volkes sollte man auf seine Veranlagung nur im Gegensatze schließen.

Die göttliche Einheit mußte Israel so oft und so streng eingeschärft werden, weil das Volk unaustilgbar zur Vielgötterei neigte. So läßt die übertriebene Elternverehrung der Furchtvölker vermuten, daß die Gewohnheit bestand, die Alten zu mißhandeln oder zu beseitigen. Ein Beispiel der Selbsterziehung, daß diese Neigung bei den Juden in den letzten zweitausend Jahren tatsächlich in ihr Gegenteil umgeschlagen ist.

Auch die Genialitäten spiegeln den Volkstypus nur in der Umkehrung. Denn genial ist das naive Auge, das frei vom Schleier des Herkommens die Dinge beschaut als ein unsäglich Neues, Staunenswertes, Unbegreifliches und sie überwindet ohne Erinnerung und Zweck.

Deshalb mußten aus materiell gearteten furchthaften Völkern die Genialitäten der reinsten Transzendenz erwachsen, weil diese seherisch das wahre Wesen ihrer Umgebung erkannten und sich ihm

entgegensetzten. Niemals haben Zweckfreie aus Geburt so lautere Transzendenz gelehrt wie Zweckfreie aus Gegensatz und Verneinung.

*

Was die alten Germanenstämme zum Widerstand gegen das Christentum trieb, war vielleicht die Unritterlichkeit des Erlösungsgedankens. Als freie Männer sollten sie einem fremden Erlöser mit dem Bekenntnis der Schuld sich zu Füßen werfen und mit Freude und Dankbarkeit genießen, daß ein andrer für sie litt. Demut und Unterwürfigkeit sollten sie höher stellen als Mut und Entschlossenheit, gottselige Feiglinge und fromme Weiber sollten im Himmelreich neben ihnen sitzen.

So begnügte sich denn die Gläubigkeit des deutschen Mittelalters, Christus als einen ritterlichen Helden zu verehren und alle Liebe und Andacht der reinen Gottesmagd entgegenzutragen.

*

So lange wird alle Rassenlehre von Verzweifelten bekämpft werden, die sich vernichtet wähnen: bis die Erkenntnis sich erhebt, daß die freien Stämme nur dadurch adelig wurden, daß sie die Furcht und das Begehren abtaten. Das mag jeder einzelne in sich vollbringen.

*

Die Schrift konnte nur von dicht wohnenden und zur Lüge geneigten Völkern erfunden werden: wo Rechtsverhältnisse wesentlich wurden und Überlieferung nicht ausreichte, sie zu schützen.

*

Der Privatberuf der Religionsstifter war fast immer der des Wundertäters. Noch heute ist der gemeinsame Glaube an ein Wunder das einzige Geschehnis, das Massen spontan auf die Schmelztemperatur zu erhitzen vermag, die zur religiösen Schweißung erfordert wird.

*

Die neuere Kultur läuft darauf hinaus, seltene, dauernde, einheitliche und tiefe Freuden durch häufige, beschleunigte, vielfältige und seichte Freuden zu ersetzen, und ahnt nicht, daß sie die Summe verkleinert, indem sie die Organe abnutzt.

*

Eine Sprache bleibt jahrhundertelang unverändert, dann plötzlich gestaltet sie sich neu, ihre Laute, ihre Worte, ihr Satzbau, ihre Denkweise geraten in Gärung, trüben und klären sich, und eine neue Sprache entsteht für Jahrhunderte. Dies ist die Tonerscheinung, die jede Rassenumwälzung begleitet. Vielleicht ist es nicht zu kühn, zu folgern, daß gemeinhin die Sprache auch für langsam verlaufende Rassen- und Ständemengung als Maßbestimmung dienen darf. So ist die gewaltige Umbildung des Stils zwischen 1740 und 1800 ein Abbild des Aufstiegs bürgerlicher Stände, die der verkanzelten Nobilitätssprache des XVII. Jahrhunderts den Weg zur Natur wiesen.

*

Unsre Epoche hebt die „Persönlichkeit“ auf die höchste Spitze; dies ist folgerichtig, weil eine Grunderscheinung unsrer Zeit die Rassenmischung ist,

mithin die Verschwemmung des Charakters. Wir setzen Belohnungen auf denjenigen Atavismus, der eines der Mischungselemente unsrer Bevölkerungsmassen in verhältnismäßig reiner Form erneuert. Kämen wir wieder zu reineren Rassen, so würde die Aufhebung der Persönlichkeit durch das Rassenideal erstrebt werden. In dieser Lage befand sich der griechische Adel und befinden sich einzelne Aristokraten unsrer Zeit.

*

Vierfach ist die Periodizität der Zeitstimmung: Herrschaft des Verstandes. Sie tritt auf, begleitet von Rationalismus, Skeptizismus, Esprit, Liberalismus.

Herrschaft der Empfindung. Schöngeisterei, Naturfreude, Klassizität, Patriotismus.

Herrschaft der Leidenschaft. Genialitätkult, Erotik, Musik, Schrankenlosigkeit.

Herrschaft der Mystik. Romantizismus, Frömmigkeit, Absolutismus, Passivität.

*

Dem Zustand geistiger Auszeichnung legte man in den letzten Menschenaltern folgende Namen bei, die in ihrer Reihenfolge eine Geschichte des Geisteslebens bilden:

Empfindsamkeit,
Aufklärung,
Bildung,
Geistesfreiheit,
Europäertum,
Kultur.

Die nächsten Namen werden Menschlichkeit und Menschheit heißen.

*

Für Geschäfts- und Staatsleute:

Zeige den Menschen deine Schwächen: sonst bekommen sie kein Vertrauen, und du wirst ihre wahre Gesinnung nicht erkennen.

Verlange keine hundertprozentige Zustimmung. Verzichte auf Gefolgschaft, soweit sie eine schwache Mehrheit überschreitet; denn die Gegenmeinung muß zu ihrem Rechte kommen.

Wolle nicht dauernd Recht haben. Es genügt, wenn zwei Drittel deiner Handlungen und Meinungen zutreffen.

*

In Deutschland wählte der Patriotismus die aggressive Form. Die Liebe zum Heimischen kleidete sich in den Haß gegen Fremdes. Mangel an Selbstgefühl und Sicherheit.

*

Etwa um 1790 entstand in Deutschland die „Gesellschaft“ in der Bedeutung einer Gemeinschaft der Gebildeten. Sie war bürgerlich, denn der Adel bedurfte keines neuen Bindemittels.

In Berlin traten, neusüchtig und wohlhabend, die Juden in den Vordergrund.

Die Kennzeichen dieser werdenden Gesellschaft: Bespiegelung, Kunstsucht, Bildungsehrgeiz, Geistreichheit, finden sich noch heute in den Übergangsgesellschaften, die jetzt peripherisch geworden sind, wie aller Zentralluxus von heute zum peripherischen Luxus von morgen wird.

In den unbekannteren Vierteln der Großstadt und in den Provinzen findet man heute die Rahel Levin, Henriette Herz, David Veit und alle Größen von 1820 wieder.

*

Wirtschaftliche Karikatur. In Genua, Marseille, Antwerpen und Hamburg sind Schalterhäuschen errichtet, in denen Eintrittskarten verkauft werden. In Scharen, mit Fremdenführern und Katalogen, landen amerikanische Touristen, um die Alte Welt zu studieren. Sie betreten die Städte, erscheinen in den Häusern, Fabriken und Läden, um uns bei der Arbeit, beim Vergnügen, in der Familie zu beschauen. Wir alle müssen unsern Tätigkeiten obliegen, als sei es ernst; die Handwerker arbeiten, Geschäftsleute handeln, Soldaten exerzieren, Pastoren predigen, Schauspieler tragieren, Abgeordnete beraten; und alle erhalten dafür Unterhalt und Löhnung. Die Yankees gucken uns über die Schultern, die Damen lorgnettieren uns und sagen: „Oh, dear old Europe! How lovely grand-fathers life seems to have been.“ Schenken unsern Kindern etwas und ziehen weiter.

Europa ist von den Amerikanern zum Nationalpark ernannt.

*

Alle höchste Kunst ist unbewußt und dämonisch in die Welt getreten. Ja, man darf sagen (was unerhört scheint), daß sie in ihren vollkommensten Äußerungen nur eine unbeabsichtigte Nebenwirkung war.

Epik war Erinnerungsmittel für wichtige Vor-

gänge, denn Rhythmen und Melodien lassen sich leichter behalten als ungemessene Rede. Die Schönheit homerischer und biblischer Darstellung ist keine Kunst, sondern unbewußte Spiegelung harmonischen Geistes.

Plastik ist entstanden als Darstellungsmittel für Fetische und Götterbilder. Das eigentlich Künstlerische war Nebenwirkung: auf Deutlichkeit und Glaubhaftigkeit kam es an.

Tragödie war Gottesdienst. Die Gottesfeier war wichtig, Kunst ging nebenher.

Malerei — bei der frühchristlichen und mittelalterlichen wird es augenscheinlich; Assisi zeigt es vor vielen — war Bildersprache.

Das neuere Schauspiel war zuerst Erbauungsmittel, dann Unterhaltungsmittel. Ein Theaterstück als Kunstwerk hat weder Shakespeare noch Molière geschrieben.

*

Es scheint, als ob der unbewußte, halb traumhafte Geisteszustand, der im Vorbeiblicken, gewissermaßen in der Nebenwirkung, das kunsthaft Große schafft, gestört würde, sobald das Verstandes- und Zweckbewußtsein seinen Blendschein auf den Vorgang wirft.

So etwa, wie der nicht einschläft, der seine eigenen Träume beobachten will.

*

Erdgebundene Kunst ist immer typisch, denn sie kann das Gesetz der Materie nur in der Abstraktion erfassen; transzendente Kunst ist individuell, denn ihr höchstes Glück ist, daß das einzelste des Geschaffenen die göttliche Liebe zurückstrahlt.

Nach diesem Gesetz ist alle Kunst des Orients von aller Kunst des Okzidents geschieden.

*

Alle Kunst, mit Ausnahme der germanischen, verherrlicht das rein Natürliche, die irdische Erscheinung. Deshalb ist ihre höchste Erhebung die Idealisierung und Typik, das heißt: die Abstraktion der irdischen Gesetzmäßigkeit; oder die materielle Symbolistik, das heißt: die Spiegelung eines höheren, aber begreiflichen Prinzipes. Alle orientalische Kunst, selbst die individuellste ägyptische und japanische, ist daher typisch-idealisiert oder materiell-symbolisch.

Nur die germanische Kunst erhebt sich zur Transzendenz. Und weil sie das Unaussprechliche widerstrahlt, darf sie gänzlich individuell, gleichnisartig das Nur-einmal-Seiende darstellen. Denn unsre Seele faßt das Transzendente nur im Bilde: nicht der Gegenstand, sondern die Seele des Gegenstandes spricht die Sprache der Ewigkeit. Dem Unsagbaren kommen die Dichter näher als die Philosophen, obwohl sie keine abstrakten Worte kennen und nur von Dingen der Welt träumen und künden.

*

Goethe nannte die Romantik „kranke Kunst". Mit Recht. Denn die Romantik entstammt nicht dem Drang nach Mittelalterlichkeit, sondern die Mittelalterlichkeit wurde gemacht von Menschen, die für ihre trüben Seelen Verkörperungen suchten.

Am Zweige der tristen Kunst wächst die Sentimentalität, die slawische Schwermut, die Mystik, die Satirik, die Kindelei.

Auch starke Menschen können schwermütige Stunden erleben: aber diese Stimmung ist bei ihnen flüchtig, verachtet, zum mindesten gebändigt.

*

Mit Unrecht spricht man von der Phantasie des Orientalen. Der Orientale ist nicht phantasievoll oder phantastisch: er ist nur ein aufdringlicher Erzähler, der die Teilnahme des Hörers durch Übertreibung erzwingen will. Aber seine Übertreibung ist nicht Vertiefung des Charaktistischen, Groteske oder Karikatur, sie besteht in der nüchternen Mechanik quantitativer Steigerung. Uns mag zuweilen das fremdartige, an sich farbige Wesen in übertriebener Darbietung phantastisch erscheinen: dieser Reiz ist nicht dem Geist des Schöpfers zu danken.

Phantasievoll sind die stillen Märchen der Okzidentalen, die ganz im Realen, im Lebensinnern wurzeln. Der geringfügige Zauberspuk ist nur Rahmenwerk und wird ohne Erstaunen hingenommen, weil er immerhin ein Abbild tieferer Wahrheiten bleibt.

*

Die Kunst ist von Zweckmenschen erfunden. Groß und befreiend wurde sie erst, seit sie von Zwecken befreit und von Zweckfreien regiert wurde.

Deshalb ist jeder Rückfall ins Zweckhafte — Moralkunst, Lehrgedicht — niederdrückend und barbarisch.

*

Es gibt keine Seite französischer Literatur, auf der nicht wenigstens einmal die Eitelkeit als menschliches Motiv erscheint.

*

Der Misantrope des Molière ist ein falsch entworfener Charakter. Daß ein Mensch, der die Aufrichtigkeit über alles stellt, die Menschheit haßt, ist logisch denkbar, physiologisch falsch. Menschenhaß ist nicht Sache der Überlegung, sondern des Temperamentes. Mutmenschen können nicht Menschenhasser sein.

*

Eleganz ist die unmäßige Aufwendung von Mitteln und Kräften, um einen verhältnismäßig einfachen, auf anderm Wege nicht erreichbaren ästhetischen Effekt zu schaffen.

Auf dem Gegensatz der unbeschränkten Freiheit und der gewollten Verleugnung beruht diese Wirkung, die um ihres verzwickten Wesens willen an der Grenze der Ästhetik steht und stets Gefahr läuft, affektiert zu werden.

Prunk und Eleganz schließen einander ebenso aus wie Eleganz und Sparsamkeit.

*

Eleganz ist gemeisterte Verschwendung.

In diesem Sinne kann auch Natur elegant sein, doch mit der Beschränkung, daß sie nicht der Wirkung wegen, sondern aus eigenem Überschwang verschwendet.

*

Die Kunstgeschichte wird nicht müde, mit den Baukastensteinen: „Entwicklung, Höhepunkt, Verfall einer Kunst“ zu spielen, wodurch denn immer wieder die einleuchtende, aber höchst alberne

Legende von der Unbeholfenheit der Väter, der Herrlichkeit der Söhne und der Frivolität der Enkel sich ergibt.

Faßt man die Kunst im Innern und in der Tiefe, so wird man finden, daß jede neue Kunstepoche, ja, jede neue Kulturepoche in vollkommener Herrlichkeit dastand, sobald eine neue Rasse siegreich auf den Schauplatz getreten war, und daß sie so lange herrschte, bis die neue Rasse sich umformte, vermischte oder unterging.

Vermischte sich die Rasse, so zeigte sich jedesmal das Barockphänomen: die Form blieb erhalten, ja, zum Höchsten gesteigert und übertrieben, aber sie umschloß nicht mehr den alten, fremdgewordenen Gedanken.

Unsre Zeit des unaufhörlich gewordenen Rassenwechsels findet ihr Abbild in der täglich wechselnden Kulturform. Die Mode ersetzt den Stil.

*

Man sollte statt des Begriffes der Wiedergeburt (Renaissance) den Begriff der Befruchtung in die Sprache der Kunsthistorie einführen.

Die äußere Geschichte der Kunst zeigt eine Reihe von Befruchtungsprozessen, deren einer nur als Wiedergeburt gewürdigt ist, und zwar der des römischen Klassizismus.

Andre Befruchtungen der letzten Jahrhunderte können genannt werden: die italienische der gesamten Baukunst, die französische der deutschen Dichtung, die chinesische des Rokoko, die englische der deutschen Dichtung um 1750, die griechische und ägyptische der Napoleonszeit, die mittelalterliche der Romantik, die englische der Landschafts-

malerei, die russische des Epos, die japanische der neuesten Malkunst, die englische der Raumkunst.

*

Die Wortverbindung „Graue Vorzeit" rechtfertigt sich durch eine psychologische Wahrnehmung. Erinnern wir uns eines längst vergangenen Erlebnisses, so blicken wir wie durch einen Schleier. Es ist, als hätte in jener Zeit die Sonne minder klar geleuchtet; Bilder, Umrisse und Farben verschwimmen; der Ausdruck sagt, die Erinnerung sei verblaßt. Im gleichen Dämmerlicht erscheinen uns Vorgänge, die wir nicht selbst erlebten, die uns überliefert sind; und es wird uns schwer, zu glauben, daß die Mauern Roms vor Jahrtausenden in den gleichen Himmel ragten, auf der gleichen strahlenden Erde ruhten, von denselben Kräutern umkränzt waren, die vor unsern Augen im Mittagslicht spielen. Auch dies kommt hinzu, daß wir uns gewöhnt haben, die Bilder der Zeiten aus Kunstwerken zu lesen: und so möchten wir am liebsten glauben, der Regent von Frankreich sei unter Watteaus Bosketts spaziert und Rembrandt sei unter braunen Wolken groß geworden.

*

Frühere Epochen schätzten die Meisterschaft; unsre sucht nach Persönlichkeit. Förderten die früheren die Mittelmäßigkeit, so züchtet die heutige den Dilettantismus.

*

Die Musik ist so überirdisch, daß sie da noch Kunst scheint, wo sie zur reinen Sinnlichkeit ge-

worden ist. Jede andre Kunst würde auf dieser Stufe vernichtet.

*

Die einfachste Art, eine Gesetzmäßigkeit der Form wahrnehmbar zu machen, ist die Wiederholung, die Verdoppelung. Im Raum bewirkt es die Symmetrie, in der Zeitfolge der Vers, der Reim, die Melodie.

*

Unsre Architektur leidet daran, daß sie die bedeutenden Kontraste nicht mehr begreift: große Flächen, mäßige Öffnungen; schwere Massen, leichte Ornamente, kühnes Vorspringen, ruhiges Zurücklehnen.

*

Ein architektonisches Ornament muß subtil sein, so daß es dem aufs Gesamtbild gerichteten Auge nur als leichte Kräuselung und Blümung erscheint, dem fixierenden Auge erst sich auflöst.

Der alte Architekt verstand dies, weil er nicht am Reißbrett baute, wo die Einzelheit des kleinen Maßstabes wegen und um der Deutlichkeit willen abscheulich übertrieben werden muß. Überdies bewährt sich hier ein seltsames optisches Gesetz: mit verkleinertem Maßstabe müssen die Glieder im Verhältnis zum Körper wachsen, mit vergrößertem Maßstabe müssen sie sich verkleinern.

*

Intensive und extensive Kunstanschauung. Alle ästhetische Betrachtung ist dimensionär beschränkt. Wer ein architektonisches Mosaik zollweise betrachten wollte, wer ein neueres Bild

unter die Lupe zu nehmen oder ein vlämisches als Gesamteindruck zu werten versuchte, der würde keinen Kunstgenuß verspüren.

Selbst die Natur hält nicht immer stand, wenn etwa jemand einen Ausschnitt bleifarbigen Himmels oder weißgelben Dünensandes ohne Kontrast anstarrt.

Es scheint, daß die Gewohnheit des Schauens denselben Weg verfolgt wie das gesamte Kulturleben: vom Intensiven zum Extensiven; Flüchtigkeit der Einzelheit, Beherrschung den Massen zuweisend.

So kann auch der Betrachtung unsrer Architekturen, die im einzelnen hoffnungslos zum Niedergang eilen, dadurch geholfen werden, daß das Gesamtbild architektonischer Landschaft gesichtet wird. Dann wird selbst der Verderb des einzelnen im Strom der Lebensbewegung wieder zu einer Art Natur. Bewegte Straßenzüge, vor allem in der Verkürzung, wirken schön. Trotz der Verderbtheit aller einzelnen Bauten.

*

Sobald die Industrie sich eines Schaffensgebietes bemächtigt hat, das zuvor ideologisch betrieben wurde, kann ethische und ästhetische Belehrung und Bekehrung sich nur an den Konsumenten, nicht mehr an den Produzenten halten. Dies vergißt man in Deutschland häufig gegenüber dem Journalismus, dem Theater, der Architektur.

*

Dem Bildhauer liegt ob, nicht steinerne Nachbildungen von Geschöpfen, sondern geschöpfähnliche Steinbilder zu machen.

*

Ein Dichtwerk, das „einen Gedanken“ verkörpert, wäre nichts als eine elende Charade. Das wahre Dichtwerk ist, wie die Natur, ein unendlich vieldeutiges Gleichnis: keine Lösung ist gewollt, jede ist gestattet.

*

Zwar gibt es neuerdings Dichter, die sich erinnern, daß große Werke als Symbole von Weltproblemen gedeutet worden sind, und daß solche Deutbarkeit geradezu als ein Merkmal höchster Kunst betrachtet wird.

So greifen sie nach einem handlichen Weltproblem und umbacken es mit dem Teige ihrer Dichtmittel.

*

Humor gehört zu den höchsten Formen der Betrachtung und Darstellung, solange er souverän bleibt: Teilnahme am Menschlich-Beschränkten ohne Parteilichkeit und Bekümmernis.

Mischt sich Sentimentalität hinein nach der Formel von der lächelnden Träne, so wird er, wie dies berühmte und treffende Bild, zur weinerlichen Grimasse.

*

Wenn zugegeben wird, daß die Aufgabe des Dramas ist, zu ergreifen, zu bewegen und zu erschüttern, so ergeben sich, wo nicht die drei Einheiten, so doch eine Reihe sonderlicher Bedingungen; und Aristoteles behält im meisten recht.

Ergreifen kann uns nur das Schicksal von Menschen, die uns nah stehen, bekannt und sympathisch sind. Ferner nur ein Schicksal, das groß, gesetzmäßig gegründet, vorgeahnt und unabwendbar ist.

Innerlich gleichgültig bleiben uns Fremde, Verbrecher, Schwächlinge. Zum Mitleid, nicht zur Erschütterung führen uns Mißgeschick, Unglücksfälle, Misere kleiner und beschränkter Leute.

Das notwendige Schicksal kann sich daher weder an Verbrechen noch an Fahrlässigkeit knüpfen, sondern nur an sympathische Verschuldung: also Leidenschaft.

Die Leidenschaft muß in der Seele exorbitanter Menschen wurzeln: also gemischte Charaktere, nicht ohne Größe.

Die Notwendigkeit und Unabwendbarkeit muß fühlbar werden: also Einheit der Handlung und Beschränkung des Zufalls.

Die Menschen müssen uns bekannt sein: also Exposition und einigermaßen einheitliche Zeit.

Überflüssig bleibt die Einheit des Ortes, an die sich die Alten durchaus nicht immer und nur im Interesse des Chores gehalten haben.

*

Die germanische Tragik beruht darauf, daß jemand an sympathischen Fehlern mit Notwendigkeit zugrunde geht.

Die sympathischen Fehler sind die germanisch-heidnischen Tugenden; das verletzte Sittenprinzip ist die fremd-orientalische Ethik.

Somit beruht die Tragik des Germanen auf dem Zwiespalt der ererbten und der erlernten Moral.

*

Während in der Tragik der Germanen überall die christliche Ethik recht behält, zeigt Hamlet die heidnische Umkehrung.

Hier geht der Mensch zugrunde, weil er im heidnischen Sinn sündhaft, nämlich schwach ist.

Heidentum strahlt durch diese ganze Tragödie. So mußte auch der berühmte Monolog zum heidnischen Dokument werden.

*

Dem Deutschen, bei seiner Gewissenhaftigkeit und seinem Hang zum Absoluten, wird das Schreiben schwer.

Er möchte seinem Gedanken die absolute, die chemisch reine Form geben; es soll nicht zu viel und nicht zu wenig, vor allem nichts Zufälliges gesagt sein: so wird er abstrakt. Er sagt: Das Hinauslehnen des Körpers ist wegen der damit verbundenen Lebensgefahr bei Strafe verboten.

Auch sollen die Ausnahmen, die Anwendungen und gar die Beweise des Gedankens nicht fehlen: so wird ein Buch daraus. Und dieses Buch wiederum soll so absolut und so voraussetzungslos dastehen, daß, wenn es nach zweitausend Jahren gefunden würde, dem Leser die ganze Sonderweisheit der Epoche daraus entgegenstiege. Am liebsten entschuldigte er sich wegen der Zufälligkeit, daß er in der ganz besonderen deutschen Sprache schreibt, und man möchte fast erwarten, ein Wörterbuch im Anhang beigefügt zu finden.

Diese lapidare Neigung war selbst den abstrakten Lateinern nicht eigen, die ihre ewigen Inschriften ohne Scheu vor zufälligen Anspielungen, ja, selbst vor familiären Abkürzungen abfaßten. Sie widerspricht überhaupt dem Geist und Wesen der Sprache, die ganz und gar kasuell, bildlich, greifbar geartet ist.

Die Kraft der Sprache liegt in der Suggestion; sie denkt in Ähnlichkeiten. Selbst unsre abstraktesten Worte sind verblaßte Bilder.

Deshalb liegt in einem Lied, das von Mond, Busch und Tal klingt, mehr des Absoluten als in psychologischen Abhandlungen; und eine Lustspielscene kann mehr Welthistorie bewahren als ein Feldzugsbericht.

*

Ein guter Schreiber drängt nicht auf; er schont das Wort „sehr". Einzelne Meister, Keller, zuweilen Goethe, lassen ein stilles Zeitwort des Hauptsatzes sein Licht über den bedeutsamen Gedanken breiten, den sie bescheiden in einen Nebensatz hüllen.

*

Es gibt Menschen und Autoren von hohem Talent, deren Reinheit und Güte wir bewundern und die uns im Innern kühl lassen, ja, die uns selbst ein wenig wie Schönfärber und Heuchler vorkommen, obwohl wir wissen, daß sie aufrichtig sind.

Meist sind sie von frommen Eltern in ländlicher Umgebung geboren und liebevoll auferzogen; Armut gab ihnen einige Kümmernis und übte in Entsagung, Natur entschädigte sie tausendfach. Zur rechten Zeit meldete sich der Beschützer; ein ernsteres Studium begann nicht ohne Entbehrung; Lebenserfahrung brachte der Umgang mit städtischen abstoßenden Elementen. Das Talent tritt nach außen hervor und erfreut die hinfällig gewordenen Eltern durch Erfolg; der Jüngling genießt ihn nicht, denn durch die erste Liebe erleidet er

schöne Schmerzen. Sie verfliegt; auch war das Mädchen eitel und seiner nicht würdig. Die zweite Liebe tritt heran und beschert ihm seine treue Lebensgefährtin. Nun folgt ein gemächliches Familienleben, die Reihe der Kinder und Werke und ein beglücktes Alter.

Glück läßt sich nachempfinden, aber nicht mitteilen. Mit dem Ausblick auf Glück kann ein ethisches Dichterwerk schließen, sein Gegenstand ist es nicht; und jedes Idyll bleibt gleichgültig.

Deshalb sind uns auch die Geschöpfe der zufriedenen Künstler gleichgültig; sie sind männliche und weibliche, alte und junge Abbilder ihres Erzeugers. Wie denn überhaupt alles Mittlere und Wohlgedeihende nur der Abstufung fähig ist; Charakter und Leidenschaft bleibt exzentrisch, fehlerhaft, monoman und, wie die Flamme, nur in der Verzehrung beglückt.

Denen, die sie für böse halten, treten die Glücklichen mit kaltem Erbarmen und widerwilliger Nachsicht entgegen. Sie sind zufrieden, wenn sie die Eitelkeit und Falschhheit dieser sündhaften Seelen entblößt haben; dann werfen sie ein dünnes Gnadenmäntelchen um ihre Nacktheit und wenden sich mit verdoppelter Liebe zu den Kindern des Lichtes.

Dreierlei fehlt diesen freundlichen Naturen und trennt sie von den Großen: die abgründige Liebe, die sich nicht begnügt, edle Verirrte zu erlösen, sondern in die verlorensten Herzen hineinleuchtet; das dämonische Element, das, nach dem Bilde des goethischen Ursymbols, der auferstandenen Brahmanin, zugleich die Seele des Unschuldvollen und des Schuldbeladenen in sich fühlt; endlich die Götterfreiheit, die, der waltenden Natur ver-

gleichbar, nicht wertet, lobt und klagt, sondern begreift, belebt, erhält und tötet, nach eigenen, übermenschlichen Gesetzen.

Alle große Kunst der Erde, ja, alles große Schaffen war liebevoll, dämonisch und frei.

*

In unsrer Zeit der breiten Zivilisation blühen die bürgerlichen Talente. Junge Menschen, durch feinere Artung, schwächere Lebenskraft mehr zum Empfangen und Betrachten bestimmt als zum Faustdienst des Lebens, solche etwa, die in früheren Zeiten geistlichem Beruf zugeführt worden wären, erkennen und ermessen früh den eigenen Gegensatz zur beschränkteren Umgebung. Selbstbeobachtung und reichlicher Kunstgenuß, Anerkennung oder Abweisung ihrer jugendlichen Ansprüche: alles trägt sie empor an die Oberfläche des heimischen Elementes, das ihnen gleichgültig und unedel scheint. Aufgetaucht, aber des Fluges noch nicht fähig, erblicken sie jetzt, von allen Seiten herbeigeeilt, ihresgleichen im Schwarm; zu Dutzenden, zu Hunderten, und einerlei von wie weit herangeschwommen: an allen erkennen sie das gleiche, ihr eigenes Gesicht. Nun ringen sie miteinander um Eigenart oder Individualität, weil diese ein Merkmal großer Kunst ist. Wie ernst ist dieser neue Kampf! Haus und Heimat hat sie ausgestattet und gerüstet, widerstrebend und hoffnungsvoll und in Sorgen; so gilt es Rechenschaft und Verantwortung.

Gewiß haben diese Menschen schwere Stunden, wenn sie träumen, ihr Talismann sei unecht. Aber zur Zuversicht erweckt sie der Lärm der Waffen und der Zuruf der Freunde. So kämpfen sie,

glauben an sich und fordern von uns, an sie zu glauben.

Das sind die Menschen, deren Bücher wir lesen.

Aber wir, die Leser, blättern nachdenklich in diesen Büchern und fühlen uns in dieser Kunst nicht heimisch. Es ist eine Welt unter der Lupe, ein Marionettentheater als Weltbühne. Alles ist übersetzt, auf die Spitze getrieben. Kleine Erlebnisse und Empfindungen zu Problemen und Ereignissen aufgeblasen, halbfertige Charaktere ins Licht gesetzt und zergliedert, schwankende Interessen zu Konflikten erhoben; selbst die Sprache scheint, Satz vor Satz, eine Übertragung alltäglicher Redensarten in priesterlich gehobene oder abgerissen saloppe Mundart. Wir fühlen, daß diese Literatur auf zahlreichen Voraussetzungen, Abmachungen und Gewöhnungen ruht, die den Berufsgenossen geläufig, uns fremd sind, ja, wir müssen vermuten, daß diese Leute nur für einander, nicht für uns, die Leser, schreiben wollten, daß sie vielleicht nur einen neuen Beweis ihrer Individualität zu geben gesonnen waren. Und trotz aller Individualität ist es immer wieder dasselbe Buch.

Wie könnte es anders sein? Diese Menschen sind talentvoll aus Schwäche. Die Schwäche macht sie empfänglich, feinfühlig, wählerisch und geschmackvoll. Die Schwäche sondert sie von der teilnahmlosen Brutalität ihrer Nächsten. Die Schwäche macht sie mitteilsam. Die Schwäche ist ihr Talent.

Ohne es auszusprechen, vielleicht unbewußt, suchen wir heute nach Begabung aus Kraft, die selten ist wie ehedem. Denkwürdiger als Literatenliteratur sind uns die Empfindungen und Erlebnisse

derer, die still und ernsthaft, mit klaren Augen, tätig oder leidend das Leben durchschreiten und deren Schicksal ungekünstelt erwächst, so, wie die Luft und der Boden und das Samenkorn eigener Veranlagung es fügt. Aber diese Menschen werden schweigsam geboren; und vor allem frei von literarischem Ehrgeiz. Was Beobachtung und Gestaltungskraft in ihnen wirkt, bleibt verborgen, wenn nicht ein Schwank beim späten Schoppen, eine Taufrede oder ein Wortgefecht gelegentlich einen teilnehmenden Zuhörer findet. Manchmal gelingt es, auf langer Wanderung oder nach gemeinsamer Arbeit einen der Schweigsamen lebendig zu machen. Dann erstaunen wir über die Welt seiner Erinnerungen, die Kraft seiner Bilder und die Völligkeit seiner Gedanken. Denn die Gedanken ganzer Menschen haben etwas körperlich Greifbares: man glaubt, man könne sie in die Hand nehmen, wägen und von allen Seiten betrachten. Aber diese Menschen schreiben nicht. Und so bleiben die Bücher, die wir lesen wollen, ungeschrieben.

*

Die geistig arbeitenden Menschen kann man in folgende Gattungen teilen: Privatdozenten, das sind solche, die sammeln und beweisen; Professoren, die aus Tatsachen und Versuchen Theorien machen; Rechtsanwälte, die dialektisch überreden; Pastoren, die für ein Vorausgesetztes Bestätigungen finden; Denker, die den Dingen Sprache geben.

*

Neben dem Gegenbegriff von Glück und Leid gibt es noch eine zweite Polarität des Lebens-

schicksals, die man als Glückspotential bezeichnen kann. Bei gleicher Glückssumme würde der Weiße mit dem Schwarzen, der Grieche mit dem Barbaren, der Freie mit dem Sklaven nicht tauschen. Auf dieses Glückspotential trifft, durch Generationen betrachtet, die indische Lehre vom Karma zu.

1907

PHYSIOLOGISCHES THEOREM

I.

Seit Jahren hat kein neueres Buch mich so ergriffen und erfüllt, wie Francés botanisches Werk: Das Leben der Pflanze.

Einen katalogisierenden Wissenszweig, der, trocken und farblos, wie die armseligen Mumien seiner Herbarien, mir von der Schule her verleidet war, sah ich verwandelt in eine blühende und phantasievolle Wissenschaft. Die Pflanzen hatten Leben gewonnen; und nicht dies allein: sie gaben sich selbst ihre Formen und Gesetze, sie paßten sich an, schützten und verteidigten sich, wanderten, kämpften mit Verfolgern und Rivalen, schlossen Bündnisse mit Freunden und Feinden, luden sich Gäste und Hausfreunde, traten in Tausch- und Verkehrsbeziehungen. Aber noch mehr: die ganze organische Welt schloß sich mit ihren Arten und Formationen zu einer Einheit zusammen, die aus äußern und innern Gesetzen ein höchstes, alles beherrschendes Gleichgewicht erfüllte. So war, wie im Zeichen des Erdgeistes erschaut, aus organischem Leben das Kleid der Gottheit gewoben.

Daß bei dieser Betrachtung die Gesetze der Symbiose, der Verbindung der Organismen zu gemeinsamem Leben und wechselweiser Unterstützung den stärksten Eindruck machen mußten, ist nicht verwunderlich. Er hat dazu geführt, daß ich mich gezwungen sah, die symbiotische Vorstellung eine Zeitlang fortzuspinnen, und schließlich dazu kam, in jedem höheren Organismus einen Vorgang dieser Art zu erblicken.

In diesem Zustande traf es sich, daß ich einem unsrer bedeutendsten Fachgelehrten meine Zwangs-

vorstellung entwickeln konnte, daß manches dieser bildlichen Denkweise mit seinen Erfahrungen zu stimmen schien, und daß er mich bestärkte, den Gedankengang festzulegen, was nicht ohne einige Beklommenheit geschah.

Denn als Physiker bin ich zu einer starken Abneigung gegen spekulative Hypothesen erzogen, als Techniker gegen laienhafte Eingriffe in wissenschaftliche Bezirke bedenklich. Vielleicht liegt die Möglichkeit einer Entschuldigung im Begriffe des Theorems: indem ein solches eine Anschauungsweise bedeutet, die ihrer Bildlichkeit zufolge prüfbare Schlüsse und Gedankengänge herausfordert, welche vielleicht in ganz andrer Weise und an ganz andrer Stelle aus dem Labyrinth des Irrtums zutage führen.

II.

Man hat von höhern Organismen als von Zellenstaaten gesprochen, indem man, der physikalischen Auffassung gemäß, die organische Materie atomisierte und jedem dieser untrennbaren Partikel ein Partialleben zuwies, aus deren Summierung sich das Gesamtleben des Geschöpfes ergab.

Auf der andern Seite hat die bakteriologische Wissenschaft die Kenntnis massenhaft auftretender einfacher, aber selbständiger Organismen aufs höchste gesteigert, deren Auftreten auf nicht lebenden organischen Nährböden Spaltungen chemischer und mechanischer Art, auf lebenden Nährböden parasitäre, unter Umständen krankhafte Prozesse hervorruft.

Das Theorem, von dem ich spreche, stellt sich dar als eine Synthese dieser beiden Anschauungs-

weisen, von deren jeder es sich doch wesentlich unterscheidet.

Es erscheint nämlich denkbar, jeden höhern Organismus aufzufassen als eine Lebensgemeinschaft verschiedenartiger, ja wesensfremder, in gegebenen Verhältniszahlen auftretender, selbständig lebender Organismen, die sich wechselseitig unterstützen, unter Umständen auch bekämpfen; die zum Teil an diese Symbiose gebunden sind, zum Teil aber auch unter andern Assoziationen ein selbständiges Leben führen können. Auch Bakterien werden im Lebensverbande der Organismen wirksam sein — die Wurzelbakterien der Leguminosen legen hierfür Zeugnis ab — und somit nicht nur indifferente und schädliche, sondern in hohem Maße nützliche und notwendige Aufgaben erfüllen.

Aus den Einzel- und Gesamtinstinkten dieser Elementarorganismen würden diejenigen Lebensvorgänge sich erklären lassen, die den Charakter eines scheinbar sinn- und zweckbewußten Körperwillens tragen: die Anpassungsfähigkeiten der Organismen an physikalische Bedingungen, ihr individuelles Wachstum in zweckentsprechender Form und Richtung, die Überwindung von Störungen und Schädigungen, die Prozesse der Wundheilung; ja selbst gemeinhin die Vorgänge allgemeinster physiologischer Art, Stoffwechsel und Wachstum, würden in neuem Lichte erscheinen.

Aus der Periodizität im Leben der Elementarorganismen wären herzuleiten die Periodizitäten des Pflanzen- und Tierlebens, wie man bereits heute die Periodizitäten von Krankheitserscheinungen aus den Lebenskreisläufen der Erreger herleitet. Auch die Gesetzmäßigkeiten in der Begrenzung des

Individuallebens dürften aus der Summierung der Generationsfolgen im Elementarleben sich ergeben. Endlich würden die Beständigkeiten und Wandelbarkeiten der Gattungen und Arten aus gegebenen Zusammensetzungen und ihren Abwandlungen hervorgehen.

Endlich wäre die Lebenssymbiose als ein Gleichgewichtszustand teilweise entgegenstrebender Elemente aufzufassen, die sich hierdurch wechselseitig ihr Maß und ihre Begrenzung setzen. Die Annahme solcher Gleichgewichtszustände ließe hoffen, zum Verständnis der Frage zu gelangen, weshalb die Dimensionierung der Individuen verhältnismäßig konstant bleibt.

III.

Vergegenwärtigt man sich den Zustand der Symbiose oder, bildlich gesprochen, des Staates gemeinsam hausender selbständiger Individualorganismen, im Hinblick auf die Störungen, denen er unterworfen sein kann, so ergibt sich zunächst, daß der Normalzustand durch ein gegebenes Bevölkerungsverhältnis aller Bewohnerelemente bestimmt sein muß. Abgesehen von allgemeiner Übervölkerung und allgemeinem Bevölkerungsmangel — wie solche z. B. bei dauerndem Ernährungsmangel entstehen kann — müssen daher zwei Arten von Störungen typisch sein: einmal die Bevölkerungsverschiebung, die durch Eindringen feindlicher, parasitärer Elemente hervorgerufen wird, sodann die abnorme Verschiebung, die durch einseitige Vermehrung einer einzelnen Bevölkerungsschicht aus inneren Gründen erfolgt: etwa weil die Gegen-

kräfte der übrigen Elemente sich als unzulänglich erweisen.

Die erste Art stellt sich uns unter dem Bilde der Infektionskrankheiten dar; ihre wissenschaftliche Erforschung und Behandlung ist grundsätzlich bekannt.

Die zweite Art wäre dadurch erkennbar, daß sie jeder bakteriologischen Erforschung und Behandlung widerstände, und nur dann eine Heilung zuließe, wenn es gelänge, dem Organismus solche Hemmungsbedingungen organischer oder chemischer Natur zuzuführen, die das Überwuchern des stärkeren Elementarorganismus zum Stillstand brächten.

Hier hätte die pathologische Erfahrung einzusetzen, und zwar mit der Beantwortung der Frage, ob nach dem Stande der Wissenschaft auf das Vorhandensein von Vorgängen der zweiten Art geschlossen werden kann. Ist dies der Fall, so wäre die Möglichkeit gegeben, daß aus der Erhebung des dargelegten Theorems zur Hypothese ein Nutzen für die Auffindung weiterer Forschungswege erwachsen könnte.

1912

FRÜHERE SCHRIFTEN

ZUR PHYSIOLOGIE DER GESCHÄFTE

Diese Aufzeichnungen entstammen dem Nachlaß des jüngst verstorbenen kaiserlich russischen Etatsrates Nikolaus von der Mühl, meines Oheims von mütterlicher Seite. Sie wurden verfaßt zu einer Zeit, wo Herr von der Mühl in mir seinen natürlichen Geschäftsnachfolger sah, und sollten mir einen Teil der geschäftlichen Erfahrung des alten Herrn übermitteln. Als Regierungsbeamter aber glaube ich solcher Praxis nicht zu bedürfen, zumal ich als Hauptbeteiligter der nunmehrigen Aktienbank „Von der Mühl, Goldschmidt & Co." in Petersburg die Leitung der Geschäfte einem Direktorium überlassen konnte, dessen Sitzungen mehrmals im Jahre zu präsidieren mir genügt. Dadurch, daß ich die Blätter, die für mich den Wert einer Erinnerung haben, der Öffentlichkeit übergebe, glaube ich, eine Pflicht dem Verstorbenen gegenüber zu erfüllen. Ob die darin niedergelegten Meinungen geeignet sind, Personen des Handels- und Gewerbestandes vorteilhaft zu beeinflussen, bleibe dahingestellt. Daß ich selbst mit einer Anzahl der Theoreme mich zu identifizieren nicht vermag, ergibt sich aus den Voraussetzungen meines Berufes. Wenn ich trotzdem mit wenigen Auslassungen und Kürzungen es genügen ließ und den oft allzuleicht geschriebenen Text im wesentlichen unverändert beibehielt, so leiteten mich naheliegende persönliche Empfindungen.

Dr. F. W. Schulze von der Mühl,
Reg.-Ass.

Wenn ich solche Handlungen ausnehme, die geradeswegs auf Befriedigung der Instinkte gerichtet sind, so liegt in allem, was wir mit dem Blick auf ein bestimmtes Ziel beginnen, ein Geschäft. Ich verlasse abends mein Bureau, miete einen Wagen und fahre zu Krestowskij oder nach Arkadia: es ist ein Geschäft. Ich bestelle ein Diner: es ist ein Geschäft. Ich begegne meinem Freunde Davidow oder meinem Konkurrenten Meyerstein und lade ihn ein, teilzunehmen: abermals ein Geschäft (meist ein schlechtes). Wir fordern ein paar schwarz gekleidete Zigeunerinnen auf, uns ein Lied zu singen, oder wir kehren nach dem Klub zurück, um eine Partie zu machen: immer wieder ein Geschäft. Der Schriftsteller, der einen Roman ersinnt, der Maler, der ein Bild entwirft, der Sänger, der eine Arie übt: jeder von ihnen fängt ein Geschäft an, das, wenn es gut geht, im Kontor des Verlegers, des Kunsthändlers oder des Theaterdirektors zum Abschluß gebracht wird.

Man macht Geschäfte; aber man scheut sich, davon zu sprechen. Ist es Schamhaftigkeit? Man unterhält sich von den Eigenartigkeiten der Verdauung, von körperlichen Gebrechen und fleischlichen Gelüsten, aber man verschweigt die Mitgift seiner Frau und die Höhe seines Einkommens. Wir möchten gern menschlich groß erscheinen: ganz Wille, Geist, physische Kraft. Der Erfolg unsers weltlichen Tuns soll uns wie eine unfreiwillige Aureole umglänzen, etwas, das eher gegen unsern Wunsch als durch unser Mühen entstanden ist, etwas, unter dem wir leiden. Wir möchten das, wo-

nach wir streben, als eine Dornenkrone bewundert sehen, eine Last, die uns schmerzlich von den übrigen Menschen scheidet. Nur das Altererbte, Vorzeit- und Sagenhafte versöhnt uns, und wir selbst verzeihen allenfalls unsern Großvätern das, was wir selbst nicht gern uns vorwerfen lassen.

Ich muß gestehen, daß ich mich von solchen Vorurteilen nicht ganz frei fühle. Den Schlag der selfmademen, zu dem ich mich zählen muß, liebe ich nicht; und wenn sich einer seiner mangelhaften Erziehung rühmt und mir die unveränderliche Geschichte von dem Sack und den zwei Talern erzählt, mit denen er vor fünfzig Jahren in die Stadt einzog, so fühle ich die Versuchung, ihm zu erwidern: „Nun, mein Lieber, und was hat sich geändert?“

*

Mein Freund, der Bildhauer Simon Simonowitsch, wirft mir vor, Geld zu verdienen, sei der einzige Zweck aller Geschäfte. Statt zu antworten, pflege ich ihn zu fragen, wie hoch er eine seiner meisterhaften Schachpartien spiele. Dann erklärt er mir entrüstet, zwischen Gewinnen und Gewinn sei ein Unterschied.

Wenn ein Monarch die Grenzen seines Landes zu erweitern oder ein Staatsmann oder Militär einen höheren Rang zu erklimmen strebt, so hat er den Verdacht der Gewinnsucht kaum zu fürchten, obwohl mit dem Zuwachs an Macht auch materielle Vorteile sich einzustellen pflegen. Aber ein Geschäftsmann mag Unternehmungen schaffen oder Kirchen bauen, Kolonien gründen oder Stiftungen errichten: es ist außer jedem Zweifel, daß er nur die Erhöhung seiner Renten im Auge hat.

Ich denke anders. Ich würde neun Zehntel meiner Renten opfern, um unbesoldeter Leiter der Bank von England oder Vermögensverwalter der Rothschilds zu sein, denn mich lockt die Aufgabe, nicht das Ergebnis. Bei meinen Geschäften habe ich stets an die Stärkung und Erweiterung meiner Unternehmungen, nie an die Folge des Geldgewinnes gedacht. Den habe ich mich gewöhnt als eine selbstverständliche und nebensächliche Form meines Handelns zu betrachten, als einen gebührenden Tribut eroberter Gebiete, die aus höhern Gründen unterjocht werden mußten. War es bloßes Streben nach Macht? Vielleicht; wenn man unter Macht die Herrschaft über Dinge, nicht über Menschen versteht. Die über Menschen hat mich nie beglückt, denn ich liebe Servilismus und Schmeichelei nicht als Zuschauer, noch weniger als Betroffener. Dagegen hat es mir jedesmal eine Art von Befriedigung gewährt, wenn ich die Gegenden am Don bereiste, die ich einst als Steppen und Wüsteneien gekannt hatte. Wenn ich die neu entstandenen Ortschaften zu Städten anwachsen sah, angefüllt mit Menschen, die aus den Tiefen des kargen Bodens ihre Kräfte sogen, wenn tausend Maschinen ihre Räder rollten und hundert Kaminsäulen ihre Rauchopfer brachten, dann erinnerte ich mich gern, daß es eine gewagte Idee gewesen war, in dieser verachteten Gegend Hüttenwerke zu errichten, und ich freute mich, zurückblickend, der Sorgen und Ängste, mit denen jede Handbreit dieses Landes befruchtet werden mußte.

*

Vierzig Jahre lang habe ich mich gefragt, aus welchem Grunde die Menschen das Geldverdienen als Beruf, oft als Leidenschaft pflegen. Die Selbsterklärungen der pathologisch Behafteten haben mich ergötzt; ich stelle sie in eine Reihe mit denen der Briefmarkensammler.

Die einen sagen: Wir wollen unsern Unterhalt sichern. Dabei sind sie sechzig Jahre alt und können ebensowenig mehr ihre zwei Millionen ausgeben wie die dritte, für die sie sich opfern.

Die andern behaupten: Wir wollen für die Zukunft unsrer Kinder sorgen. In Wirklichkeit überlegen sie sich noch auf dem Totenbett, ob es nicht besser sei, ihr Testament umzustoßen und eine Stiftung zu bedenken statt ihrer Söhne, die vielleicht das Bluterbe in alle Winde streuen werden.

Ich sehe nur zwei Erklärungen für das Scharren und Kratzen: zunächst die Sammelwut. Ein Sammler kann sich zu jeder Zeit mit jedem andern Sammler vergleichen und zahlenmäßig sein Wertverhältnis feststellen. Ein Mensch, der seinen Wert in unwägbaren Vorzügen sucht, kann das nicht. Geld aber ist das ideale Sammelobjekt, denn es ist selbst nichts andres als eine Vergleichsgröße, ein Maß, ein Skalar. Ich kannte einen geisteskranken Finanzmann, der, in gesundem Zustande flach und unbedeutend, während seiner Anfälle ein hervorragender Geschäftsmann war. Oft ging ich mit ihm über den Newski-Prospekt, und ich erinnere mich, wie er mir einmal auf der Polizeibrücke sagte: „Sehen Sie, heute bin ich vergnügt. Unter den tausend Menschen, denen wir begegnet sind, war nicht einer, der halb soviel Geld hat wie ich." Ich glaube, es war einer seiner lichten Momente.

Die zweite Erklärung ist eine Art postumen Ehr-

geizes. Sind doch die meisten Besitztümer postume Freuden, die zu genießen oder vielmehr vorauszuschmecken nur mit einem guten Schuß Glauben und Aberglauben möglich ist. In dieser Hinsicht läßt sich neben die Hoffnung der Dichter, Philosophen und Künstler auf Anerkennung späterer Geschlechter die Freude an einer überraschenden Testamentseröffnung einordnen. Eine ältere Dame meiner Verwandtschaft war von so abschreckendem Geiz, daß ich ihr wider Gewohnheit Vorhaltungen machte. Sie widerlegte mich kurz, indem sie mir erklärte: „Von Genüssen des Lebens erwarte ich nichts mehr. Wenn aber mein Testament einmal zum Vorschein kommt, und meine guten Freunde sich über das ärgern, was ich hinterlassen habe, so werde ich zum letztenmal ein wirkliches Vergnügen empfinden."

Ein geistig Freier wird das Anwachsen seines Vermögens nur als eine annehmbare Nebenwirkung seiner Tätigkeit beobachten, mit demselben Gefühl etwa, mit dem ein Gutsbesitzer in seinen Nutzforsten erquickliche Spaziergänge entdeckt; und wenn er an einem Teil seines Vermögens festhält, so wird es der Rest sein, der ihm gesellschaftliche Unabhängigkeit, weiße Wäsche und die Erziehung seiner Kinder sichert.

VON GUTEN UND SCHLECHTEN GESCHÄFTEN

„Ehrlich währt am längsten."

Mein verstorbner Sozius sagte: „Es gibt nur gute Geschäfte." Das ist so falsch wie alle einleuchtenden Wahrheiten. Keine Meinung hat so sehr zur Entehrung des Handels beigetragen wie die, daß jedes gute Geschäft auf Kosten und zum Schaden

eines Partners gemacht sein müsse. Ich behaupte, daß Geschäfte dieser Art durchaus nicht gut, sondern schlecht sind; schlecht schon deshalb, weil sie sich nicht beliebig wiederholen lassen. Ich kann bei ausreichender Tüchtigkeit einen schwarzen Filz und einen leinenen Lappen als Hut Napoleons und als Schnupftuch der Königin Elisabeth verkaufen, und wenn ich Glück habe, kann ich den Versuch zwei-, dreimal erneuern. Ich zweifle aber, ob es möglich ist, auch nur die Hälfte sämtlicher Antiquare Europas mit solchen Kuriositäten zu versorgen. Mit gleichem Aufwand an Intelligenz, Arbeitskraft, Überredungskunst hätte ich ausgedehntere und einträglichere Absatzgebiete schaffen können, nämlich dann, wenn ich wirklichen Bedürfnissen wirkliche Erfüllungen gebracht hätte. Das Geschäft war schlecht.

Es gibt Geschäfte, die für beide Teile ungünstig sind, wie solche, die beiden nützen. Es ist deshalb ein törichter Aberglaube, anzunehmen, daß die Interessen beider Parteien einander entgegengesetzt sein müssen, und daß dem einen nur das von Vorteil ist, was den andern schädigt. Zwei Beispiele: Für ein Fabrikterrain bietet mir ein Bauunternehmer einen reichlichen Preis, der angemessen scheint, weil die Lage für sein Unternehmen ungewöhnlich günstig ist. Das Geschäft kommt zustande, aber die Bahnhofsanlage erweist sich als verfehlt. Gleichzeitig merke ich, daß mir für eine Erweiterung meiner Fabrik der Platz fehlt, weil ich das Grundstück leichtsinnig weggegeben habe. Wir haben beide die wahren Bedürfnisse verkannt und das Geschäft, das für beide Teile eine glückliche Kombination zu sein schien, ist für beide Teile schlecht.

Umgekehrt: Ein Kaufmann sieht, daß sein alteingesessenes Ladengeschäft zurückgeht. Er hat es ererbt und ist bereit, es zu beliebigem Preise loszuschlagen, weil er erkannt hat, daß für seine Ware kein genügender Bedarf mehr vorhanden ist. Ein Konkurrent glaubt, unter der bewährten Firma einen neuen Artikel erfolgreich vertreiben zu können, dem er bis dahin nicht die rechte Beachtung verschaffen konnte. Er erwirbt das Unternehmen; nach Ansicht der Zunftleute viel zu teuer. Trotzdem haben beide ein gutes Geschäft gemacht: der eine hat sich vor dem Ruin bewahrt und einen Betrag erhalten, auf den er nicht rechnen konnte; der andre hat ein an sich zu teures Anwesen durch eine glückliche Kombination in ein preiswertes verwandelt. Beide haben vorhandene Bedürfnisse erkannt und befriedigt.

*

Bedürfnisse erkennen und Bedürfnisse schaffen, ist das Geheimnis alles wirtschaftlichen Handelns. In großen deutschen Städten gibt es fast in jeder Straße ein Schreibwarengeschäft. Angenommen, ich empfinde den unbezwinglichen Drang, zu den neunhundertfünfzig bestehenden das neunhunderteinundfünfzigste zu fügen, und errichte es in angemessener Nähe eines tüchtigen Konkurrenten, ohne sonst Neues zu ersinnen: welches Recht habe ich mir erworben und welchen Nutzen habe ich gestiftet? Vielleicht kann ich den Gewinn meines Vorläufers schmälern und dem Handlungsgehilfen aus dem Nebenhause, der alle vierzehn Tage Stahlfedern einkauft, zwei Minuten Weges ersparen. Sicherlich werde ich über die Not des Mittelstandes klagen und gesetzliche Hilfe fordern. Das ist alles; und im

übrigen tue ich gut daran, mir rechtzeitig ein Exemplar der Konkursordnung anzuschaffen. Das Gegenteil dessen, was ich versuchte, war Bedürfnis. Der Handlungsgehilfe aus dem Nebenhause ist durch mich nicht zufriedener geworden, denn er braucht eine ganz besonders geartete Sorte (man kann nicht alle Artikel führen) und mußte deshalb ein andres Geschäft aufsuchen. Gut, daß ich ihm wenigstens ein paar vorjährige Neujahrskarten aufschwatzen konnte. Übrigens mußte er an jenem Tage noch zwei längere Wege machen, denn er wünschte eine Bartbinde und eine Zigarrenspitze zu erwerben, mit denen ich ihm nicht dienen konnte. Hätte ich hingegen ein Warenhaus errichtet, so konnte der Handlungsgehilfe nicht allein Schreibfedern, Bartbinden und Zigarrenspitzen, sondern auch Stiefelwichse, eingemachte Früchte und seidene Jupons finden — und alles ohne Kaufzwang, nasse Füße, Zeitverlust und viermaliges Pferdebahnfahren. Allein meine Phantasie, Initiative und Kapitalkraft reichten nicht weiter als bis zur blöden Nachahmung einer abgebrauchten Formel; deshalb hätte ich besser getan, mich beim nächstbesten Warenhause um eine Stelle zu bewerben und mich einer kräftigen Organisation und Willenskraft zu fügen, statt durch das Streben nach unverdienter Selbständigkeit mich und den Wohlstand des Landes zu schädigen.

Solange die Genüsse des Lebens nur einigen Tausenden gegönnt sind, solange es hungrige, schlecht gekleidete, mangelhaft unterrichtete, kranke und unfrohe Menschen gibt: so lange gibt es Bedürfnisse, die Geschäfte ermöglichen und Geschäfte verlangen. Und werden nicht neue Bedürfnisse täglich geschaffen? Vor zwanzig Jahren fiel das zweite Empire

und mit ihm sein Symbol: die Krinoline. Es ist bekannt, daß bedrängte Händler und Fabrikanten von Stahlreifen sich dadurch aus der Not halfen, daß sie ein allerliebstes Spielzeug erfanden. Es hieß Cricri und befriedigte das neu erwachte Bedürfnis nach Mißklang und Unfug so gut, daß es erst von der Erde verschwand, nachdem alle Stahlreifenmänner Millionäre geworden und alle nervenschwachen Europäer gestorben waren. Und wie war es mit den Ansichtspostkarten? Und dem Rauchtabak? Und den Fahrrädern, Schreibmaschinen, Nähmaschinen, Photographien, Petroleumlampen, Kinderwagen, Telephonen, Telegraphen, Eisenbahnen, Dampfmaschinen? Torheit und Genialität, Trägheit, Genußsucht, Mitleid und Eigennutz reichen einander täglich die Hand, um uns Bedürfnisse zu schaffen, zu erneuern und zu verwandeln. Und ihr, die ihr euch rühmt, jede Lokalanzeige und jede Reporterneuigkeit zu kennen, wollt in dem unendlichen Rädergetriebe keine Speiche entdecken, die ihr packen könnt?

VON GESCHÄFTSLEUTEN

In Romanen findet man mitunter die Beschreibung des Machthabers der Geschäftswelt. Ein vornehmer älterer Herr mit grauem Backenbart und noblen Gerätschaften: Arbeitskabinett, Ledersesseln, Eisbärenfell, schweren Havanas. Der Sekretär erscheint, berichtet, und blitzschnell werden Befehle und Depeschen diktiert. Eine Kreuzung aus Diplomat und Feldherr.

Gewiß, ich kenne einige Vertreter dieser Art. Der mit dem Diplomatengesicht ist in der Regel

ein guter Unterhändler und Agent, der mit dem Feldherrnblick ein geschickter Börsenjobber. Große Geschäftsleute sind beide nicht. Ein Geschäftsmann großen Stils, ein Schöpfer und Erhalter großer Unternehmungen scheint mir eher mit dem Bauern und Landwirt verwandt zu sein; fast immer ist er geringer Abkunft und selten als Großstädter geboren. Starker Knochenbau, starke Hände, schwere Züge, nervenfreies Temperament. Einem Menschen mit spitzen Fingern, steiler oder liegender Handschrift und flackerndem Blick würde ich schwerlich meine Interessen anvertrauen. Ebensowenig einem, der zu schnell und zu geschickt spricht.

Die Eigenschaften, die verlangt werden, sind Fleiß, Übersicht, und Gedächtnis. Herzensgüte schadet nicht, Jähzorn ist gut. Gefährlich ist allgemeine Bildung; ich kenne nur wenige, die über den Schatz ihrer Kenntnisse nicht gestrauchelt sind.

Fleiß! Ich fühle mich beklommen durch die Banalität der Ansichten, die ich über diese Tugend zu sagen habe. Aber in unsrer Zeit der trägen Genies ist es nötig, manchmal daran zu erinnern, daß eine Meinung nicht wahr zu sein braucht, weil sie paradox ist, noch falsch sein muß, weil unbefangene Menschen daran glauben.

Ein junger Mann aus guter Familie lobte mir seine Begabung und fragte mich, was er im kaufmännischen Beruf verdienen könne unter der Bedingung, daß er täglich nur fünf Stunden arbeite. Ich antwortete ihm, daß in Geschäften die Arbeitszeit nur von der siebenten Stunde aufwärts bezahlt wird, und veranlaßte ihn, in den Staatsdienst zu treten. Meine Beamten pflege ich darauf hinzuweisen, daß ich sie für ihre Arbeit bezahle und für

ihre Mußestunden avancieren lasse. Denn alle nutzbringenden Gedanken, alle Neuerungen und Fortschritte kommen in der Abgeschiedenheit der Feierzeit zur Welt, nicht unter dem Scharren der Federn und dem Lärm der Verhandlungen; und wer mit der Radlermütze, der Jagdjoppe oder den Filzpantoffeln einen neuen Menschen und ein frisches Gehirn anzieht, der darf nicht den Ehrgeiz haben, neue Wege zu wandeln.

Nein: leider genügt es nicht, am Schreibtisch zwischen zwei guten Zigarren große Ideen zu ersinnen, die nachher durch Sekretäre und Direktoren ausgeführt werden. Dem selbsttätigen Geschäftsmann großen Maßes vergeht der Tag zwischen Anfragen und Antworten, Besuchen, Verhandlungen, Akten und Statistiken, Rechnungen und Berichten, Beschwerden, Streitigkeiten, Personalien, Rechtsgutachten, Besichtigungen — kurz, im Suchen, Forschen, Fragen, Prüfen, Wägen: und ach, nur ein Tausendstel von dem, was er tut, ist Handeln.

*

Ich pfeife auf das, was man die großen Ideen nennt. Sie liegen auf der Straße. Sie kommen zu Dutzenden, dieses Gesindel, wenn wir träumen, wenn wir verdauen oder wenn wir Erholung suchen. Und das ist ihre rechte Zeit und ihr rechter Ort; am Feierabend mag man ein paar Stunden ihren großen Reden und hohen Gebärden verschenken. Es ist nichts leichter, als zu sagen: bauen wir eine Bahn quer durch Asien, vereinigen wir alle Petroleumquellen der Erde, lenken wir die Goldflüsse Belgiens und Frankreichs durch russische Industriekanäle, erschließen wir ungemessene Landgebiete

Amerikas durch Ansiedlung, Verkehrsmittel und Städtebau. Ich stelle mir vor: ein Industriekönig liest in seiner eignen Biographie, wie der „große Gedanke“ seines Lebens erklärt, erläutert und gefeiert wird. Wie muß der Ehrliche über die Gläubigkeit der Chronisten lachen! Denn die große Idee war, als er sie aufgriff, eine zehnmal breitgetretene Plattheit, ein Erbstück, ein Gemeingut aller Vernünftigen: was gefehlt hatte, war der Mann, der Wille, der Fleiß, die Ausdauer. Und war Genialität dabei nötig, so war es die Genialität der tausend Mittel, der tausend Auswege und Umwege, der Überzeugungskraft und der Halsstarrigkeit.

Ich hasse die geistreichen Gedanken und mißtraue den glänzenden und paradoxen Worten. Oft bekomme ich Briefe, knapp gefaßt, lebhaft geschrieben, die im voraus alle Einwendungen widerlegen und mathematisch unantastbar folgern—: Vorsicht! Es sind Blumen auf Draht. Ich kenne die Versuchung, die zumal an jüngere Menschen in leitender Stellung herantritt, von zwei Entscheidungen die geistreichere zu wählen. Du leitest eine Sitzung. Ein halbes Dutzend abhängiger Leute umgibt dich, verpflichtet und bereit, auf deinen Gesichtsausdruck hin zu lächeln, zuzustimmen, die Köpfe zu schütteln oder sich zu entrüsten. Natürlich ist es unterhaltend, eine ernste Frage durch ein Epigramm zu erledigen, einen Menschen mit einer Grimasse zu verurteilen, und du erntest den Beifall, den du ersehnst, auf der Stelle, Zug um Zug. Aber vergiß nicht, daß die Werkzeuge, die deine Fehler in die Wirklichkeit zu übertragen berufen sind, sich in alle Winde zerstreuen, wenn die Saat deiner Torheit aufgeht, und dir allein die Verantwortung vor

die Füße werfen. Friedrich der Große hatte das Recht, witzige Randschriften zu machen, denn er war ein preußischer und absoluter König. Aber man wird beim ersten Blick finden, daß die geistreichsten Entscheidungen meist die unwichtigsten Sachen betrafen, und bei näherer Prüfung, daß sie nicht immer die gerechtesten waren.

Die Freude an salomonischer Geschäftsweisheit habe ich verloren in der Schule meines ersten Lehrmeisters und Brotherrn, der ein stiller und spießbürgerlicher Mann und einer der ersten Finanzmänner seiner Zeit war. Er war Bankier und sah einen großen Teil des Nationalvermögens jahraus, jahrein durch seine Hände fließen; aber sein Beruf hatte ihn mit einer solchen Abneigung gegen Geld und Reichtum gesättigt, daß er vermeiden lernte, sich ein Vermögen zu schaffen, und seinen Wunsch, mittellos zu sterben, erfüllt sah. Er war das Gegenteil eines Diplomaten. Wenn eine große grundsätzliche Frage ihn beschäftigte, so zog er jeden zu Rat, der ihm in den Weg kam. Er sprach davon mit seinen Angestellten, mit seiner Frau, mit seinen Konkurrenten, womöglich mit seinem Diener, so etwa, wie es den Juden vorgeschrieben ist, über das Gesetz zu reden: „Wenn du sitzest und wenn du gehest, wenn du dich legest und wenn du aufstehst.“ Er ließ nicht nur alle Einwendungen gelten, sondern er berichtete gewissenhaft jedem Nächstfolgenden, was der Vorhergehende gesagt hatte. Zuletzt, oft nach Wochen, wenn keiner mehr an die Sache dachte, kam er mit seinem Vorschlag. Ungeschickt vorgetragen, mit langen Ausschweifungen nach rechts und links, machte seine Lösung den Eindruck von etwas höchst Trivialem, Uninteressantem, Selbstverständlichem,

ähnelte manchem, was lang und breit besprochen war — und war doch nicht ganz dasselbe. Ohne Geräusch wurde die Richtlinie befolgt, und meist viel später erst wurde deutlich, welche Ausblicke der neue Weg eröffnete, dessen Eigenart anfangs verborgen geblieben war.

Und ist es nicht ähnlich mit großen Erfindungen und neuen Systemen? Eine feine Gesteinspalte, an der Tausende vorübergegangen waren, undurchdringlichen Fels vermutend: dem einen wird sie offenbar —, und mit schlichtestem Werkzeug und wenigen Hieben sieht er zu ungeahnten Grotten und verborgenen Schätzen den Weg gebahnt. Und die erste Frage jedes Erfinders und Denkers, wenn eine neue Erungenschaft ihm angekündet wird, ist die: Wo lag bisher die blinde Stelle in meinem Auge und der tote Punkt in meinem Gehirn?

*

Als ich vorhin von Übersicht und Gedächtnis sprach, erinnerte ich mich der Sätze, mit denen Taine das Inventarium des napoleonischen Geistes umschreibt. „Atlanten“ nennt er die aufgespeicherten und enzyklopädisch geordneten Kenntnisse dieses Weltenverstandes, der die letzte Kanone seines Kaiserreiches, das letzte Bataillon seines Feindes, das letzte Bankbillett seines Staatshaushalts registrierte. Nur solche Atlanten und Bücher, ungeschrieben und ungedruckt, aber in weiche graue Gehirnmasse geätzt, können reden, inspirieren und Wege weisen.

Ich hasse Notizbücher. Wer viel notiert, ist ein Subalterner oder ein Dummkopf. Der Schädel eines Kaufmanns muß einige tausende Zahlen beherber-

gen, und diese Zahlen müssen leben und gehorchen. Er muß Gewalt haben, zu merken, und Gewalt haben, zu vergessen; vor allem aber die Gewalt, zu überblicken. Wie für den Künstler, so ist für den Schaffner und Händler das höchste Erbtum: der Blick fürs Wesentliche. Bei klugen Menschen liegt oft mehr im Fragen als im Antworten; und wenn ich vernehmen kann, wie ein überragender Mann in kurzen Worten einen verwickelten Zusammenhang bloßlegt, so empfinde ich Freude wie an einem Kunstwerk.

Will man von einer Genialität auf diesem Schauplatz menschlicher Tätigkeit sprechen, so mag man, ausgehend von der eben erwähnten Begabung für das Wesentliche, sie finden in einem, ich möchte sagen divinatorischen Überblick über die Bedürfnisse der jetzigen und der kommenden Zeit und in der Erkenntnis der zur Erfüllung möglichen Mittel. Solche Divination besaß der Bankmann, von dem ich vorhin gesprochen habe. Sie äußerte sich nicht in apokalyptischen Gesichten und tönenden Seherworten, sondern in gelegentlicher Beurteilung der Dinge und in praktischen Entschlüssen. Ich glaube nicht, daß mein Chef dieses Blickes, der ihm den Gang der Zeitenentwicklung entschleierte, sich bewußt war. Er liebte theoretische Betrachtungen nicht und redete nur über den gerade vorliegenden Fall; wie als etwas Selbstverständliches enthüllte sich in einer zufälligen Andeutung das Bild, das er in sich trug, in einzelnen Zügen — etwa so, wie wenn eine Spalte im Theatervorhang uns einen Ausschnitt der hell erleuchteten Bühne zeigt.

Als Junge bekam ich eine winzige Dampfmaschine geschenkt. Es war eine Lokomobile; man goß unten Spiritus und oben Wasser hinein, steckte den Docht an, und das Rad drehte sich eine halbe Stunde lang. Nach drei Tagen brach ich das Ding entzwei, um zu sehen, welches geheimnisvolle Wesen innen sitze und den Kolben bewege. Es war leer; und ich starrte enttäuscht auf ein Häufchen Eisenblech, ein Stänglein, ein Kölbchen und ein Hähnchen aus Messing. Das Geheimnis, das Spiritus und Wasser zur regelrechten Arbeit zwang und aus dem toten Blech ein lebendes Geschöpf machte, saß nicht im Innern; es war etwas Unfaßbares, Abstraktes: die Gestalt und Anordnung der Teile. Ein Heer, eine Fabrik, ein Staat, ein Geschäft: alle sind Maschinen aus lebenden Menschenleibern. Von dem Haufen, der auf dem Marktplatz webt, sind sie nur durch ein Unsichtbares geschieden: durch Ordnung, durch Organisation.

Was ist eine Zeitung, eine Bank, eine Fabrik, ein Theater, eine Reederei? Ist es das Papier oder das Geschäftshaus, sind es die Maschinen oder die Kulissen oder die Schiffe? Ist es der Name? Sind es die Personen? All diese Einzeldinge sind wechselbar und ersetzlich. Der Zusammenhang, der Aufbau, die Anordnung sind das Wesentliche. Arbeit, Erfahrung, Zeitaufwand und Geist haben eine Organisation geschaffen; und sie sind die Werte, die sich darin kristallisiert haben. Ich kann ein Gebäude errichten, Werkzeugmaschinen aufstellen und Arbeiter werben. Habe ich dann eine Maschinenfabrik? Nimmermehr! Es fehlt der Stab von Konstruk-

teuren, der Pläne und Zeichnungen liefert, wie sie den Bedürfnissen des Ortes und der Leistungsfähigkeit des Werkes und der Arbeiter entsprechen. Es fehlen die Werkmeister, die mit den Eigenschaften und Fähigkeiten der Arbeiter, der Maschinen und des Materials vertraut sind. Es fehlen Arbeiter, die auf gewissenhafte und exakte Ausführung geschult sind. Es fehlt der Stab von Vertretern und Verkäufern, die die Vorzüge der Produkte und die Anforderungen der Käufer kennen. Es fehlt der Name und das Ansehen, das dem Käufer Bürgschaft bietet. Es fehlt endlich der Leiter, der sein Fach, seine Leute und sein Geschäft kennt und beherrscht. Ist aber einmal der Organismus unter Mühen und Arbeit, Kosten und Zeitaufwand erwachsen, so erträgt er, ohne zusammenzubrechen, die Umgestaltungen, die die Vielfältigkeit aller Einrichtungen mit sich führt. Neue Erzeugnisse werden erfordert: Man schafft neue Maschinen, sie herzustellen. Ein Meister altert und setzt sich zur Ruhe: eine neue Kraft wird in kurzer Zeit sich einarbeiten. Die lebendige Kraft des Organismus hält die Räder in Schwung, gleichviel, ob neue Massen und Gewichte, plötzlich angekuppelt, die Bewegung zu hemmen suchen.

VON GELD UND VERMÖGEN

Man hört oft: Der und der ist durch glückliche Spekulationen reich geworden. Unter den Hunderten von großen Vermögen, deren Geschichte ich kenne, ist mir kaum ein einziges bekannt, das durch Börsenspekulation oder ähnliche Manöver entstanden wäre. Spekulation ist Spiel; und wenn sich jemand am Spiel bereichert hat, so ist es entweder

das Spiel der andern oder das Falschspiel gewesen.

Die Genußfähigkeit der menschlichen Natur wird überschätzt. Ein wirklich reicher Mann kann nur einen verschwindenden Teil seiner Einkünfte in Genüsse umsetzen; und je mehr Genußgüter er sich schafft, desto schwächer werden seine Beziehungen zu diesen Dingen, seine Herrschaft darüber und seine Besitzesfreude. Angenommen, jemand besäße so viele Landhäuser, daß er nur einen Monat des Jahres jedes bewohnen kann: so wird ihn der immaterielle Gedanke, Herr und Eigentümer zu sein, schwerlich darüber hinwegtäuschen, daß er überall nur ein Gast und Fremder ist.

Hieraus erklärt sich die Abneigung der Reichsten gegen die Anhäufung von Genußgütern, in der minder Begüterte den Inbegriff der Wünsche sehen. Aller Überschuß des Besitzes über die zur Befriedigung der Genußfähigkeit dienende Menge bedeutet Macht; Macht jedoch nur in den Händen derer, die zu herrschen und große Gedanken zu verwirklichen wissen. Die Ausübung dieser Macht erfordert dieselbe Arbeit und denselben Kampf wie ihr Erwerb. Deshalb ist es ein widerwärtiger Anblick, die Zügel der Besitzesherrschaft in den Händen törichter und kraftloser Erben zu sehen; ziellos vergeuden sie tausendfältige Kräfte, die zum Dienst der Menschheit bestimmt waren.

Große Vermögen entstehen nicht durch Spiel; sie entstehen aber auch nicht durch Arbeit. Der Gesamtbesitz der Welt an Gütern ist so gering, daß tausend und tausend unfreiwillige Hände beitragen müssen, um dem Einen, dem Fronherrn, die Goldhaufen zu türmen. Das, was die wunderbare

Wirkung herbeiführt und die Massen veranlaßt, einem Fremden zuliebe ihre Taschen zu öffnen, sind Monopole. Monopole, durch Gesetz, durch Lage, durch Intelligenz oder durch Priorität besiegelt. Ein englischer Herzog besitzt ackergroße Landstriche in der Londoner City: das Monopol der Lage zwingt Tausende von Kaufleuten, die nur in der Nähe der Bank hausen können, einen großen Teil ihres Gewinns dem Besitzer als Miete zu opfern. Eine Gesellschaft erwirbt das gesetzliche Monopol des Zündhölzerverkaufs in einem lateinischen Staat; und jeder, der eine Zigarette anzündet, zahlt gezwungen den Bruchteil eines Pfennigs in die Kassen der Unternehmerin. Ein Hüttenmann entdeckt eine Eisenlegierung, die neue und wertvolle Eigenschaften besitzt; und auf jeder Panzerplatte und jeder Messerklinge lastet ihm ein anteiliger Tribut, solange er das Monopol der Intelligenz zu wahren weiß. Ein Bankhaus hat seit hundert Jahren jede Anleihe seines Staates finanziert und das Vertrauen des Publikums bewahrt: das Monopol des Vorsprungs wird dafür sorgen, daß von jedem Taler Landesschulden ein Pfennig an den Schaltern seiner Zahlstellen hängenbleibt.

PLUTOKRATIE

Zuweilen scheint es, als sollten nicht mehr die Starken und Tapfern, sondern die Klugen und Reichen herrschen. Denn was soll die Stärke? Es gibt keine Handgemenge, keine Ringkämpfe und keine Turniere mehr. Und was die Tapferkeit? Unsre Kriege werden nicht mehr mit Blut, sondern mit Geld genährt. Maschinen arbeiten gegen Ma-

schinen, Panzer gegen Panzer. Der Ingenieur, der Chemiker, der Finanzmann sind Feldherren. Das neueste Gewehr, das beste Pulver, das schnellste Boot fesseln den Sieg. Unser Herrgott kämpft nicht mehr auf der Seite der stärksten Bataillone, sondern auf der Seite der modernsten Gießerei.

Und das Kapital! Als das Blut der Welt rollt es durch die Adern des Verkehrs. Es schwemmt den angestammten Besitzer von seiner Scholle, es befruchtet die Sierren und Pampas, es erstarrt zu Eisensträngen, die sich durch die Völkergrenzen bohren, es berauscht die schwachen Staaten zur Knechtschaft, es wäscht jeden Flecken und beizt jeden Schild — und strömt zurück, tausendfach schwellend, in die Behälter, aus denen es floß.

Es gibt nichts Betrübenderes als die Erkenntnis, daß wir der Plutokratie rettungslos verfallen sind. Noch widerstehen ihr drei oder vier germanische Staaten; auf wie lange?

Unaufhaltsam naht das goldne Gespenst. Das Volksbewußtsein schnuppert ängstlich und wittert seine Geisternähe. Aber die arme Volksseele hat außer der metaphysisch scharfen Nase nur grobe Organe. Sie denkt in unbeholfenen Sammelempfindungen und kennt nur zweierlei Anschlag: Vivat und Pereat. Die Sammelempfindung, die das Gespenst erweckt, ist Haß, mit etwas Neid gewürzt, und der Schreckensruf hallt wider an den Stellen, wo nicht eben das Hirn, wohl aber das Mundwerk der Nationen arbeitet: in den Werkstätten der Gesetzgebung.

Die wirkt seit Jahrzehnten instinktiv. Vielleicht ist das gut: nicht allein, weil es den Wünschen der Wähler und der Wühler entspricht, sondern auch, weil der parlamentarische Instinkt immer noch zu-

verlässiger ist als der parlamentarische Verstand. Man wünscht, dem Kapital zu Leibe zu gehen. Das ist berechtigt und im Sinne der plutokratischen Gefahr notwendig. Aber man schämt sich dieses gesunden Instinkts und sucht nach „Auswüchsen“ des Handels oder irgendeiner andern Sache. Das ist fehlerhaft. Ergebnis: man vernichtet die Börsen und veranlaßt durch andauernde Belästigung die Warenhäuser, ihre Betriebe erheblich zu erweitern.

Es wäre mir lieber, wenn an die Stelle instinktiver Abneigung und planloser Verfolgung klare Erwägung und bewußtes Handeln treten könnte.

Die Bekämpfung der Geldherrschaft ist ein Ziel, aber kein Programm. Darum zunächst: was soll erstrebt werden?

EUPLUTISMUS

Sicherlich wäre es das Einfachste, durch das bekannte Rezept der Verstaatlichung des Kapitals neben andern Beschwernissen auch die ganze Frage der Geldherrschaft ihres Inhalts zu entledigen. Ich muß diese Hoffnung Jüngern überlassen; denn einem, der vierzig Jahre lang sich in Menschenkenntnis und im Einmaleins geübt hat, fehlt die Unbefangenheit, die solches Glaubens Würze ist.

Wenn es nun doch bei der Anhäufung der Schätze fürs erste sein Bewenden haben muß, so gestehe ich, daß das Szepter des Reichtums in den Händen von Männern, wie des alten Krupp, Pullmans oder Montefiores mir ungefährlicher scheint als die Insignien politischer Macht bei legitimen und konstitutionellen Fürsten von der Art Louis Philippes oder Friedrich Wilhelms IV.

Der erträglichste und deshalb erstrebenswerteste Zustand der Geldherrschaft scheint mir daher erreicht zu sein, wenn die Tüchtigsten, Fähigsten und Gewissenhaftesten auch die Begüterten sind. Ich möchte für diesen Zustand der Kürze halber das Wort „Euplutismus" gebrauchen. Nach Euplutismus strebt in dunklem und verworrenem Drang der Volkswille und die Gesetzgebung aller Länder. Warum sollte dies Streben nicht ehrlich ausgesprochen und mit geeigneten Mitteln verfolgt werden?

Nur annähernd wird der Zustand des Euplutismus erreichbar sein. Mit ähnlicher Annäherung vielleicht, wie es uns heute gelingt, die Weisesten zu Volksvertretern, die Tapfersten zu Heerführern, die Gerechtesten zu Richtern und die Edelsten zu Herrschern zu machen. Ist aber das Ziel an sich erstrebenswert, so ergeben sich die Wege von selbst.

Solcherlei Wege sind:

Progressive Einkommensteuer,

Hohe Abgaben auf Erbschaften, Mitgiften und Schenkungen,

Besteuerung des nichtarbeitenden Vermögens, in erster Linie der fremden Anleihen,

Verringerung der zufälligen Monopole durch Verstaatlichungsrechte auf Bergwerke, Verkehrsunternehmungen und städtischen Grund und Boden,

Vernichtung der Monopole für Staatslieferungen,

Staatliche Kontrolle der Konventionen, Syndikate und Trusts,

Hohe Dotierung der obren Staatsbeamten,

Reiche Zuwendung von Staatsmitteln für Zwecke der Wissenschaft und Kunst.

Ich merke, daß ich bei dem, was allgemein als Zweck der Geschäfte gilt, dem Reichtum, seiner Entstehung und seinen Gefahren, allzu lange mich aufgehalten habe, und will zum Schluß versuchen, die Summe dessen zu ziehen, was sich aus dem Besprochenen als Lehre zusammenfassen läßt. Sie würde lauten:

Suche die materiellen Bedürfnisse deiner Zeit zu erkennen,

Suche die einfachsten Mittel zu finden, um ihnen zu genügen,

Lerne durch Organisation deine Arbeitskraft vervielfachen,

Setze von deinen Konkurrenten voraus, daß sie gescheit, fleißig und ehrlich sind,

Aber ahme ihnen nicht blindlings nach, fürchte sie nicht und traue ihnen nicht,

Und bemühe dich, gescheiter, fleißiger und ehrlicher zu sein als sie.

Ich bitte, zu entschuldigen, Leser, wenn diese Grundsätze zu einfach und der bürgerlichen Moral allzusehr sich nähernd erscheinen. Ich bin dieser Moral niemals aus dem Wege gegangen und mutmaße von dir, dem Jüngern, trotz kultureller Vorgeschrittenheit dasselbe. Auch bleibt es deiner philosophischeren Anschauung freigestellt, aus solcher Annäherung nicht eine Bestätigung meiner Sätze, sondern ein weiteres Argument der Erfahrung zur Bekräftigung eben dieser bürgerlichen Moralbegriffe zu entnehmen.

ANMERKUNG

Anschließend an die letzten Worte dieser Aufzeichnungen erlaubt sich der Herausgeber darauf hinzuweisen, daß dem leichten Ton, mit dem ernste Fragen des sittlichen Bewußtseins gestreift werden, erfreulicherweise die vorwurfsfreie Lebensführung des Verfassers gegenübergestellt werden darf. Obwohl er mit Leib und Seele dem Handelsstande gehörte, hat der Verstorbne in allen Fragen des Lebens eine sittliche Anschauung bekundet, deren Wert vertieft worden wäre, wenn ihr die Grundlage der Religiosität nicht gefehlt hätte. Zur Rechtfertigung muß ferner betont werden, daß mein Oheim im Herzen eines slawischen Nachbarreichs wohnte und so dem unmittelbaren Einfluß germanischer Kultur entrückt war. Vielleicht aus dieser Tatsache erklärt sich seine befangne Furcht vor plutokratischen Zuständen, die in Deutschland, wo die Trennung der gesellschaftlichen Schichten unter vorherrschend militärischem Einfluß gesichert ist, kaum jemals sich geltend machen dürften. Unter ähnlichen Gesichtspunkten ließe sich des Verfassers idealisierende Auffassung von den Geschäften des Handels — besser: des Zwischenhandels — beurteilen, die er als berechtigt, nützlich, ja selbst als wünschenswert anzuerkennen scheint. Denn bei aller Rücksicht, die man selbst in maßgebenden Kreisen auf die Bestrebungen des Kaufmannsstandes zu nehmen gewohnt ist, wird sich kaum in Abrede stellen lassen, daß „billig kaufen und teuer verkaufen“ den alleinigen Grundsatz solcher Geschäfte bildet, die demnach keine andre Charakteristik verdienen als die kürzlich von

kompetentester Seite erteilte: eines notwendigen Übels.

Dr. F. W. Schulze von der Mühl, Reg.-Ass.

1901

DIE RESURRECTION CO.

Die Begräbniseinrichtungen der Stadt Necropolis, Dacota, sind die besten in den Vereinigten Staaten. Eine elektrische Schmalspurbahn führt mit einer Geschwindigkeit von 35 Kilometern die Leiche auf den Kirchhof, eine Baggermaschine (U. S. Patent Nr. 398 748) gräbt vor den Augen der Leidtragenden in vier Minuten das Grab, der Sarg wird durch einen Drehkran vom Gleise gehoben, und die Maschine glättet mit großer Genauigkeit den viereckigen Hügel. Man hat es vermieden, die Leichenrede durch laut sprechende Phonographen verlesen zu lassen; dagegen ist dicht bei der Begräbnisstätte ein Automatensaal, in dem man gegen Einwurf eines Zwanzig-Cent-Stückes Trostsprüche der berühmtesten Kanzelredner englischer Zunge vernehmen kann. Eine mechanische Sargfabrik nebst Grabsteinschleiferei grenzt an das Grundstück. Ihre mustergültigen Produkte befriedigen die Ansprüche der verwöhntesten Kunden.

Elihu Hannibal I. T. Gravemaker ist der Schöpfer des Unternehmens. Bei seiner Beerdigung am 17. Mai 1894 wurde der Rekord der Bestattungstechnik in den Vereinigten Staaten erreicht. Punkt 12 Uhr setzte sich der Trauerzug in Bewegung, 12 Uhr 10 Minuten begann die Beisetzung, sieben Minuten später erfolgte die Rückfahrt der Leidtragenden, und 12 Uhr 25 Minuten vereinigte man sich zu einem Lunch im Fourty-sixth-Avenue-Hotel. Um 1 Uhr erschienen gleichzeitig im Necropolis Sun und im Dacota Herald die Berichte über das Leichenbegängnis, um 1 Uhr 30 begann die Versteigerung der Hinterlassenschaft, um 4 Uhr enthüllte man auf dem Central Union Square ein Granitdenkmal mit dem Bilde des Verewigten, und

um 6 Uhr abends wurde in Gravemakers Wohnhause gemäß seinen Testamentsbestimmungen ein neues Klublokal eingeweiht.

Es drängte mich, meine Bewunderung über die klug durchdachte Anlage dem Direktor auszusprechen, der die obern Stockwerke des freundlichen Leichenhauses bewohnte. Aber in dem Augenblick, wo ich den Aufzug zu betreten mich anschickte, überraschte und verletzte mich ein unerfreulicher Eindruck. Ich konnte nicht umhin, den Direktor über diesen Zwischenfall zu befragen.

„So sehr ich Ihre Einrichtungen zu schätzen weiß", sagte ich ihm, „darf ich doch nicht verhehlen, daß ich durch Zufall auf eine Anordnung aufmerksam geworden bin, die mich peinlich berührt hat. Was veranlaßte Sie, diesen immerhin geweihten Ort durch eine Telephonstation zu schänden? Ich habe bemerkt, daß eine solche in der Leichenhalle neben der Kapelle untergebracht ist. Das fortwährende Klingeln wirkt beunruhigend. Was bezwecken Sie damit?"

„Ich bedaure, daß die Tür offen stand," antwortete der Direktor kurz, „sonst bemerken unsre Besucher gewöhnlich nichts davon. Eine weitere Auskunft kann ich Ihnen leider nicht geben."

Die Zeit schien mir gekommen, mich eines Tricks zu bedienen, den ich meinem geschätzten Freunde in New York, dem Rvd. Tiberius Q. Lewisson, verdanke, eines Tricks, der — ich bedaure, es sagen zu müssen — mir nicht ganz edelmütig, wohl aber durchaus zweckentsprechend scheint.

„Ganz, wie es Ihnen beliebt," bemerkte ich. „Jedenfalls werden Sie nichts dagegen einwenden, wenn ich den Blättern, die ich zu vertreten die

Ehre habe, dem New-York-Herald, der Times, dem Figaro und dem Berliner Börsen-Courier, einen Artikel telegraphiere, der morgen mit der Überschrift ‚Leichenschändung in Dacota' an hervorragender Stelle erscheinen wird. Sie gestatten mir, je drei Probenummern Ihnen zugehen zu lassen."

Nach einiger Überlegung erwiderte er: „Ich proponiere Ihnen folgendes Abkommen. Sie veröffentlichen Ihre Eindrücke nicht vor dem 15. Juni 1898, dem Tage, wo unser Kontrakt mit der Resurrection Co. abläuft. Dagegen gebe ich Ihnen sofort vollen Aufschluß. Sie können sicher sein, daß Sie mit Ihrem Artikel noch übers Jahr Sensation machen werden."

Bevor ich den Bericht des Direktors folgen lasse, lege ich Wert darauf, festzustellen, daß der vorliegende Aufsatz laut Poststempel des Umschlages am 16. Juni 1898 bei dem Herausgeber dieser Zeitschrift eingelaufen ist.

Der Direktor führte folgendes aus:

„Alle unsre Einrichtungen sind von dem Grundsatz bestimmt, nach Möglichkeit den peinlichen Zeitraum zu verkürzen, der zwischen dem Ableben eines Mitgliedes der bürgerlichen Gesellschaft und dem Augenblick liegt, wo die Hinterbliebenen ihre Berufsgeschäfte ungestört wieder aufnehmen können. Dieses gewiß lobenswerte Bestreben birgt eine Gefahr. Am 24. Juli des vorigen Jahres wurde auf Befehl des Richters die Leiche eines hochangesehenen und wohlhabenden Mannes exhumiert, der acht Tage zuvor bestattet worden war, und gegen den sich ein dringender Verdacht wegen Meineids, schwerer Urkundenfälschung, Betruges, Kuppelei

und Selbstmords erhoben hatte. Ein Verdacht, der sich leider als begründet erwies. Der Anblick der Leiche war erschütternd. Sie lag auf dem Gesicht, mehrere Finger waren gebrochen, die Nägel zerrissen, an den Knien und Schultern zeigten sich Quetschungen und Wunden.

Es war offenkundig, daß der Mann lebendig begraben worden war.

Eine nervöse Erregung verbreitete sich in der Stadt, als der Fall bekannt wurde. Die Geistlichkeit suchte die Menge dadurch zu beschwichtigen, daß sie hervorhob, dieses Strafgericht der göttlichen Vorsehung sei hauptsächlich durch einige Verbrechen des Verstorbenen herbeigezogen. Der Erfolg war entgegengesetzt: die Angst stieg nun erst recht bis zur Sinnlosigkeit, und einige der achtbarsten Bürger, unter ihnen der stellvertretende Bürgermeister und der Vorsitzende des Kirchenrats, legten Hand an sich. Niemand wußte Rat.

Während die Zeitungsschreiber sich monatelang von den abenteuerlichsten Vorschlägen nährten, konstituierte sich in aller Stille ein Unternehmen, das den fürchterlichen Konflikt mit einem Schlage zu lösen versprach: die Dacota- and Central-Resurrection Telephone and Bell Co., eine Aktiengesellschaft mit 750 000 Dollar Kapital. Der Prospekt brachte einen beispiellosen Erfolg. In zwei Stunden war an der Börse das Kapital vierzehnmal überzeichnet, die Lebensversicherungsgesellschaft und der Waisenrat beschlossen, alle verfügbaren Mittel in Anteilen der neuen Gesellschaft anzulegen, und die Tochter des Gymnasialdirektors bedrohte den Vorsitzenden des Syndikats mit einem Revolver, weil sie bei der Zuteilung nicht genügend berücksichtigt worden war.

Die Idee des Unternehmens schien einfach und überzeugend. Jeder beigesetzte Sarg sollte durch eine elektrische Leitung mit dem Verwaltungsgebäude verbunden werden. An die Leitungen wurden Fernsprecher und Läutwerke angeschlossen und jeder Kunde (customer) konnte gegebenenfalls nicht nur augenblicklich die Verwaltung benachrichtigen, sondern auch bezüglich seines Hausarztes, seines Bankiers und seiner Familie die nötigen Verfügungen treffen.

Mit großer Mehrheit wurde von der gesetzgebenden Körperschaft beschlossen, die Einführung dieser Sicherung sollte obligatorisch sein, und alsbald gewährte die Stadtverwaltung auf die Dauer von zwei Jahren der Resurrection Co. das ausschließliche Recht, ihre Apparate zu installieren.

Die Beunruhigung der Bevölkerung schwand nach und nach, um so mehr, als während nahezu eines Jahres kein Fall der Bestattung eines Lebenden mehr eintrat. Im selben Maß ermattete aber das Interesse für die Resurrection Co., und der Kurs ihrer Aktien sank von 450 auf 117 ½.

Da ereignete sich eine unerwartete Begebenheit. Am 23. Februar, kurz nach Sonnenuntergang, benachrichtigte man mich, daß zum ersten Male eine Glocke in kurzen Zeitabständen wiederholt angeschlagen habe. Die Klappe, die heruntergefallen war, zeigte die Nummer 169. Diese Zahl setzte mich in Erstaunen, denn wir waren damals bereits bei den Nummern um 1200 angelangt; sofort ließ ich das Kirchhofsjournal kommen und stellte als Inhaber von Nr. 169 einen gewissen Johnson fest, den ich persönlich gekannt hatte. Ein magerer alter Herr, der lange Zeit seinen Mietern große Angst

einflößte und endlich einem Nervenleiden erlag. Zugleich bemerkte ich mit Entsetzen, daß Mr. Johnson bereits seit neun Monaten in der Erde ruhte.

Ich nahm an, daß an der Leitung etwas nicht in Ordnung sei, und benachrichtigte den Elektriker. Der sprach, wie es bei diesen Leuten die Regel ist, von Kurzschluß und Erdströmen, schraubte alle Apparate los und brachte das Haus in einen unglaublichen Zustand. Nach drei Tagen erklärte er den Schaden für beseitigt und berechnete 275 Dollar. Inzwischen läutete Nr. 169 jeden Abend in gewohnten Zeitabständen ruhig weiter.

Nun erstattete ich meiner vorgesetzten Behörde Bericht. Auf Antrag der Resurrection Co. beschloß die Kommission die Exhumierung. Diese fand statt, aber ohne jedes Ergebnis. Mr. Johnson zeigte die normale Verfassung eines Mannes, der seit neun Monaten beerdigt ist, der elektrische Apparat arbeitete tadellos, und nur am Sarge war eine kleine Reparatur erforderlich. Sie wurde ausgeführt, das Grab zugeschüttet —, und Nr. 169 ließ sich nicht mehr vernehmen.

Die Resurrection Co. scheute sich nicht, trotz des amtlich festgestellten Befundes mit diesem bedauerlichen Vorfall Reklame zu machen. Sie erklärte, durch die Schuld meiner Verwaltung sei Mr. Johnson verhindert worden, ins Leben zurückzukehren, und brachte in allen Morgenblättern mein Bild mit der Unterschrift: „Der Kirchhofsmörder von Necropolis." Eine Protestversammlung von 2500 Resurrection-Aktionären und Interessenten wurde abgehalten, und ich hätte für meine Stellung nicht fünf Cent gegeben, wenn nicht der Regierung

meine Tätigkeit als Wahlagent in dem Stadtviertel, wo Mr. Johnsons Mieter wohnten, unentbehrlich gewesen wäre. Auch erklärten die Hinterbliebenen, deren Interessen immerhin als die nächsten zu gelten hatten, auf Mr. Johnsons Auferstehung keinen Wert zu legen.

Der folgende Fall war ernster. Etwa vierzehn Tage nach Johnsons Wiederbestattung läutete abends zur gewohnten Stunde Nr. 289, eine Miß Simms, die sich zu Lebzeiten eines besondren Rufes nicht erfreut hatte. Auch sie war schon mehrere Monate bei uns. Gemäß der neuen Dienstanweisung der Kommission beauftragte ich meinen Inspektor, Miß Simms telephonisch anzurufen, obwohl ich das gegenüber einer Dame, die seit geraumer Zeit eines bessern Lebens teilhaftig war, für eine lächerliche, wenn nicht frivole Handlungsweise hielt.

Sie hätten sehen müssen, wie der Inspektor zurückkam! Wachsgelb und hohlwangig; die Augen hingen ihm wie Glaskugeln im Kopf; ich kann nur sagen, daß sein Anblick an Mr. Johnson erinnerte. „Well, what's the matter?" fragte ich. ‚Well, ich rief an und hielt den Fernsprecher ans Ohr —, und ich will verdammt sein, wenn es nicht ganz deutlich ‚Halloo' aus dem Apparat antwortete. Aber mit einer Stimme wie aus einem hohlen Brustkasten'. . . . Ich ging selbst hinunter und schrie in den Apparat: ‚Zum Teufel, ja, was wollen Sie eigentlich?' . . . Und wissen Sie, was das Frauenzimmer antwortete? ‚Ich möchte mit Nr. 197 verbunden sein."

Diesmal war die Resurrection Co. in Verlegenheit. Schon früher hatte die Geistlichkeit im Verein mit dem theosophischen Klub die Frage auf-

geworfen, ob das unterirdische Telephonnetz nicht geeignet sei, die heilige Ruhe der Toten zu stören. Wurde dieser Vorfall bekannt, so hatte die Partei der Frommen gewonnenes Spiel, und das ist bei uns das Gefährlichste.

Es kam eine Einigung mit der Gesellschaft zustande, wonach diese der Presse 50 000 Dollar zur Verfügung stellte und sich verpflichtete, alle Fernsprecher innerhalb vierzehn Tagen zu beseitigen. Die Läutwerke zu entfernen, konnte sie sich nicht verstehen, denn das hätte ihre völlige Auflösung bedeutet. Unbegreiflicherweise ließ dagegen unsre Verwaltung sich zu dem Zugeständnis verleiten, daß nach wie vor bei hoher Vertragsstrafe diese verfluchten Klingeln niemals ausgeschaltet werden durften. Wir sind noch heute verpflichtet, sie von einer eigens angestellten Person bedienen zu lassen.

Miß Simms hörte auf zu läuten, sobald sie merkte, daß zu mündlichen Unterhaltungen keine Gelegenheit mehr war. Aber bald meldete sich ein neuer Korrespondent, und zwar, merkwürdig genug, nur bei Regenwetter. Einer meiner Leute kam auf den Gedanken, hinauszugehen, um zu sehen, was los sei: da ergab sich, daß infolge eines Fehlers der Entwässerungseinrichtung der Hügel unterspült wurde. Der Kunde soll, wie ich später erfuhr, stark rheumatisch veranlagt gewesen sein. Sofort wurde der Mißstand beseitigt, und es gab abermals Ruhe.

Daß es ein Fehler gewesen war, auf diese Beschwerde einzugehen, stellte sich bald heraus. Denn nun kamen sie von allen Seiten mit Privatwünschen und Nörgeleien. Der eine klingelte, weil seine Gittertür nicht schloß; bei einem andern war die Bank wacklig geworden; ein Dritter brauchte fri-

schen Kies, der Vierte hatte Regenwürmer. Die Tätigkeit der Kirchhofsverwaltung hatte sich in einem Vierteljahr verdreifacht, und die laufenden Ausgaben waren auf das Vierfache gestiegen. Einzelnen Kunden genügte die Tätigkeit einer Katze aus der Nachbarschaft, um die Beamten mitten in der Nacht zu alarmieren.

Das letzte Stadium dieser traurigen Entwicklung wurde durch einen ganz alltäglichen Fall herbeigeführt. Eine ältere unverheiratete Person signalisierte beständig ohne erkennbare Veranlassung. Es blieb nichts übrig, als auf schonendste Weise die Hinterbliebnen zu verständigen, und diese fanden heraus, daß eine boshafte Anverwandte in verletzender Andeutung eines frühern Vorfalls auf dem Grabe einen Myrtenkranz niedergelegt hatte. Es war leicht, die alte Dame zu beruhigen, aber das hatte zur Folge, daß nun unsre Kunden ganz allgemein das Tun und Lassen ihrer Hinterbliebnen in den Kreis ihrer Beschwerden zogen. Eine Dame findet z. B., daß ihre vier Schwiegersöhne zu früh zur Halbtrauer übergehen. Sie läutet täglich zwischen 6 und 8. Ein Schriftsteller ist mit der Grabschrift nicht zufrieden. Ein Telegraphenbeamter läutet mit kurzen und langen Intervallen, in einer Art Morseschrift, eine Kritik seines Nachfolgers. Ein Beispiel besonders anstößiger Einmengung in die Familienverhältnisse Hinterbliebner gibt jedoch bis auf den heutigen Tag ein gewisser Hopkins, den ich aus diesem Grunde namhaft zu machen mich nicht scheue.

Mr. Hopkins, ein fünfundsechzigjähriger, sehr begüterter Mann, hinterließ eine Frau von etwa zweiunddreißig Jahren. Es war zu erwarten, daß

sie Verehrer finden würde, und Hausfreunde sind der Ansicht, daß gerade Mr. Hopkins am wenigsten berechtigt gewesen wäre, hieran Anstoß zu nehmen. Kaum drei Monate nach dem Begräbnis ging die Klingelei los. Als Mrs.Hopkins hiervon Kenntnis erhielt, war sie trostlos. Das Zusammentreffen der Eifersuchtsanfälle ihres weiland Gemahls mit den Besuchen ihres Liebhabers war augenfällig. Manchmal meldete sich der Ehegatte morgens, manchmal nachmittags, meist aber abends, wie denn überhaupt die Zeit von sieben bis elf Uhr bei uns die bewegteste ist. Und jedesmal rasselte die Klingel wohl eine Viertelstunde lang in eigentümlich kadenziertem Tempowechsel. Mehrere Monate lang entzog sich die arme Frau durch eine Reise über den Ozean ihrem Verfolger. Erst gestern früh kam sie zurück —, und wirklich hat dieser infame Hopkins in der letzten Nacht bereits wieder viermal angerufen! . . .“

Die Geschichte fing an, mich zu ermüden. Der Direktor verlor sich in Einzelheiten.

„Nun, was sind Ihre Ansichten betreffs der Zukunft?“ fragte ich.

„So kann es auf die Dauer nicht gehen. Wir arbeiten uns auf. Ich habe mit meinem Bruder, dem Manager des Fourthy-Sixth-Avenue-Hotel, gesprochen; er suchte mir klarzumachen, daß seine Gäste noch anspruchsvoller seien, und schlug mir vor, die Preise zu erhöhen. Aber das ist schwierig. Meine Hoffnung besteht in der Aufhebung des Vertrags mit der Resurrection Co.“

„Aber Sie sagten mir, das würde die Existenz der Gesellschaft gefährden?“

„In diesem Augenblick vielleicht nicht mehr.

Sie steht mit drei weitern Städten in Unterhandlung. Unsre Kommission stellt ihr glänzende Empfehlungen aus. Wir sind auch bereit, eine Abstandssumme anzubieten. Vor allem liegt aber ein nahezu zwingender Grund vor. Der eine der Direktoren ist hochgradig schwindsüchtig und von den Ärzten aufgegeben. Natürlich wird er hier begraben werden. Mit dem Manne konnten seine Kollegen schon zu Lebzeiten nicht fertig werden —, nun denken Sie: wenn der die Klingel in die Hand bekommt! . . ."

Das leuchtete mir ein, und ich begriff, warum der Kirchhofsverwalter mir nur bis zum 15. Juni 1898 Schweigen auferlegt hatte.

Aus New York kabelt man mir, daß der kranke Direktor durch den Gebrauch von Dr. Hamilton S. Myerstines Hämatose (in allen Apotheken erhältlich) gerettet worden ist. Er hat den Weg von Necropolis, Dacota, bis Key West per Rad zurückgelegt und stellt jetzt Beobachtungen über das Gelbe Fieber an.

Die Resurrection Co. ist jetzt damit beschäftigt, acht Kirchhofsinstallationen in den Vereinigten Staaten auszuführen, und hat ihr Kapital auf 7½ Millionen Dollar erhöht. Erste Bankinstitute, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, die Interessen des deutschen Kapitals in Amerika zu vertreten, sollen im Begriff stehen, sich einen erheblichen Anteil an dem Unternehmen zu sichern.

Uner diesen Umständen betrachtete ich es vom wirtschaftlichen Standpunkt aus als eine zeitgemäße Aufgabe, über die Tätigkeit der Gesellschaft, so weit es mir möglich war, Aufschlüsse zu geben.

1898

TALMUDISCHE GESCHICHTEN

VOM SCHRIFTGELEHRTEN UND VON DER WAHRHEIT

Aus dem babylonischen Talmud

Ein Schriftgelehrter saß in seinem Hause und weinte vor Betrübnis. Denn er forschte im Gesetz, und war vieles, das sein Geist nicht erfaßte.

2. Da trat zur Tür herein ein Weib, das war nackt;

3. und hub an und sprach: Erschrick nicht und schäme dich nicht meiner Nacktheit, denn da ich gekommen, will ich dir das Wort deuten.

4. So deutete sie ihm die Schrift, bis daß der Nachttau sich niederließ und der Morgen kam. Da sprach das Weib: Verschließe deine Bücher und lege dein Festgewand an,

5. denn ich bin gekommen, daß du mich zum Könige führest.

6. Der Schriftgelehrte aber schrie: Was willst du beim Könige, da du voll Weisheit bist und andern Weibern nicht ähnlich? Weißt du nicht, daß vor dem Stuhl unsers Herrn die Torheit kniet und die Heuchelei sich spreizet und die Lüge redet? Und bist nackt und von schöner Gestalt und fürchtest dich nicht vor der Begierde der Höflinge?

7. Das Weib aber sprach: Führe mich zum König!

8. Und da sie in den Palast traten, ward das Weib kleiner denn zuvor und unansehnlich: und als sie vor dem Thron standen, war sie alt und runzlig und finstern Blickes.

9. Der Schriftgelehrte erhob sein Antlitz zum König und sprach: Herr, dies Weib ist weiser denn dein hoher Priester und mächtiger des Wortes denn

deine Propheten. Sie befahl mir aber, daß ich sie vor dein Antlitz führe.

10. Da lachte der König und sagte: Wohlan, so will ich sie prüfen. Und die um ihn waren, blickten voll Hohn.

11. Der König fragte also: Welcher Fürst ist der mächtigste? Und sie antwortete: Dein Nachbar von Westen.

Und der König fragte zum andern: Welcher Fürst ist der weiseste? Sie antwortete: Dein Nachbar von Osten.

Da ward der König unwillig und hieß seine Höflinge schweigen

12. und fragte zum Dritten: Was kündest du mir von meinen Völkern? Und sie sprach: Sklaven sind sie und Schlachttiere. Sie werden getreten wie Trauben in der Kelter. Und geben doch nicht Most, sondern eitel Tränen, Schweiß und Blut.

13. Da schrien die Weiber des Königs: Steiniget sie! Und spien sie an. Sie aber sprach zur einen: Schämst du dich nicht, daß du dich schminkest und purpurne Seide und goldene Schuhe trägst, da dein Leib vertrocknet ist und die Fülle deiner Brüste verwelkt? Und zur andern: Erdreistest du dich, daß du hintrittst vor den König, da dein Buhle noch in deiner Kammer liegt?

Der Schriftgelehrte aber wandte sich und floh von hinnen.

14. Jedoch der König erstickte seinen Grimm und sprach: Ich will sie zum letzten fragen. Sprich: Was redet das Volk, wenn es meiner gedenkt?

15. Das Weib antwortete: Sie reden, daß du ein Tor seist. Aber sie wissen es nicht. Denn ich sage dir: Du bist arm und elend.

16. Da erglühte der König vor Zorn und hieß das Weib fesseln und kreuzigen. Und die Weiber schlugen sie mit Ruten, und die Höflinge höhnten sie um ihre Nacktheit. Die Knechte aber führten sie hinaus und schlugen sie ans Kreuz.

17. Aber das Weib wollte nicht sterben. Und da die Nacht hereinbrach und die Wächter schliefen, riß sie sich los und entkam. Und schlang einen blutroten Schleier um ihr Haupt und nahm ein Schwert in ihre Rechte und stieg auf die Dächer der Häuser und rief:

18. Wachet auf, ihr Schläfer, erhebt euch, ihr Träumer! Schande über eure Feigheit und Schmach über eure Knechtschaft! Errötet um euren Hunger und schämt euch eurer Blöße! Gürtet euch mit Schwertern, ihr Männer, und rüstet euch mit Fackeln, ihr Weiber! Zerschmettert, die euch schlugen, und zermalmet, die euch drückten!

19. Da erhob sich das Volk; und sie erbrachen die Tore des Palastes und erschlugen den König samt seinen Kindern und seinem Gesinde.

Und da sie am Raube und Brande sich sättigten, schritt das Weib hinaus aus den Toren der Stadt und war schöner denn je zuvor.

20. Da begegnete ihr der Schriftgelehrte, der hinweggeflohen war, und sprach zu ihr: Bist du des Wortes kundig und säest Haß? Bist du von Gott und predigst Aufruhr? Sprich, daß ich wisse, wer du seist!

21. Und das Weib erhub sich und wuchs gen Himmel; und ihr Leib glühte wie das Eisen im Ofen des Gießers, und ihre Rede war wie die Stimme des Donners,

22. und sprach: Ich bin die Leuchte vor dem

Throne Jehovas und das flammende Schwert in seiner Rechten und heiße die Wahrheit.

Du aber stirbst, denn keiner, der geboren ist, soll mich erkennen und leben.

23. Da sank der Schriftgelehrte zusammen und verging zu Asche und Staub. Und war niemand, der ihn begrub noch um ihn trauerte.

Und sein Gedächtnis ist ausgelöscht und sein Name vergessen bis auf diesen Tag.

RABBI ELIESERS WEIB

Aus dem jerusalemitischen Talmud

Zu der Zeit, da Rabbi Elieser ben Josef lehrte zu Jabne, geschah es, daß er sich erzürnte wider sein Weib,

2. denn sie war unfruchtbar und nahm es sich zu Herzen, und ward schwermütig, und ihre Schönheit begann zu welken,

3. und er schrieb ihr einen Scheidebrief und verstieß sie.

4. Da er nun allein war in seinem Hause, sprach er: Ich will kein Weib mehr freien. Denn ich habe diese geliebt, und meine Hoffnung ist zuschanden geworden.

5. Einen Golem will ich mir schaffen und ihm einen lebendigen Odem geben, daß ein Weib erstehe; und sie soll schöner sein als die Töchter Judas und heitern Sinnes; und soll meine Gedanken denken und meine Worte sprechen. Kinder soll sie mir gebären und mich erfreuen alle meine Lebenstage.

6. Und er machte einen Golem aus Lehm und Erde und schrieb an seine Stirn den vierfach heiligen Namen und blies ihm lebendigen Odem ein und beschwor ihn, daß er atmete und lebte. Und siehe, das Weib war schöner als alle Töchter Judas und heitern Sinnes und der Liebe kundig; und ihre Stimme war süß, und ihre Worte waren wie seine Worte, und ihre Gedanken waren wie seine Gedanken.

7. Und er nannte sie Adamah und freute sich ihrer alle Tage und war guten Mutes. Und seine Werke waren gesegnet, und sein Ruhm mehrte sich, also daß die Heiden kamen von fern, um sein Wort zu hören, und sein Name genannt ward bis gen Edom.

8. Und er rühmte sich dessen zu dem Weibe Adamah; die aber hörte ihn an und schwieg. Denn sie war unbewegt einen Tag wie alle Tage, und es geschah niemals, daß sie lachte noch daß sie weinete. Nach einem Jahre aber gebar sie ihm einen Sohn.

9. Da geschah es, daß Rabbi Eliesers Mutter sich niederlegte und verschied. Elieser aber liebte sie von Herzen. Und da er in sein Haus trat mit schwerem Herzen und voll Kummer, kam das Weib ihm entgegen mit Trauerkleidern angetan und sprach: Siehe, deine Mutter war alt und schwach und grämlich. Sollte sie länger dahinsiechen und uns zur Last sein? So gedachte sie ihn zu trösten. Der Trost aber war ihm bitterer als der Schmerz.

10. Und abermals schlug der Herr den Rabbi Elieser, daß seinen jungen Sohn ein zehrendes Fieber befiel; und der Knabe starb in der dritten Nacht. Da nun Elieser in seiner Kammer lag und weinte und seine Tage verfluchte, trat das Weib zu ihm und sprach: Rabbi, hast du nicht gelehrt, daß unmäßiger Schmerz den Weisen schändet?

11. Da ergrimmte er vor Zorn und schüttelte seine Hände und schrie: Habe ich dir nicht ein Herz gegeben, auf daß du trauerst, und eine Stimme, auf daß du klagest, und Augen, auf daß du weinest? Du aber bist nichts als toter Lehm und Erde.

12. Und ergriff das Weib und löschte aus mit seinem Finger das Wort an ihrer Stirn. Da entwich ihr Leben, und der Golem zerfiel in Schutt.

13. Der Rabbi aber machte sich auf in derselbigen Nacht mit allen seinen Jüngern

14. und begab sich vor das Tor, wo sein Weib wohnte in Armut und Kümmernis, das er verlassen hatte, und klopfte an die Tür.

15. Die Frau aber erschrak und kam hervor und rief: Rabbi, bist du's? Kommst du bei Nacht mit Häschern und Fackeln, daß du mich umbringest?

16. Und Rabbi Elieser kniete vor seinem Weibe und sprach zu seinen Jüngern: Sehet, ich bin nicht wert, daß diese die Sünde von meinem Haupte nehme.

17. Sein Weib aber weinte vor Freude, legte ihr armselig Gewand ab und tat ihre Hochzeitskleider an und folgte dem Rabbi in sein Haus.

18. Elieser aber hielt sie in Ehren und liebte sie wie am Tage seiner Vermählung und schenkte ihr einen goldnen Schmuck mit feinen Perlen und Onyx; auf dem war geprägt das Bild der Stadt Jerusalem und des Tempels und der Burg Zion.

19. Alle Weiber aber neideten ihr den Schmuck; und unter ihnen war die Frau des Hohenpriesters. Der Hohepriester aber schalt sie und sprach zu ihr: Rabbi Eliesers Weib allein ist würdig, den Schmuck zu tragen unter den Weibern, denn ihre Liebe war mächtiger denn die Sünde.

Und es geschah, daß der Ewige heimsuchte die Stadt Jerusalem mit Pestilenz um ihrer Sünden willen.

2. Und nächtens zog der Engel des Todes durch die Straßen, der hielt ein schneidendes Schwert in seiner Hand,

3. damit rührte er die Türen der Häuser, und welche Tür er traf, da starben die Kranken bei Sonnenaufgang.

4. Und die Gassen der Stadt waren leer und die Märkte verödet; und die Wächter machten unter den Toren ein Feuer und zechten und wurden trunken. Denn sie sprachen: „Was soll es, daß wir über die Leichen straucheln? Wen Gott ruft, der wird auferstehen. Gestern waren wir zwanzig, heute sind wir sieben; was wird morgen sein?“

5. In der Straße aber, die da heißt Gehennom, wohnte eine Buhlerin mit Namen Thamar, nahe dem Südtor, die war schön von Angesicht und wohlgewachsen;

6. und hatte ihre Haare geflochten mit rosenfarbenen Bändern und schminkte ihre Wangen und trug güldne Spangen und Kettchen von Amethyst und Jaspis.

7. Da sie nun wachte die Nacht über an ihrem Fenster, kam der Engel des Weges, der glich einem Manne in schwarzen Kleidern und trug in seiner Hand ein geschliffnes Schwert.

8. Thamar aber winkte ihm und sprach: „Tritt herzu, Fremdling, und ruhe vom Wege. Siehe, meine Kammer ist geschmückt und duftet von Myrrhen. Draußen aber lauert die Pest, und der Tod ziehet einher.“

9. Und der Engel trat ins Haus. Sie aber sprach: „Ach, Herr, warum führest du in deiner Hand ein bloßes Schwert?“ Und er erwiderte: „Stehet nicht geschrieben: mit dem Schwerte will ich euch erlösen?“ Und sie sprach abermals: „Herr, warum ist dein Gewand schwarz wie der Abgrund der Nacht?“ Und er antwortete und sprach: „Stehet nicht geschrieben: die Toten will ich ehren und um die Lebenden will ich trauern?“

10. Und er setzte sich nieder und sprach: „Singe mir ein Lied.“ Sie aber tat, wie er befohlen hatte, denn ihre Stimme war lieblich, und hub an und sang:

11. „Saget nicht, meine Freundinnen, Töchter Israels, daß ich schön sei. Mein Geliebter naht, und ich schäme mich meiner Gestalt; ach, er wird mich verachten. Schmücket mich mit Ringen und goldenen Gehängen und kleidet mich in Purpurseide, daß sein Blick auf mir ruhe; salbet mich mit Narden und Ambrabalsam. Komme, mein Freund, und verschmähe mich nicht.

12. Lieblich bist du, meine Freundin, wie die Morgensonne, und schön, wie ein Maientag. Lege ab die Gehänge, denn deine Brüste sind feiner als Opale, tue weg die Spangen, denn deine Lippen sind leuchtender denn Rubine. Meine Hand glättet deine Haare, und sie duften lieblicher als Myrrhen; mein Arm liegt um deine Hüfte, und dein Leib ist frisch, wie eine köstliche Frucht. Dein Haupt ruhet an meiner Brust; meine Seele erzittert, und mein Herz entfliehet vor Sehnsucht.“

13. Und da sie also gesungen hatte, sprach der Engel des Todes: „Bereite das Lager.“ Und sie bereitete das Lager mit weißem Leinen und pur-

purner Decke. Da blieb er bei ihr bis eine Stunde vor Tagesanbruch, da der Wind sich erhob und die Spatzen begannen zu schreien.

14. Und sprach zu ihr: „Sprich, was ist dein Begehren? Siehe, ich gewähre dir, was du verlangest."

15. Thamar aber antwortete und sprach: „Wohlan, so begehre ich, daß du ablassest von dem, was du begonnen hast in dieser Nacht, ehe daß du hier eintratest." Er aber sprach: „Weib, kennest du mich?"

16. Da antwortete sie: „Habe ich dich nicht gesehen durch die Gasse schreiten? Dein Gewand war wie Rabenflügel und dein Schwert wie Wetterleuchten. Bist du nicht der Engel des Todes?"

17. Da erbebte er vor Zorn und sprach: „Nun wohl: es sei, wie du gesprochen. Aber freue dich nicht, Dirne, und frohlocke allzusehr. Hast du mich überlistet, so will ich dich überschreiten. Wisse, daß du mich abermals erblicken sollst; doch nicht eher als über siebenzig Jahre. Bis dahin sollst du leben und deines Lebens satt werden." Also ward die Buhlerin gestraft.

DER FÜNFSÜNDER

In den Tagen, da das Volk von Juda sich erhoben hatte wider die Knechte der Römer und verherrlicht worden war der Name des Heerführes, der genannt war Bar Kochba, das ist: Sohn der Sterne,

2. in diesen Tagen geschah es, daß die Söhne Edoms schlugen mit der Schärfe des Schwertes das Heer der Juden und töteten mehr denn siebenzig Tausend.

3. Und war Klagen und Wehgeschrei in Juda,

wie nie zuvor, weder zur Zeit Nebukadnezars noch jenes Kaisers, des Missetäters, des Name nicht gedacht werde.

4. Denn der Statthalter mit Namen Rufus zertrat das Volk Juda mit eisernern Sohlen und schlug es mit chernem Zepter, und sein Thronsitz starrte von Blut.

5. Und er ließ ein Verbot ausgehen bei Todesstrafe über das ganze Land, daß niemand bestatte die Leiber der Erschlagnen. Da hörte man viele das Wort im Munde führen: „Lasset die Toten ihre Toten begraben", und die also sprachen, entgingen dem Gericht und nannten sich die Lebendigen.

6. Zu dieser Zeit geschah es, daß Rabbi Meïr mit seinen Jüngern über Land zog; und da sie nahe der Stadt Uscha waren, sahen sie einen Menschen am Wege liegen, der war verwundet und wollte sterben. Und Rabbi Meïr trat zu ihm und sprach: „Wer bist du und wer hat dich geschlagen?"

7. Der aber erwiderte und sprach: „Herr, wende von mir dein Antlitz, denn ich bin ein Sünder vor Gott dem Herrn und unrein vor dem Gesetz." Da sprach Meïr abermals: „Was hast du begangen?"

8. Und der Mann erhob seine Stimme und schrie: „Wehe mir! Denn ich bin der, den sie den Fünfsünder nennen. Ich bin Unterhändler mit Dirnen, ich putze das Schauspielgebäude; ich trage die Gewänder der Dirnen ins Badhaus; ich tanze vor ihnen und schlage die Pauke."

9. Rabbi Meïr aber sprach: „Hast du niemals Gutes getan in deinem Leben?" Und der Mann erwiderte: „Da ich einstmals das Schauspielhaus säuberte, fand ich ein Weib. Die jammerte,

weil ihr Mann gefangen saß, und hatte nichts, daß sie ihn loskaufte. So wollte sie sich den Knechten der Römer hingeben, daß sie ihn lösete. Da ich dies hörte, verkaufte ich mein Bett und gab ihr das Geld."

10. Und Rabbi Meïr fragte zum letzten: „Nun sprich: wer hat dich geschlagen?" Da antwortete der Fünfsünder: „Die Knechte der Römer haben mich geschlagen, darum, daß ich meinen Sohn bestattete."

11. Da erhob der Rabbi seine Stimme und rief: „Fahre hin und schlafe über Nacht. Am Morgen aber wird der Herr dich erlösen. Wo nicht, so erlöse ich dich." Da verschied der Mann in Frieden.

DIE STIMME DES VOLKES

Aus dem jerusalemitischen Talmud

Um diese Zeit geschah es, daß der König von Juda mächtig wurde über viele Völker. Und seine Macht verblendete ihn also, daß der Geist Gottes von seinem Haupte wich;

2. und er ward wahnsinnig und deuchte sich einen Sohn Gottes und einen Gott auf Erden. Und befahl seinen Knechten, daß sie ihn anbeteten, und seinen Priestern, daß sie ihm opferten Zehnten, Erstlinge und Weihrauch.

3. Und wenn er sich auf seinem Throne wälzte in schamloser Nacktheit, so sprachen seine Knechte: Siehe, er ist bekleidet mit dem Lichte der Sonne: und wenn er auf dem Dache seines Hauses tanzte, so redeten sie: Siehe, er steigt auf und fährt gen Himmel.

4. Er aber verließ seinen Palast nimmer bei Tage noch bei Nacht und verwahrte die Tore mit ehernen Riegeln. Und war keiner, der sich der Burg nahete denn mit Zittern und Zagen.

5. Und befahl die Schriftgelehrten zu sich, daß er sie lehrte das Wort deuten; und die Saitenspieler hieß er spielen und die Flötenbläser blasen nach seiner Weise und Willkür.

6. Aber das Volk seufzte und sprach: Wehe uns und unsern Kindern! Auf dem Stuhle Davids sitzt ein reißender Löwe, seine Lefzen triefen vom Blut unsrer Söhne, und die Wände seines Hauses gellen von dem Geschrei unsrer Töchter. Raben und Geier nisten auf dem Berge des Herrn, und der Engel des Todes schreitet bei Nacht durch die Gassen.

7. Da jammerte den Propheten Maleachi das Geschrei des Volkes.

8. Und er machte sich auf, begab sich nach der Stadt Jerusalem und schritt zum Palast. Und die ehernen Tore sprangen auf vor dem Propheten, und die Knechte wichen zur Seite.

9. Und er trat vor den König, erhob seine Augen zu seinem Angesicht und blickte ihn an; und beschwor ihn im Namen Gottes, des Herrn (gepriesen sei er).

10. Und alsbald verließ den König der böse Geist, und es ward ihm Friede. Und er schämte sich seines Wahnsinns, verschloß sich in seine Kammer und weinte in Schmerzen.

11. Die Knechte aber rissen die Tore auf, daß das Volk hereinströmte, und schrien:

12. Sehet, zuvor war der König guten Mutes und stolz und voll Freudigkeit, jetzt ist er zerbrochen und will verzagen. Er hat sein Antlitz von uns gewendet, und wir werden das Licht seiner Augen nicht mehr schauen.

13. Sehet, der König weinet in seiner Kammer, denn dieser hat ihn angefahren und ihn beschworen als wie einen Wahnsinnigen. Die Wahrheit aber ist, daß ihn gelüstet nach dem Stabe und Diadem. Nun richtet ihr, welcher von beiden wahnsinnig sei: der gesalbte Sohn Davids oder dieser, der sich einen Propheten nennet.

14. Da rief das Volk: Wahnsinnig ist der Prophet! Und sie ergriffen ihn, schleppten ihn vor die Tore und steinigten ihn.

15. Da aber der Prophet tot war, verdüsterte sich des Königs Geist zum zweiten Male, und er wütete ärger denn zuvor; und sein Wahnsinn ward nicht von ihm genommen bis an sein Ende.

Er herrschte aber über Juda 76 Jahre.

1899

INHALT

AUFSÄTZE

Von Schwachheit, Furcht und Zweck 9
Ein Traktat vom bösen Gewissen 35
Das Grundgesetz der Ästhetik 47
Widmungen 69
Frank Wedekind zum fünfzigsten Jahr . . . 71
Hermann Stehr zum fünfzigsten Jahr . . . 74
Max Liebermann zum siebzigsten Jahr . . . 75
Geschäftliche Lehren 85
Vom Wesen industrieller Krisen 107
Vier Nationen 121
Englands Industrie 141
Massengüterbahnen 153
Promemoria betreffend die Begründung einer königlich preußischen Gesellschaft 171
Schule und Bildung 183
Ungeschriebene Schriften 197
Physiologisches Theorem 247

FRÜHERE SCHRIFTEN

Zur Physiologie der Geschäfte 257
Die Resurrection Co. 285
Talmudische Geschichten 299

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig